

RABENJAGD

EIN

ROMAN

IN DER WELT DES SCHWARZEN AUGES

VON

GERRIT HARM



Vorwort

Lieber Leser!

Vielen Dank für dein Interesse an „Rabenjagd“!

Es handelt sich bei diesem Roman um die **inoffizielle** Fortsetzung des 2011 bei Fanpro erschienen Romans „Rabenkind“. Aus verschiedenen Gründen konnte dieses Buch leider nicht in die Reihe der aktuellen DSA-Romane aufgenommen werden. Da ich die Geschichte aber um jeden Preis zu einem Ende bringen und die offenen Fragen beantworten möchte, soll „Rabenjagd“ auf diesem Wege Verbreitung finden.

Mit aventurischen Grüßen

G. Harm

Ich bitte dabei folgendes zu beachten:

Es gab für diesen Roman KEIN professionelles Lektorat. Daher möchte ich um Nachsicht bezüglich eventueller Tippfehler und kleinerer Fehler bitten. Außerdem weise ich noch einmal darauf hin, dass der Roman inoffiziell ist und damit nicht als Quelle für DSA verwendet werden kann.

Disclaimer

DAS SCHWARZE AUGE, AVENTURIEN und DERE sind eingetragene Marken in Schrift und Bild der Ulisses Medien und Spiel Distribution GmbH oder deren Partner. Ohne vorherige schriftliche Genehmigung der Ulisses Medien und Spiel Distribution GmbH ist eine Verwendung der Ulisses – Spiele – Markenzeichen nicht gestattet.

Kapitel 1 – Dunkelbach, 19. Ronda 1024 B.F.

Schwarze Wolken hingen am Himmel. Die Nacht war bereits über Dunkelbach hereingebrochen und die Bewohner des Dorfes hatten sich fast ausnahmslos in ihre Häuser zurückgezogen. Eine Palisade, teilweise Rußgeschwärzt, so als habe es vor kurzem einen mächtigen Brand gegeben, zeichnete sich in scharfen Schatten gegen das dunkle Blau der Nacht ab. Ihre Spitzen ragten trutzig in die Finsternis und zeigten klar, dass man es hier verstand, auf sich achtzugeben. Auf einem offenen Turm, der direkt am Eingang zum Dorf lag, konnte man zwei Gestalten erkennen. Sie hatten sich in lange Umhänge gehüllt und bewegten sich so wenig, dass man sie für Statuen hätte halten können. Hinter dem Schutzwall glommen hier und da noch gelbe Lichter in den Fenstern. Aus dem größten der Häuser waren sogar noch laute Stimmen zu vernehmen. Der aufkommende Wind trug Gelächter und das Klappern von Becher durch die Nacht.

Nicht weit von diesem Haus entfernt, stand eine kleinere, unscheinbare Hütte. Ihr Dach war sehr spitz und mit hölzernes Schindeln gedeckt. Auf dem First, direkt neben dem gemauerten Schornstein, saß ein Rabe. Er hatte den Kopf weit zwischen die Schultern geschoben und bewegte sich nicht. Seine Augen aber waren hellwach. Wie kleine schwarze Perlen funkelten sie, wenn er blinzelte oder den Kopf ein wenig drehte. Er hatte von hier alles im Blick. Er sah die Wachen auf dem Turm, das große Haus, in dem viele Menschen sein mussten und eben jene Hütte auf der er saß.

Schon seit geraumer Weile lauschte er interessiert den Geräuschen, die durch den Schlot zu ihm heraufdrangen.

Stimmen mischten sich mit dem Klang von brennendem Holz.

Der Vogel legte den Kopf in den Nacken und gab ein kaum hörbares Krächzen von sich. Ihm gefiel der Ton der Worte und so blieb er einstweilen, wo er war.

Die Nacht wurde älter und plötzlich erstarb das Gespräch der Menschen in der Hütte. Sie hatten mit einem Mal, und ohne erkennbaren Grund, aufgehört sich zu unterhalten.

Der Rabe legte nachdenklich den Kopf schräg. Er wartete noch einen Moment, doch es blieb ruhig. Schließlich beschloss er, dass weiteres Verbleiben nur langweilig und seinem Auftrag kaum zuträglich sein konnte. Es war Zeit zurückzukehren.

Er hüpfte das Dach entlang, breitete seine schwarzen Flügel aus und erhob sich in die Lüfte. Lautlos glitt er an einer Hand voll Häuser vorbei, zog über die Palisade und flog dann, immer dicht über den Wipfeln des nahen Waldes, davon.

In der Hütte hatte niemand den Besucher bemerkt. Ein leises Knistern erfüllte das Zimmer und die Flammen des Kamins spendeten warmes Licht. Vor der Feuerstelle stand ein großer, einfacher Tisch mit vier Stühlen. Eine Truhe und ein einfaches Regal waren die einzigen weiteren Möbel in der Kammer. Decke und Wände waren aus solidem aber groben Holz gearbeitet. Die einzigen Fenster, rechts und links neben der Feuerstelle, waren mit dicken Läden verschlossen.

Drei Gestalten saßen hier zusammen. Sie hatten offenbar gerade ihr Abendmahl beendet. Stille war eingekehrt und die Gesichter der drei Männer zeigten sich nachdenklich.

Einer von ihnen war sehr alt. Er hatte lange, graue Haare und trug einen würdevollen Vollbart. Tiefe Falten zogen sich über sein Antlitz, doch seine Augen spiegelten einen scharfen und wachen Verstand wieder. Er war in eine alte, rote Robe gehüllt und neben ihm lehnte ein langer, knorriger Stab am Tisch. Er hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und hielt die Hände auf dem Schoß gefaltet.

Neben ihm saß ein Krieger. Er war beinahe zwei Schritt groß und kräftig gebaut. Seine langen, schwarzen Haare hatte er zu einem Zopf gebunden und ein gestutzter Bart zierte sein Kinn. Die tiefgründigen Augen, die ebenfalls die Farbe der Nacht trugen, glänzten im Schein des Feuers. Obwohl er kaum dreißig Sommer gesehen haben mochte, meinte man in seinem Blick die Sorgen und Erfahrungen eines weit längeren Lebens erkennen zu können. Er war mit einem geschwärzten Kettenhemd gerüstet, trug eine lederne Hose und hohe Stiefel. Weißer Wappenrock und Umhang mit dem Zeichen Borons wiesen ihn als geweihten Diener des Totengottes aus. Neben ihm lehnte ein mächtiger Kriegshammer am Tisch und in einer ledernen Schlaufe am Gürtel hing der traditionelle Rabenschnabel. Er sah gedankenverloren ins Feuer.

Auf der anderen Seite des Tisches saß ein Zwerg. Er hatte feuerrotes Haar und einen mächtigen Bart von gleicher Farbe. Beides war kunstvoll zu mehreren Zöpfen geflochten worden. Auch in seinem Gesicht hatte die Zeit deutliche Spuren hinterlassen. Doch trotz aller Narben und Furchen wirkte er nicht bedrohlich oder furchteinflößend, sondern freundlich und weise. Er trug ein Kettenhemd und lederne Beinkleider. Wenn er sich auf dem zu großen Stuhl bewegte, rasselten die Glieder seiner Rüstung und das Licht des Kamins schimmerte von hunderten feiner Ringe wieder. Neben ihm auf dem freien Stuhl lagen zwei

zwerghische Äxte. Die Lindwurmschläger sahen sich so ähnlich, dass auch der Kundige sie leicht hätte verwechseln können.

Ortosch griff nach einem der silbernen Weinkelche, die auf dem Tisch standen. Er nahm das wertvolle Gefäß in beide Hände und betrachtete die Verzierungen darauf mit nachdenklicher Miene. Dann begann er plötzlich zu grinsen. Das Relief auf dem Becher stellte eine Szene aus dem bäuerlichen Leben dar. Mehrere Männer und Frauen waren zu erkennen, wie sie Trauben ernteten und in große Körbe füllten. Doch so passend dieses Motiv auch für einen Weinkelch war, so unbegabt musste der Künstler gewesen sein, der es einst in das Silber getrieben hatte. Die Gesichter der Menschen wirkten merkwürdig entrückt, ihre Proportionen schlecht getroffen.

Mit einem amüsierten Schnauben stellte Ortosch den Kelch wieder zurück auf den Tisch.

Er fühlte sich nicht recht wohl. Zwar war das Essen gut und der Wein trinkbar gewesen, aber er hatte sich ihr Wiedersehen anders vorgestellt. Es war erst einige Wochen her, da hatten er und Garlon, der Golgarit, nur ein paar Schritte von hier um das Schicksal dieses Dorfes gekämpft. Sie hatten sich einer grausigen Bedrohung stellen müssen und wären um ein Haar über das Nirgendmeer gefahren, wenn nicht... ja, wenn nicht Rudonatus aufgetaucht wäre.

Ortosch sah zu dem alten Magier herüber. Er verdankte ihm sein Leben. Doch lange gedankt hatte er ihm nicht. Er selbst hatte das Dorf bald nach dem Kampf wieder verlassen und sich um seinen Gasthof gekümmert, der nur einen knappen Tagesmarsch von hier entfernt lag. Die Gefahren schienen abgewendet und das Leben musste weitergehen.

Das alles lag jetzt über einen Mond zurück und es war an der Zeit gewesen sich wieder einmal in Dunkelbach zu zeigen. Wie erwartet hatte man ihn freundlich empfangen und der Magier, der nach der Zerstörung seines eigenen Hauses in ein neues gezogen war, lud ihn sofort zu sich ein. Zuerst hatten sie fröhlich über Praios und Dere geredet, als sei nie etwas gewesen. Rudonatus hatte von den Fortschritten des Wiederaufbaus berichtet und bald war auch Garlon zu ihnen gestoßen. Doch als die drei Männer dann im Schein des Feuers zusammensaßen und es draußen still wurde, gingen ihnen die unbeschwerten Geschichten aus. Die Erinnerungen an jene schreckliche Nacht waren noch zu frisch, zu viele Fragen ungeklärt, als das man einfach darüber hinwegsehen konnte.

Ortosch war sich sicher, dass sie alle darüber sprechen wollten, doch keiner traute sich den Anfang zu machen.

„Dann gehen die Zwerge wiedereinmal voran“, sagte er bedächtig zu sich selbst, bevor er mit lauterer Stimme weitersprach. „Es scheint sich also alles gut zu entwickeln, sagt Ihr und die Menschen werden hier bleiben. Das war nicht unbedingt so zu erwarten, nachdem was sie alles haben durchmachen müssen.“

Rudonatus nickte nach kurzem Zögern. Es wirkte, als habe ihn der Zwerg aus tiefen Gedanken geweckt. „Ihr Anführer ist ein starker Mann. Viele wollten das Dorf nach jener Nacht aufgeben, aber er hat sie überzeugt zu bleiben. Mir ist das sehr recht, denn alleine wäre das Leben nicht nur gefährlicher, sondern auch recht trübe geworden.“ Der Magier lächelte.

„Ihr wäret auch alleine hier geblieben?“, entgegnete der Zwerg. „Euer Haus liegt in Trümmern. So wie ich das sehe, wird es nicht leicht werden, es wieder aufzubauen.“

Ich hätte nicht gedacht, das ein Zauberer wie Ihr so heimatverbunden ist.“

„Nun, zumindest für eine Zeit“, begann Rudonatus. „Es gibt Dinge, die sind nicht so leicht zu erklären.“ Er strich sich über den Bart und seufzte. „Da ist etwas, über das ich mir seit meiner Rückkehr den Kopf zerbreche.“ Er senkte Blick und Stimme. „Ich hätte Euch schon viel früher einweihen sollen. Doch war ich bisher gewohnt meine Probleme alleine zu lösen.“

„Worin Ihr nicht eben schlecht seid“, antwortete Ortosch und grinste. „Aber Spaß bei Seite. In was hättet Ihr uns schon früher einweihen sollen? Die Orks sind vertrieben und die finsternen Magier tot oder geflohen. Es droht keine Gefahr mehr für die Menschen dieses Dorfes.“

Rudonatus sah zuerst Garlon, dann Ortosch ernst an, so als ob er sich noch immer nicht sicher war, sein Geheimnis mit ihnen zu teilen. Doch als auch Garlon, der bisher still da gesessen und nur zugehört hatte, ihn auffordern ansah, ging ein Ruck durch den Magier.

„Also gut“, begann er und lehnte sich ein Stück vor. „Ich fürchte, dass wir es noch nicht überstanden haben. Ihr habt Recht, Sohn des Kirgam, wenn Ihr sagt, dass die Orks besiegt worden sind. Doch über solche Gefahren zerbreche ich mir auch nicht den Kopf. Eine Bande räudiger Straßendiebe ist nicht das Problem. Es ist etwas viel schlimmeres.“ Rudonatus hatte die Stimme erneut gesenkt und den Blick für einen Moment von seinen Zuhörern abgewandt. Er sah in die Flammen. Es vergingen einige Augenblicke, ehe er den Faden wieder aufnahm. „Nein, ich mache mir Sorgen wegen eines Fehlers, den ich vor vielen Jahren begangen habe und der mich nun verfolgt und eingeholt hat.“

„Ein Fehler?“, fragte Ortosch nachdem der Magier wieder eine kurze Pause eingelegt hatte. Er nahm die tönernen Karaffe und schenkte sich Wein nach. „Kommt schon und erzählt was, bei Angrosch, hier los ist!“

Auch Garlon nickte und forderte Rudonatus mit einer Handbewegung auf seine Erläuterungen fortzusetzen. „Ihr könnt uns vertrauen“, sagte er ruhig. „Wir verdanken Euch unser Leben und werden Euch nicht leichtfertig verurteilen.“

Ortosch bemerkte sofort das Zucken auf dem Gesicht des Magiers. Vielleicht hätte der Golgarit den letzten Teil seines Satzes weglassen sollen. Offenbar waren die Dinge die zu berichten waren heikel.

„Jetzt aber Butter zu den Fischen, wie der Thorwaler sagt!“, scherzte Ortosch und versuchte die Stimmung mit einem breiten Grinsen aufzulockern. „Wir werden alle nicht jünger!“

Wieder seufzte der Magier. „Es geht um mein Haus. Oder besser um etwas, dass ich dort verborgen hatte und das nun verschwunden ist.“

„Etwas gefährliches?“, fragte Ortosch.

„Das kommt darauf an in wessen Hände es...“, Rudonatus zögerte, dann verzog er das Gesicht und sprach energisch weiter. „Nein, bei den Göttern, es ist in jedem Fall gefährlich. Es ist ein Artefakt, dass ich selbst vor vielen Jahren mehr zufällig erhalten habe. Ein Buch.“

„Ein Buch“, stellte der Zwerg skeptisch fest. „Ihr vermisst ein Buch aus Euren Regalen? Wie könnt Ihr wissen, dass eines fehlt? In dem Trümmerhaufen könnt Ihr doch niemals sagen was dort ist und was verschwunden oder zerstört.“

Garlon nickte zustimmend. „Es ist noch immer ein beachtliches Durcheinander.“

Rudonatus legte die Hände auf den Tisch und begann mit den Fingerspitzen auf der Platte zu tippen. „Weil ich den Dieb damit in flagrante delicto ertappt habe. Es war in der Nacht, da der Angriff geschah und ich an diesen Ort zurückkehrte. Er hatte das Buch in seiner Tasche. Er muss es aus dem Versteck gestohlen haben.“ Der Zauberer ballte seine Hände zu Fäusten. Seine Miene wurde grimmig. „Und dann habe ich übereilt gehandelt. Ich bin in Panik geraten.“ Er schlug mit der Rechten auf den Tisch, so dass die Teller hüpften und ein Messer zu Boden fiel. „Bei der Macht von Bastrabun, ich habe ihn getötet!“ Er senkte den Blick.

Nach einem gespannten Moment der Stille ergriff Ortosch das Wort. „Ihr habt den Dieb getötet“, stellte er fest. „Nun, Ihr habt Euch verteidigt, nehme ich an. Damit ist das nichts Verwerfliches. Wer war es?“

„Gewiss habe ich mich verteidigt. Ohne Not werde ich niemals töten“, gab Rudonatus zurück, dann beschrieb er mit knappen Worten jenen jungen Magier, für dessen Tod er die Verantwortung trug. Ortosch und Garlon sahen sich kurz an. Beide wussten, dass er von Velin sprach, dem Zauberer, der vor wenigen Wochen um ein Haar den Untergang des Dorfes bewirkt hätte.

„Ich hatte gedacht, er sei von einem Geist getötet worden“, antwortete der Golgarit ruhig. „Habt Ihr selbst das nicht am nächsten Tag gesagt? Aber das soll nun gleichgültig sein. Velin Jaldorn hieß er und war mitverantwortlich für das, was diesem Dorf widerfahren ist. Er hat damit nur seine gerechte Strafe erhalten.“

„Wenn ihr aber den Dieb getötet habt, müsstet Ihr das Buch dann nicht in Eurem Besitzt wissen?“, schaltete Ortosch sich ein.

Wieder begann Rudonatus mit den Fingern zu trommeln. „Nein, das heißt es leider nicht. Er wurde von einem Ds-hinn der Lüste davon gerissen und seit dem habe ich das Buch nicht mehr gesehen. Ich habe die letzten Tage und Wochen danach gesucht, wann immer ich die Zeit dafür erübrigen konnte. Aber meine Kräfte kehren nach dem Kampf jener Nacht nur langsam zurück und so konnte ich keine Magie dafür einsetzen.“

„Es ist also fort. Gut!“, sagte Ortosch und erntete dafür einen verwirrten Gesichtsausdruck seines Gegenübers. „Wenn es verschwunden ist, dann wird es uns doch keine Probleme mehr bereiten. Ich kann mir sowieso kaum vorstellen, was an einem Buch gefährlich sein soll, selbst wenn es verhext ist.“

Rudonatus atmete tief durch. „Jemand anderes muss es genommen haben. Und das ist sehr wohl ein Problem. In diesem Buch ist eine Seele gefangen, eine finstere Seele. Es kann den Geist vergiften und die Menschen dazu bringen schreckliche Dinge zu tun. Ich weiß nicht viel über dieses Artefakt, vielleicht schlummern noch größere Gefahren in den Zeilen jener Niederschrift. Damals jedenfalls konnte ich seinen Einflüsterungen nur knapp widerstehen und habe es in meinem Keller verborgen, damit es keinen Schaden anrichten konnte.“

Ortosch bemerkte, wie sich die Miene des Magiers bei den letzten Sätzen verändert hatte und er sah, dass auch Garlon dies erkannte. Er erzählte ihnen nicht die ganze Wahrheit. Überhaupt wirkte der Magier an diesem Abend viel nervöser, als sonst.

„Doch das war ein Fehler! Beim Drachenei von Kunchom!“ Wieder schlug Rudonatus mit den Fäusten auf den Tisch. Der merkwürdige Ausdruck war von seinem Gesicht verschwunden. „Ich hätte es vernichten sollen, als

ich die Gelegenheit dazu hatte. Wir müssen es finden und ein für alle Mal zerstören!“ Er sah die beiden Krieger erwartungsvoll an.

„Hm“, machte Ortosch und sah zu Garlon hinüber. Auch er schien noch nicht überzeugt zu sein, obwohl seine Mine wie immer fast unbewegt blieb. Irgendetwas stimmte an dieser Geschichte nicht. Zumindest fehlte ein gehöriges Stück der Wahrheit. Aber im Grunde hatten sie keinen Anlass dem Mann zu misstrauen.

Plötzlich durchbrach Lärm die Stille. Dicke Regentropfen prasselten auf das niedrige Dach des Hauses, wie Kiesel auf ein leeres Fass. In der Ferne grollte Donner. Der Spätsommer hatte überraschend ein Gewitter geschickt.

Die Aufmerksamkeit der drei Männer hatte sich für einen Moment dem Wetter zugewandt, bis der Golgarit als erster das Schweigen durchbrach.

„Ich glaube Euch, dass das Buch eine Gefahr darstellt.“ Wieder donnerte es. „Wir sollten es finden und vernichten, oder einem Tempel übergeben. Ich denke für ein paar Tage können wir das Dorf verlassen.“

Rudonatus lächelte erleichtert. „Den Göttern sei Dank! Wir müssen es einfach tun. Wenn wir es nicht bekommen, werden sicher grausame Dinge geschehen.“ Sein Gesicht wurde erneut von einem schwer zu deutenden Ausdruck gestreift. Doch dieses Mal hatte er sich schneller wieder im Griff. „Lasst uns so schnell wie möglich mit der Suche beginnen. Wer auch immer es hat, darf nicht noch mehr Vorsprung bekommen!“

„Wie stellt Ihr Euch das vor?“, fragte Ortosch. „Sollen wir durch den Wald laufen und nach einem unbekannten Dieb mit einem Buch suchen? Ich fürchte, das hätte wenig Aussicht auf Erfolg. Außerdem hat, wer auch immer, uns gewiss schon mehr als einen Mond voraus.“

„Habt Ihr einen Hinweis? Einen Verdacht, wer es haben könnte?“, schaltete Garlon sich ein.

„Nun, ich habe einen Verdacht. Ich nehme an, das Magister Merelendian es an sich brachte. Das war doch der Name des Komplizen, nicht wahr?“

„Richtig“, antwortet Ortosch, bevor Garlon es tun konnte.

„Das war der zweite Schwarzkünstler, der hier sein Unwesen getrieben hat. Auch er ist in jener Nacht verschwunden. Möglich, dass er Euer Buch hat. Allein, was bringt uns das?“ Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. „Nachdem was hier passiert ist, wird er kaum im Wald warten, bis wir ihn holen kommen.“

„Das nicht“, begann der Magier. „Aber wenn man einen Namen und ein Gesicht hat, sucht es sich leichter. Vielleicht könnten wir Euren Freund, den Söldner, um Hilfe bitten. Als Agent der KGIA muss er doch über gute Quellen verfügen und sich in solchen Dingen auskennen.“

„Er ist schon vor Wochen gegangen, um Bericht zu erstatten und sich neuen Aufgaben zu stellen, wie ihr wissen solltet“, antwortet Garlon. „Von ihm können wir keine Hilfe erwarten.“

Erneut grollte Donner. Das Dach zitterte, so kraftvoll brach das Himmelsgebrüll über sie herein. Wind kam auf und zerzte an den Läden, dass es nur so schepperte.

Ortosch drehte sich um. „Bei Angroschs Hammer! Was für ein Wetter!“, sagte er und schüttelte sich. „Muss an den nahen Bergen liegen.“

„Es gibt natürlich auch andere Mittel und Wege, um jemanden oder etwas auf Dere und darüber hinaus zu finden.“ Rudonatus hatte leise gesprochen, so als sei er sich nicht sicher die richtigen Worte gewählt zu haben. Nun lagen fragende Blicke auf ihm.

„Es ist so, dass das letzte Wesen, von dem ich sicher bin, dass es das Buch gesehen hat, ein Geist ist.“ Die Blicke seiner Zuhörer wurden nicht weniger fragend, also setzte er seine Ausführungen fort. „Jedenfalls das letzte Wesen, dass sicher auch noch existiert. Es könnte mir gelingen diesen oder auch einen anderen Geist zu rufen und ihn nach dem Buch suchen zu lassen. Mit ein wenig Zeit und der Götter Hilfe sollte es gelingen.“

„Pah!“, gab Ortosch von sich. „Geister! Auf so eine Idee kann auch nur ein Zauberer kommen.“ Er verzog verärgert das Gesicht. Auch wenn er der Magie nicht so abgeneigt war, wie die meisten Zwerge, konnte er diesem Plan doch nichts abgewinnen.

„Ihr werdet keine Seelen ihrer Ruhe berauben“, sagte Garlon. Er hatte nicht laut gesprochen und sein Gesicht trug weder Wut noch Zorn. Dennoch hatten seine Worte eindringlich wie der Befehl eines Offiziers geklungen. „Das werde ich nicht zulassen.“

„Beim Drachenei von Khunchom!“, rief Rudonatus und hob beschwichtigend die Hände. „Ich würde niemals Geister verstorbener Menschen rufen und ihre Ruhe stören! Mit der *Nekromantie* habe ich nichts zu tun.“ Garlons Blick blieb skeptisch und auch Ortosch sah den Magier misstrauisch an.

„Euer Gnaden“, begann der Zauberer nach kurzem Zögern. „Ich spreche nicht von dieser Art Geister. Ihr als gelehrter Mann werdet den Unterschied zwischen ruhelosen Seelen und den Manifestationen der Elemente kennen. Jener Geist, der das Buch als letztes sah, war ein Dschinn, wie ich bereits sagte.“

„Ein Flaschengeist?“, fragte Ortosch erstaunt. „Die gibt es doch nur in den Geschichten der Wüstenkinder. Ich bin schon weit herumgekommen und habe selbst noch kein

solches Wesen gesehen. Und wenn es sie doch gibt, dann halte ich es für keine gute Idee einen zu rufen. In den Erzählungen sind sie launenhaft und gefährlich. Genau wie Elfen, mit denen sie sicher verwandt sind!“

Gerade wollte der Magier etwas entgegnen, da erhob Garlon erneut die Stimme. „Auch das halte ich für gefährlich“, sagte er ruhig, ohne sich um die Einwände des Zwergs zu kümmern. „Aber nur Ihr könnt einschätzen wie riskant es ist, wenn wir das Buch nicht bald finden. Können wir nicht zunächst auf die herkömmliche Art nach dem Zauberer suchen?“

„Wir haben jetzt schon zu viel Zeit verloren. Magister Merelendian schien mir ein erfahrener Kollege zu sein. So jemanden findet Ihr nicht, wenn Ihr auf der Straße nach ihm fragt. Er hat Mittel und Wege sich zu tarnen und unerkannt von Ort zu Ort zu kommen.“ Rudonatus lehnte sich wieder auf seinem Stuhl zurück und faltete die Hände. „Nein, ich fürchte wir werden ihn ohne die Hilfe der Zauberei nicht zu packen kriegen. Und wenn er erst einmal die Geheimnisse des Buches entschlüsselt hat, weil wir zu langsam waren, wollten wir ihn vielleicht gar nicht mehr erwischen.“

Rudonatus sah von Garlon zu Ortosch und wieder zurück. Niemand sagte etwas. Einige bange Augenblicke vergingen, bis der Golgarit die Stille brach.

„Ich werde darüber nachdenken, ob Euer Plan der Götter Segen empfangen kann. Bis morgen früh wird die Jagd noch werden können.“ Er erhob sich, nahm seinen Becher vom Tisch und leerte ihn. „Danke für die Gastfreundschaft. Ich werde mit der Sonne wieder hier sein. Möge Boron über Euren Schlaf wachen.“ Mit einer knappen Handbewegung verabschiedete er sich und verließ die

Hütte. Ortosch nickte Rudonatus noch einmal zu, dann folgte er.

Draußen war es kühl geworden. Am Himmel zerstreute ein leichter Wind die letzten Wolken, die das Gewitter hinterlassen hatte und lies unzählige Sterne erstrahlen. Im Dorf waren kaum noch Lichter entzündet, dennoch fanden Garlon und Ortosch ihren Weg.

„Du hast doch nichts dagegen, wenn ich mich bei dir einquartiere, oder?“, fragte der Zwerg.

„Sicher nicht“, gab Garlon zurück.

Sie überquerten den kleinen Bach der dem Dorf seinen Namen gab und erreichten bald darauf die Hütte der Borongeweiheten, die direkt am Boronsanger stand.

„Was hältst du von der Geschichte?“, fragte Ortosch, als sie im Inneren angelangt waren. „Der alte Mann verbirgt etwas vor uns. Andererseits hat er wahrscheinlich doch recht damit, dass wir sein Buch suchen sollten. Aber nicht, um es ihm in die Finger zu drücken. Wir müssen vorsichtig sein.“ Er zog seine Stiefel aus und streckte sich. „Findest du es nicht auch merkwürdig, wie er in jener Nacht hier aufgetaucht ist? Hat er dir gegenüber je ein Wort darüber verloren, wo er all die Jahre gewesen ist?“

„Nein“, gab Garlon zurück. „Er wird seine Gründe haben.“

„Vielleicht“, antwortete Ortosch. „Mir schmeckt das trotzdem nicht so recht.“ Er sah sich um. „Wir sollten ein kleines Feuer für die Nacht machen, sonst hohlen wir uns noch den Rotz.“

„Ja“ antwortete Garlon knapp. „Du weißt, wo das Feuerholz liegt. Ich werde jetzt beten. Hoffentlich sehe ich die Dinge morgen etwas klarer. Bishdaniel sei mit dir.“

Nachdem der Zwerg mit wenigen, geschickten Handgriffen ein Feuer in dem kleinen Kamin der Hütte entfacht hatte, wurde es schnell wärmer. Er setzte sich vor der Feu-

erstelle auf den Boden und sah noch eine Weile in die Flammen. Hinter ihm war Garlon bereits eingeschlafen.

Jetzt würden er also doch nicht so bald wieder in sein Gasthaus zurückkehren. Wenn er ehrlich war, hatte er damit gerechnet, vielleicht auch ein wenig darauf gehofft. Und trotz aller Zweifel freute er sich darauf dem Zauberer hinterherzujagen. Sein Herz hatte den Rausch des Abenteuer schon oft gespürt und wollte sich jetzt, nach den Wilden Vorkommnissen der letzten Wochen, nicht einfach wieder mit dem Leben eines Wirtes abgeben.

Es schien, als könne sich ein Krieger nicht so ohne Weiteres zur Ruhe setzen, ganz egal wie lange er so tut, als sei er ein gewöhnlicher Mann. Ortosch sah auf seine Beile hinab, die er sich auf den Schoss gelegt hatte. Er strich sanft über den glatten Stahl. Nach und nach versank er in alten Erinnerungen. Wenig später lag auch er in Borons Armen.

Kapitel 2 – Dunkelbach, 20. Ronda 1024 B.F.

Der nächste Morgen brachte einen herrlichen Sonnenaufgang. In sattem Rot erhob sich die Sonnenscheibe über dem dichten Wald, der das Dorf auf fast allen Seiten umschloss und weckte mit ihren Strahlen das Leben. Ein kühler Wind blies von den Bergen herab und erinnerte an den nahenden Herbst. Doch noch war es Sommer und der Tag würde warm werden.

Ortosch gähnte.

„Ich bin auch nicht mehr der Jüngste.“ Er streckte sich, bis es in seinem Rücken beunruhigend knackte. Er stand zusammen mit Garlon vor dem Haus des Zauberers und sah in den Morgenhimmel. Wie von dem Golgariten angekündigt, waren sie früh aufgebrochen, um erneut mit Rudonatus zu sprechen. „Von mir aus hätten wir noch ein wenig auf den Lagern liegen bleiben können.“

„Wir haben wichtigeres zu tun“, antwortete Garlon knapp und klopfte an die hölzerne Tür. Seinem Gesicht waren keine Gefühle anzusehen und dennoch hatte Ortosch den Eindruck, dass ihn etwas sehr bewegte. Es dauerte eine Weile, bis sie Schritte vernahmen und Rudonatus kurz darauf die Tür öffnete.

„Ah, guten Morgen!“, begrüßte er die Männer und blinzelte ob der Helligkeit der aufgehenden Sonne. Er trug wieder seine rote Robe. Es hatte den Anschein, als habe er auch darin geschlafen. Das graue Haar stand ihm wirr vom Kopf ab und auch der Bart war alles andere als in bester Ordnung. „Habt Ihr eine Entscheidung getroffen?“, fragte er hoffnungsvoll.

„Ja. Aber wir sollten nicht hier weitersprechen, wenn es Euch nichts ausmacht“, sagte Garlon und trat einen Schritt vor.

„Sicher nicht, kommt herein“, antwortet der Zauberer und gab den Weg frei. „Mit Frühstück kann ich allerdings nicht dienen. Man ist so gut und versorgt mich mit allem Nötigen, aber die Magd kommt wohl erst in einer Stunde. Sie haben am Beginn des Tages ja immer schrecklich viel mit den Tieren zu tun und diese Arbeit geht natürlich vor.“

Während Garlon und Rudonatus im Inneren des kleinen Hauses verschwanden, blieb Ortosch noch einen Moment stehen. Er hob die Nase in den Wind und verzog das Gesicht. Irgendetwas beunruhigte ihn, ohne dass er es hätte genauer beschreiben können. Aufmerksam sah er sich nach allen Richtungen um.

Im Dorf war nun, kurz nach Sonnenaufgang, schon viel los. Die Bauern versorgten ihre Tiere und bereiteten sich auf die nötige Feldarbeit vor. Bald schon würden sie alle draußen sein und sich um die Ernte kümmern. Ortosch erwiderte abgelenkt den Gruß einiger Knechte, die gerade das Dorf verließen. Noch immer fand er keinen Grund für seine Beunruhigung.

Er schüttelte den Kopf und wollte nun ebenfalls in das Haus des Zauberers gehen, da vernahm er plötzlich ein bekanntes Geräusch. Hufschlag. Es klang, als wäre eine Gruppe Reiter sehr schnell auf dem Weg hier her. Rasch wurde das dumpfe Hämmern lauter und zog die Aufmerksamkeit aller, die noch im Dorf waren, auf sich. Neugierig und auch ein wenig Ängstlich sahen die Mägde und Knechte zum Dorfeingang.

Auch Garlon und Rudonatus hatten offenbar den Lärm bemerkt und traten wieder ins Freie, noch bevor Ortosch hatte nach ihnen rufen können. Sie sahen den Zwerg fragend an, doch er zuckte nur mit den Schultern und deutete in Richtung des Weges, der der einzige Zugang zum Dorf war.

Im nächsten Augenblick preschte eine Gruppe Reiter durch die Palisade. In schnellem Ritt flogen sie an den staunenden Dörflern vorbei und brachten ihre Pferde waghalsig vor dem Brunnen zum Stehen. Die Tiere schnaubten und tänzelten unruhig, ob des plötzlichen Stillstands. Ihre Muskeln zitterten sichtbar unter dem glänzenden Fell und einigen stand Schaum vor dem Mund.

Es waren neun Pferde und acht Reiter. Sechs von ihnen, drei Männer und drei Frauen in Kettenrüstung, sprangen aus den Sätteln und sahen sich misstrauisch um. Alle waren mit Schwertern bewaffnet und trugen über der Rüstung einen weißen Wappenrock auf dem ein ebenfalls weißer Schild mit goldenem Rand prangte. Wie ihren Pferden, so konnte man auch den Reitern und ihrer Ausrüstung die Strapazen eines langen Ritts ansehen, was die Herrlichkeit ihrer Erscheinung etwas trübte.

Im Gegensatz zu den Kriegern blieb die achte Gestalt ruhig im Sattel sitzen und beobachtet die Umgebung interessiert. Die Frau trug eine weite, graue Robe, die ihr über die Hände und ins Gesicht fiel. Ein paar Strähnen feinen, dunkelbraunen Haars schauten darunter hervor und man konnte im Schatten des Stoffes ein zierliches Gesicht erahnen. In einer ledernen Tasche an ihrem Sattel steckte ein langer Stab mit silbrig glänzenden Beschlägen.

Einer der Bewaffneten, ein Mann mittlerer Größe und Statur mit pechschwarzen Haaren und einer ledernen Augenklappe, sprach ein paar Worte zu den Übrigen. Dann löste er sich von der Gruppe und ging entschlossen auf Garlon, Ortosch und Rudonatus zu.

Garlon war mehr als überrascht hier eine Gruppe Bannstrahler zu sehen. Er hatte ihre Zeichen sofort erkannt und wusste viel über diesen Orden. Auch er selbst hatte ein ums andere Mal mit ihnen im Gefecht gestanden, als er noch im Osten eingesetzt gewesen war.

Warum waren sie hier? Und was hatte jene, in grau gekleidete, Frau in ihren Reihen zu suchen? Sie sah nicht wie eine Gefangene aus, konnte aber auch kein Mitglied des Ordens sein. Hätte er nicht von der Abscheu der Bannstrahler gegen jede Form der Magie gewusst, er hätte sie für eine Zauberin gehalten.

Doch es blieb keine Zeit für weitere Gedanken, denn der Anführer der Gruppe war bereits heran und hob die Hand zum Gruß. „Praios zum Gruße, Garlon, Ritter Golgaris!“, sagte er lauter als nötig. „Mein Name ist Reonar von Greifenfurt, Ritter im Orden vom Bannstrahl Praios.“ Er blieb wenige Schritte vor den drei Männern stehen und sah einen nach dem anderen prüfend an. Sein verbliebenes Auge war ebenso schwarz wie seine kurzen Haare. Es funkelte tückisch aus seinem ebenmäßigen Gesicht. Garlon fühlte sich für einen Moment an eine schier ewig zurückliegende Begegnung mit einem Inquisitor erinnert. Lange hatte er keinen so bohrenden Blick erlebt und doch wirkte der Mann auf eine merkwürdige Art anziehend und vertrauenswürdig.

Garlon erwiderte den Gruß. „Praios und Boron zum Gruß, Ritter. Was führt Euch hier her und woher wisst Ihr, wer ich bin?“

Ein feines Lächeln umspielte Reonars Züge und ließ eine Reihe strahlend weißer Zähne aufblitzen. „Oh, ich habe mich natürlich informiert, wer hier die Zwölfe und ihr Recht vertritt, bevor ich her kam. Ihr seid noch nicht lange an diesem Ort, nicht wahr?“

Garlon schüttelte den Kopf.

„Nun, und doch hat es gereicht, um so gleich Zeuge einer großen Frevelei gegen den Willen unseres Herren Praios zu werden.“ Er hob drohend den Zeigefinger und senkte lauernd die Stimme. „Ihr wisst, was ich meine.“

In der Tat, Garlon wusste genau, worauf der Bannstrahler anspielte. Nur wenige Schritt von hier war ein Gehörnter gerufen worden und dies war erst wenige Wochen her. Brogg, der Söldner, musste seinen Bericht erstattet und die KGIA diese Informationen weitergeleitet haben.

„Der Frevel wurde getilgt und die Schuldigen sind tot, oder geflohen“, antwortet Garlon ruhig. „Ich fürchte Ihr kommt zu spät. Es bleibt für Euch nichts mehr zu tun.“

„Fürchtet Ihr das?“ Reonar gab seinen Kriegern einen Wink und drei von ihnen nährten sich darauf hin rasch. „Nun, ich denke, dass wir mindestens einen der Schuldigen noch immer hier haben. Nach dem, was mir berichtet wurde, ist er der wahre Kopf der Dämonendiener gewesen und blieb bis jetzt hinter seiner Maske.“ Als die anderen Bannstrahler heran waren, deutete er ruckartig auf Rudonatus. „Legt den Zauberer in Ketten“, sprach er ruhig, ohne den Blick von Garlon abzuwenden.

„Bitte?!“, rief Rudonatus verwirrt und hob den Stab. „Was erlaubt Ihr Euch? Ich habe gegen den Dämon gekämpft und dieses Dorf gerettet!“

„Sucht Euch einen anderen Sündenbock!“, mischte sich nun auch Ortosch ein. Der Zwerg stellte sich schützend vor den Magier und hob die Fäuste. „Er hat nichts unrechtes getan.“

Die Bannstrahler zögerten und sahen zu ihrem Anführer. Doch bevor dieser reagieren konnte, hatte auch Garlon seine Überraschung überwunden.

„Haltet ein“, sagte er beschwichtigend und hob die Hände. „Ihr müsst den Bericht des Agenten falsch verstanden haben. Es war nicht Rudonatus, der den Dämon rief. Er hat uns in der Tat beigestanden und dabei keines der Gebote der Zwölf gebrochen. Im Gegenteil, er stand mutig für die Wehrlosen ein und riskierte selbstlos sein eigenes Leben.“

Mittlerweile waren auch die anderen Bannstrahler herangekommen und hatten einen Halbkreis um die drei Männer vor dem Haus gezogen. Allein die zierliche Frau saß noch immer auf ihrem Pferd neben dem Brunnen und sah sich das Schauspiel aus sicherer Entfernung an.

Reonar lächelte noch immer, auch wenn ihm nun eine gewisse Anspannung anzumerken war. „Ihr wollt Euch doch nicht den Dienern Praios' in den Weg stellen“, sagte er mit einem deutlich zu erkennenden Drohen in der Stimme. „Meine Aufgabe ist es, diesen Magier zu verhaften und nach Beldenheim zu bringen. Dort werden wir seine Gnaden Praiodan von Sturmfels treffen. Er wird diesen Schwarzkünstler der Befragung unterziehen und die Wahrheit ans Licht bringen. Niemand auf Dere wird mich davon abhalten meinen Auftrag zu erfüllen, auch kein Ritter des Raben.“ Wie auf ein geheimes Zeichen hin, zogen alle Bannstrahler blank.

Ortosch sah aufgeregt von einem Gegner zum anderen. Es waren viele. Vielleicht zu viele, aber andererseits waren es nur Menschen. Noch hatte er keine Waffe gezogen, aber seine beiden Äxte hingen griffbereit am Gürtel.

Er verstand nicht, was sie wollten. Brogg hatte die Wahrheit genau gekannt und hatte keinen Grund gehabt, ihnen

etwas anderes zu berichten. Er, Ortosch, Sohn des Kirgam, würde jedenfalls nicht zulassen, dass jemand, der ihm das Leben gerettet hat, unschuldig in Gefangenschaft und vielleicht noch schlimmeres geriet. Nicht einmal für einen Magier würde er in diesem Punkt eine Ausnahme machen. Alle Zweifel des letzten Abends waren wie weggeblasen. Hier und jetzt war ihm klar wo er stand und das war nicht die Seite der Praiosdiener. Er sah zu Garlon hoch.

Wie würde sein Freund sich verhalten? Er konnte klar den Konflikt erkennen, der in dem Krieger tobte. Offenbar rangen Vernunft und Etikette mit Intuition und Ehre.

Rudonatus hingegen wirkte ängstlich. Der Magier sah aufgeregt von Feind zu Feind und schwang den Zauberstab hin und her. Ortoschs Erfahrung verriet ihm, dass der Mann kurz davor war die Beherrschung zu verlieren.

Das konnte gefährlich werden. Er wusste, wozu der Magier in der Lage war. Und um wie viel tödlicher ein Kämpfer werden konnte, wenn er sich in Verzweiflung selbst verteidigte, wusste der Zwerg ebenfalls nur zu gut. Vorsichtung ging er einen Schritt zur Seite, um nicht mehr direkt zwischen Rudonatus und Reonar zu stehen. Gleichzeitig wanderten seine Hände zum Gürtel.

Rudonatus trat der Schweiß auf die von Falten gezeichnete Stirn. Er würde nicht noch einmal in Gefangenschaft gehen. Lieber würde er sterben für ein Verbrechen, dass er nicht begangen hatte, als wieder in einen finsternen Kerker gesperrt zu werden.

Bedrückende Bilder drängten sich in seinen Geist. Er sah eine winzige, kalte Zelle vor sich und spürte die beklemmende Enge der schwarzen Wände. Es war seine Zelle, in

der er so viele Jahre eingepfercht gewesen war. Wie ein Tier hatte man ihn gehalten. Bis zuletzt hatte er nicht erfahren warum er so lange hatte leiden müssen. So sehr ihm seine Selbstbeherrschung auch half darüber hinwegzukommen, niemals würden diese Wunden völlig heilen.

Er fasste seinen Stab fester. Die sieben Gestalten hatten sich ihm noch immer nicht weiter genähert, doch die Situation war zum zerreißen gespannt.

Sein Herz begann immer schnelle zu schlagen. Allerdings war es nicht die Angst vor den Kämpfern, die ihn umringten, sondern die viel tiefere Furcht vor Gefangenschaft. Plötzlich wurde er von Schwindel erfasst. Schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen und die Beine wurde ihm weich. Immer weiter stießen verdrängte Erinnerungen in seinen Geist und zwangen ihn zu Boden. Er würgte. Der Stab entglitt seinen zitternden Händen.

Ein Stöhnen ließ Garlon über die Schulter blicken. Er sah wie Rudonatus langsam in die Knie ging. Der Zauberer war bleich wie Kalk geworden. Im nächsten Augenblick sackte er völlig in sich zusammen und gab ein leises Schluchzen von sich.

Garlon widerstand dem Drang nach ihm zu sehen und wandte sich sofort wieder den Bannstrahlern zu. Auch sie hatten den Zusammenbruch des Magiers irritiert verfolgt und ihr Tun kurz unterbrochen. Doch nun stand die Entschlossenheit ihnen mehr als zuvor in die Gesichter geschrieben.

Sie gingen langsam auf Rudonatus zu und ließen dabei weder Garlon noch Ortosch aus den Augen. Schon waren sie auf Armeslänge heran.

„Ihr lasst den Mann in Ruhe!“, brüllte Ortosch. Die beiden Kämpfer, die gerade im Begriff waren an ihm vorbei zu gehen, zuckten tüchtig zusammen. Sie hoben ihre Klingen und streckten sie drohend in Richtung des Zwerges. „Kommt nur her, ihr dahergelaufenen Hunde!“ Ortosch zog seine Beile und ging in Kampfstellung. „Bei Angroschs Hammer! Ihr werdet ihn nicht anrühren!“

Garlon sah zu seinem Freund hinüber. Er erkannte eine wilde Entschlossenheit in seinen Augen und hatte kaum Zweifel, dass der Zwerg bereit war bis zum Tod zu kämpfen, wenn es sein musste. Doch das konnte für beide Seiten nur in einem Blutbad enden.

„Halt, Ortosch!“ Garlon atmete tief durch. „Lass sie gewähren. Wir dürfen uns dem Willen der Götter nicht in den Weg stellen. Wenn der Götterfürst seine Männer geschickt hat, wird es einen guten Grund dafür geben.“

Ortosch sah Garlon irritiert an und ließ seine Waffen einen Finger breit sinken. „Was hast du gesagt?“, fragte er mit tonloser Stimme.

„Euer Freund ist sehr weise“, mischte Reonar sich ein, nachdem er dem Schauspiel bisher schweigend zugesehen hatte. „Ihr tut gut daran Eure Waffen wieder wegzustecken. Dann bin ich bereit Euren Ungehorsam und Euren Widerstand gegen den Willen Praios zu vergessen.“ Er streckte das schmale Kinn in die Höhe. „Jedenfalls für dieses Mal.“

Ortosch hob zu einer Erwiderung an, doch ein eindringlicher Blick Garlons ließ ihn stumm bleiben. Schließlich steckte er murrend seine Waffen zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. „Wenn Ihr ihm etwas antut, werde ich Euch den rasierten Kopf von den Schultern schlagen“, murmelte er etwas zu laut.

Reonar drehte ruckartig den Kopf. „Was war das bitte?“

„Ach, nichts.“

„Gut“, sagte der Anführer der Bannstrahler. Mittlerweile hatten seine Kämpfer Rudonatus erreicht und damit begonnen dem Magier Fesseln anzulegen. „Wir werden Euch auch nicht mehr lange belästigen. Sobald der Zauberer gebunden ist, werden wir ihn auf das Pferd setzen und von hier fortbringen. Ihm soll so bald wie möglich der Prozess gemacht werden. Und so lange er sich in diesem Zustand befindet, kann er ohne große Gefahr transportiert werden.“

Zwei der Bannstrahler zogen Rudonatus auf die Beine. Er war bei Bewusstsein, wirkte aber sehr schwach. Sein Blick verlor sich im Nichts.

Garlon sah ihn besorgt an. So hatte er den Magier in den letzten Wochen noch kein einziges Mal erlebt. Etwas schreckliches musste über seinen Verstand gekommen sein. Hatte er vielleicht doch Schuld auf sich geladen und nun strafte Praios ihn?

Er selbst kannte den Mann nicht gut genug, um in allen Belangen die Hand für in die Flammen zu halten. Dennoch meinte er einen ehrlichen Menschen vor sich zu haben, dem er keine gotteslästerlichen Verfehlungen zutraute. Garlon war es gewohnt sich auf seine Intuition zu verlassen, wenn er mit Fremden zu tun hatte.

Er warf dem Bannstrahler einen prüfenden Seitenblick zu. Irgendetwas störte ihn an dem Mann. War es sein Auftreten? War er zu sehr von seiner Sache überzeugt? Er schien kein Interesse an der Wahrheit zu haben, sondern nur blind seine Befehle ausführen zu wollen. Andererseits war das nicht ungewöhnlich für die Mannen Praios'. Garlon konnte es nicht in Worte fassen, aber er traute ihm nicht einen Schritt weit, ganz gleich welches Amt er auch bekleiden mochte.

„Sollen wir Euch nicht begleiten?“, fragte er, als Reonar gerade die Hand zum Abschied hob. Der Bannstrahler sah Garlon für einen Augenblick verwirrt an und verzog dann das Gesicht. „Wieso solltet Ihr uns begleiten? Wir werden Eure Hilfe nicht benötigen. Außerdem kommen wir ohne weitere Passagiere schneller voran.“

„Das mag alles sein. Aber wenn Ihr dem Zauberer den Prozess machen wollt, werdet Ihr auf meine Aussage und auf die meines Freundes nicht verzichten können.“ Er deutet auf den Zwerg, der nach kurzem Zögern mit Nachdruck nickte. „Wir haben die letzten Tage mit Magister Winkelfried verbracht und waren auch in der fraglichen Nacht zugegen. Ihr könnt kaum einen Prozess ohne Zeugen abhalten. Oder sind meine Angaben für Euch ohne Bedeutung?“

Erneut wirkte Reonar für einen Lidschlag verunsichert, doch er fasste sich rasch wieder. „Wir haben bereits Zeugen“, antworte er ruhig. Er sah zu seinen Begleitern hinüber, die gerade dabei waren den wehrlosen Magier auf das freie Pferd zu heben. „Aber gut, Ihr habt Recht. Mehr Zeugen können kaum schaden.“ Reonar sah Garlon fest an. In seinem Blick lag Überheblichkeit, oder war es gar eine Spur Bosheit? „Bei Euch kann ich mir ja sicher sein, dass Ihr die Wahrheit sagen werdet. Der Sache kann dies nur helfen. Allerdings“ Er blickte abschätzig auf Ortosch hinab. „habe ich mit Euch zwei Probleme, Zwerg. Erstens traue ich Euch nicht über den Weg, denn Zwerge sind allesamt zu sehr dem Gold verschworen. Und zweitens könnt Ihr wohl kaum reiten. Ihr werdet uns also unnötig aufhalten.“

Ortosch rang einen Moment sichtbar nach Fassung und plusterte empört die Wangen auf. „Was erlaubt Ihr Euch?“, entgegnete er. „Mein Wort stellt niemand in Frage! Würdet

Ihr Euch nicht hinter Eurem Amt und Euren Männern verstecken, ich würde Euch wegen dieser Frechheit hier und jetzt zum Kampf fordern!“

„Würdet Ihr das?“ Reonar lächelte. „Nun, vielleicht wird die Gelegenheit für Euch noch kommen. Aber wie ich auch immer zu Eurem Wort stehe, Ihr würdet uns aufhalten.“

„Das müsst Ihr in Kauf nehmen“, mischte Garlon sich ein. „Ich bestehe darauf, dass er uns begleitet und seine Aussage zu der Sache macht. Es muss im Sinne Praios' sein die Wahrheit zu finden. Wenn dadurch eine Verzögerung entsteht, sollte das kein Problem sein.“

„Ihr müsst mich nicht über den Willen unseres Herrn aufklären, Golgarit!“, zischte Reonar. „Aber von mir aus, dann soll es so sein.“ Er drehte sich ruckartig um und ging auf seine Leute zu. „Wir werden die Pferde noch einen Moment ruhen lassen. Seid bereit, wenn wir Euch rufen“, warf er über die Schulter zurück.

Etwa eine Stunde später hatte sich der Tross in Bewegung gesetzt. Reonar ritt an der Spitze, gefolgt von der geheimnisvollen Frau und zweien seiner Kämpfer. Direkt dahinter fuhr ein Wagen, den die Bannstrahler kurzerhand im Dorf beschlagnahmt hatten, um trotz der unerwarteten Begleitung weniger Zeit zu verlieren.

Sie hatten den Magier auf die Ladefläche gelegt und ihm einen groben Sack über den Kopf gezogen. Garlon saß, zusammen mit einer Bannstrahlerin, neben dem Gefesselten. Die Frau ließ weder den Magier, noch den Golgariten aus den Augen. Garlon spürte deutlich ihr Misstrauen, meinte aber auch eine Spur Unsicherheit zu erkennen, wenn sich ihre Blicke trafen. Ortosch hatte man einen Platz neben dem Fahrer auf dem Kutschbock zugewiesen. Die letzten beiden von Reonars Leuten ritten ein Stück

weiter hinten. Sie führten die übrigen Pferde mit sich und bildete die Nachhut.

Der Zug bewegte sich so schnell es der Weg und die Beschaffenheit des Wagens zuließen. Bald hatten sie das Dorf hinter sich gelassen.

Die Bannstrahler sprachen kaum miteinander. Nur Reonar und seine Begleiterin unterhielten sich immer wieder, doch Garlon konnte nicht verstehen, was sie sagten. Er hatte jedoch den Eindruck, dass es wichtig und sie nicht einer Meinung waren. Immer wieder schüttelte Reonar den Kopf und verzog das Gesicht, wenn sie sich nach einem Wortwechsel wieder etwas voneinander entfernt hatten. Die Frau hingegen blieb in jedem Moment ruhig und gelassen. Sie wirkte überlegen, als sei sie die eigentliche Anführerin dieser Gruppe.

„Wir sollten Beldenheim noch vor Einbruch der Nacht erreichen, meinst du nicht auch?“ Ortosch hatte sich umgedreht und sah Garlon an. Sein Gesicht war noch immer von Wut gezeichnet.

Garlon nickt.

„Ja. Wir kommen schnell voran.“ Der Golgarit sah offen zu der Wächterin, die mit ihm auf der Ladefläche saß. „Hoffen wir, dass der Baron dem Irrsinn hier ein Ende setzen wird. Wenn er hört, was wir zu sagen haben, kann er gar nicht anders entscheiden.“

Sie wich seinem Blick aus. „Der Baron wird nichts entscheiden“, sagte sie kaum hörbar.

„Was meint Ihr?“, fragte Garlon. „Ich konnte Euch nicht verstehen.“

„Sprecht mit Ritter Reonar darüber, nicht mit mir.“ Sie hob den Blick und sah ihrem Gegenüber in die dunklen Augen. Garlon versuchte in der Frau zu lesen, doch außer einer tiefen Abneigung und großer Entschlossenheit konnte

er nichts erkennen. „Wie Ihr meint“, antwortet er schließlich. „Die Gelegenheit wird sich bieten.“

Warum? Warum nur, bei den Mächten von Fasar, geschah ihm das? Was hatte er denn verbrochen? Hatte er nicht schon genug gelitten und erdulden müssen in den letzten Jahren? Rudonatus war verzweifelt und kurz davor von Angst übermannt zu werden. Er kannte die Kirche des Praios und ihre Inquisition. Wenn man ihm etwas beweisen wollte, so würde man auch Beweise finden.

Ihm wurde übel. Er hatte keine Aussicht auf eine gerechtes Verfahren. Was blieb also? Er musste auf eine Gelegenheit zur Flucht hoffen.

Er versuchte die Arme anzuheben, um die Festigkeit seiner Fesseln zu prüfen. Doch obwohl er auf der Seite lag, und die Arme sich hätten bewegen lassen müssen, konnte er sie kaum rühren. Die eisernen Schellen waren so geschickt angebracht worden, dass er keine Möglichkeit sah, sich zu befreien oder seine Hände für einen Zauber einzusetzen. Nach wenigen Augenblicken stellte er seine Versuche enttäuscht ein.

Der Wagen rumpelte derweil weiter zügig über den Weg. Rudonatus spürte jede Unebenheit als schmerzhaften Stoß und bald war er völlig zermürbt von dieser Tortur. Der raue Stoff des Beutels, den man ihm über den Kopf gezogen hatte, rieb an seinem Gesicht und machte das Atmen schwer. Insgeheim hoffte er, sie mögen bald ankommen, was auch immer dann auf ihn warten würde.

Er schloss die Augen und versuchte seinen Geist aus dem Hier und Jetzt zu führen. In seiner jahrelangen Gefangenschaft war ihm dies oft gelungen, wenn die Enge und die

Einsamkeit seinen Verstand bedroht hatten. Auch jetzt dauerte es trotz der Schmerzen und der quälenden Lage seines Körpers nicht lange, bis ihm der Sprung in eine andere Welt gelang.

Den Rest des Tages ging die Reise ohne besondere Vorkommnisse dahin. Garlon hatte sich dafür entschieden erst an ihrem Ziel erneut das Gespräch mit dem Anführer der Bannstrahler zu suchen. Er erhoffte sich von der Anwesenheit des Barons Hilfe für seine Position. Leider kannte er den hiesigen Landesherren kaum. Er war ihm erst einmal begegnet, kurz bevor er seine Aufgaben in Dunkelbach übernommen hatte. Baradar von Plaue hatte auf Garlon bei diesem Treffen einen unsympathischen Eindruck gemacht. Trotzdem schätze er ihn als jemanden ein, dem Wahrheit und Gerechtigkeit sehr am Herzen lagen. Bald sollte sich zeigen, ob er damit Recht behalten würde.

Noch bevor die Sonne unterging, hatte sie ihr Ziel schließlich erreicht. Vor ihnen, mitten auf einem kleinen Berg gelegen, erhob sich die Burg Beldenruh und in ihrem Schatten der Ort Beldenheim. Der Marktflecken war von einer mächtigen Palisade gesichert, die sogar mit einigen hölzernen Türmen bestückt war. Hinter diesem Bollwerk war eine stattliche Zahl spitzer Dächer zu sehen. Garlon schätzte die Größe der Siedlung auf einige Hundert Seelen, was in dieser Gegend beachtlich war.

Auf beiden Seiten der Siedlung war je ein Weg zu erkennen, der hinein und wieder heraus führte. Einer ging weiter gen Firun, der andere gen Praios. Dort waren auch jetzt viele Menschen unterwegs, die wohl noch eilig etwas zu erledigen hatte, bevor die Tore für die Nacht geschlos-

sen werden würden. Sie selbst waren auf dem dritten Pfad angekommen, auf dem man nach Beldenheim gelangen konnte, der aber wesentlich kleiner war, als die anderen und kein eigenes Tor ansteuerte.

Die Burg lag ruhig in den letzten Strahlen von Praios' Licht. Lediglich auf den Mauern waren hier und dort ein Paar Wachen zu erkennen und auf den kleinen Türmen flatterte das Wappen der Baronie in Gelb und Schwarz. Der Weg, der von Beldenheim hinauf zum Sitz des Barons führte, war menschenleer.

„Da sind wir.“ Reonar hatte sein Pferd zum Stehen gebracht und sich im Sattel umgedreht. „Wir werden direkt zur Burg hinaufreiten.“ Er sah mit einem abschätzigen Ausdruck im Gesicht zum Wagen. „Dort können wir diesen Ketzer gebührend unterbringen.“ Er grinste verschwörerisch, dann begann er zu lachen. Ein Bannstrahler nach dem nächsten fiel mit ein und bald machten sie sich alle über das Schicksal des Magiers lustig.

Wenig später erreichten sie die Palisaden von Beldenheim. Am Tor hatte sich eine große Gruppe Menschen gesammelt, die den Zug offenbar hatte kommen sehen. Sie machten sofort respektvoll und ängstlich Platz, als Reonar, der noch immer an der Spitze ritt, sie erreichte. Sie begafften den Zug und besonders die Ritter mit großen Augen. Immer wieder steckten sie die Köpfe zusammen. Alt und Jung säumte den Weg durch die Siedlung und es wurden mit jedem Schritt mehr. Garlon hatte das Gefühl, ganz Beldenheim hätte sich auf dieser kleinen Straße versammelt, um diesen aufsehenerregenden Tross nicht zu verpassen. Reonar wollte sich offenbar nicht lange mit dem Volk aufhalten und trieb sein Pferd rasch voran. Kurz nachdem sie das Tor zum Ort passiert hatten, waren sie auch schon auf

der anderen Seite wieder heraus und auf dem Weg zur Burg des Barons.

Als sie über die Zugbrücke ritten, die über einen tiefen Spalt im Fels führte und schließlich das Tor passierten, blickte Garlon zurück. Beldenheim lag nun ein gutes Stück unter ihnen. Die Aufregung hatte sich gelegt und die Menschen waren bereits wieder dabei, sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern.

Er sah gen Efferd. Von hier oben wirkten die Gipfel des Finsterkamms zum Greifen nah. Die Luft war herrlich klar und begann jetzt, zum Abend hin, deutlich kühler zu werden. Hinter den Bergen färbte sich der Horizont bereits tiefrot. Es würde nicht mehr lange hell bleiben.

Auf dem kleinen Innenhof der Burg zügelten die Reiter ihre Pferde und ließen sich aus den Sätteln gleiten. Sie zogen den Gefangenen vom Wagen und stellten ihn unsanft auf die Beine. Der Sitz des Barons sah von hier betrachtet noch ein wenig kleiner aus, als von außen. Neben einem zweistöckigen Wohngebäude gab es nur noch einen Stall, ein niedriges Gesindehaus und einen dicken Bergfried. Diese letzte Bastion der Burgverteidigung wirkte sehr trutzig. Die Steine aus denen der Turm gebaut war, waren besonders groß und von dunkler Farbe. Er wirkte älter als der Rest der Festung, auch wenn die Burg hier ohnehin schon seit vielen Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten stehen mochte.

In der etwa sechs Schritt hohen Mauer ragten insgesamt drei weitere Türme empor, von denen man sicher einen guten Blick auf die umliegenden Gebiete hatte. Einen eigenen Brunnen konnte Garlon nicht ausmachen, doch es wäre nicht ungewöhnlich gewesen, wenn dieser sich im Keller des Bergfrieds befand.

Die beiden Torwachen, die es nicht gewagt hatten sich den Reitern in den Weg zu stellen, kamen nun schnellen Schrittes heran. Sie trugen kurze Kettenhemden, lederne Hosen und schwere Stiefel. Ein schräg geteilter Wappenrock in Gelb und Schwarz wies sie als Mannen des Barons aus.

Sie wirkten noch immer unsicher, hatten den ersten Schreck aber offensichtlich überwunden. „He da! Wer seid Ihr und was wollt Ihr hier?“, fragte der größere der beiden Männer. Er hatte ein von Narben übersätes Gesicht, in dem eine unpassend wirkende, schmale Nase steckte. Jetzt, da er stehen geblieben war und seine Fassung zurück erlangt hatte, wirkte er ehrlich empört.

Die andere Wache blieb schräg hinter dem Sprecher zurück und legte die Hand an ihr Schwert. Sie sah sich hilfesuchend nach den Wachen auf den Mauern um.

Mit einem schnellen Blick erkannte Garlon, dass dort noch einmal vier ihren Dienst taten und das Geschehen zunächst aus sicherer Entfernung beobachteten.

„Ich habe Euch eine Frage gestellt! Antwortet!“, setzte die Wache nach.

Reonar löste sich aus der Gruppe der Bannstrahler und trat auf den Mann zu. „Mein Name ist Reonar von Greifenfurt“, sagte er ruhig, doch seine Stimme trug einen drohenden Unterton. „Und es macht mich traurig, das du mich nicht erkennst. Es ist keine zwei Tage her, dass ich bei deinem Herren zu Gast war.“

Plötzlich veränderte sich der Gesichtsausdruck der Wache. Sie schien ihr Gegenüber erkannt zu haben. „Tut mir leid. Verzeiht mir!“ Er verbeugte sich tief und die andere Wache tat es ihm nach kurzem Zögern gleich.

Reonar winkte ab. „Lassen wir das. Wahrscheinlich warst du betrunken, als ich das letzte Mal hier war.“ Er legte die

Hände in die Hüfte und sah arrogant auf den Mann hinab. „Wo ist dein Herr? Ich bin nicht gekommen, um meine Zeit mit unfähigen Lakaien wie dir zu verschwenden.“

„Seine Wohlgeboren sind in der Burg. Wahrscheinlich hält er sich im Jagdzimmer auf, oder in der Waffenkammer. Ich werde die Herrschaften sogleich anmelden!“ Der Wächter verbeugte sich noch einmal und lief dann über den Hof zum Wohnhaus, das sich gen Firun an die Burgmauer schmiegte.

Kapitel 3 – Burg Beldenruh, 20. Rondra 1024 B.F.

Baradar von Plaue sah mit ernster Miene in die Runde und legte die Rechte an sein bärtiges Kinn. Seine hohe Stirn warf Falten und sein Schnauzbart kräuselte sich unter der breiten Nase.

Er war ein Mann, dem man seinen Stand ansehen konnte. Seine Kleidung war schlicht, aber eindeutig von hoher Güte. Er trug ein feines Hemd mit hölzernen Knöpfen und darüber eine dicke gesteppte Weste aus weichem Leder. Auch Stiefel und Hose waren aus Tierhäuten gefertigt und perfekt auf den kräftigen Mann zugeschnitten. Mehrere Ringe schmückten seine breiten Hände und brachten herrschaftlichen Glanz in seine Erscheinung.

Nachdem der Magier in den Kerker der Burg verbracht worden war, hatte der Baron seine unerwarteten Gäste im Jagdzimmer empfangen. Die meisten Bannstrahler waren dabei auf dem Hof geblieben, um sich um die Pferde zu kümmern. So waren nur Reonar, seine Begleiterin, Garlon und Ortosch bei dieser Audienz zugegen.

Gerade hatte der Bannstrahler seine Sicht der Dinge in knappen Worten geschildert, wobei der Baron aufmerksam zugehört und immer wieder bestätigend genickt hatte. Er stützte sich mit dem Ellenbogen an den großen Kamin, der eine der Wände beinahe völlig ausfüllte. Ein Feuer brannte, umschlossen von mächtigen Steinen, und spendete Wärme und Licht. Über der Feuerstelle hingen die größten der Trophäen, die das ganze Zimmer schmückten. Besonders Wildschweine schienen es dem Hausherrn angehtan zu haben, aber auch die Köpfe vieler anderer Tiere bedeckten die Wände bis unter die hohe Decke.

„Gut“, sagte der Baron, nachdem Reonar geendet hatte. „Ihr habt den Zauberer also gefunden und ihn in mein

Verließ geworfen.“ Er schnaubte. „Ich hatte schon befürchtet, dass es nicht bei ein paar Pferden bleiben wird“, fügte er etwas leiser hinzu.

Reonar warf ihm einen scharfen Blick zu, ging jedoch nicht weiter darauf ein. Statt dessen drehte er sich um und sah zu Garlon und Ortosch hinüber. „Ich werde Eure Gastfreundschaft nicht lange in Anspruch nehmen müssen, werter Baron. Die Dinge sind bald überstanden.“ Er lächelte und in seinem Blick lag mehr als nur die Befriedigung über eine baldige Pflichterfüllung.

Garlon sah den Bannstrahler fest an. Er verabscheute Arroganz. Noch mehr jedoch hasste er es, wenn er einen Menschen und dessen Pläne nicht durchschauen konnte. Dieses Gefühl, eben nichts genau zu wissen, war das einzige, bei dem er sich hier sicher war.

„Die Schuld des Gefangenen ist erwiesen“, sagte Reonar nach kurzer Pause und wandte sich wieder dem Baron zu. „Ihr könnt das Urteil noch heute sprechen. Wir werden uns dann um alles weitere kümmern.“

„Das könnt Ihr getrost mir überlassen, Bannstrahler!“, gab Baradar gereizt zurück und baute sich neben dem Kamin zu seiner vollen Größe auf. Er war deutlich über neun Spann groß und man sah ihm noch immer die alte Kraft an, auch wenn er bereits über vierzig Sommer gesehen hatte. „Niemand sagt mir in meinem Haus, was ich zu tun habe! Auch kein Diener der Kirche.“ Er verschränkte die Arme vor der breiten Brust. „Außerdem werde ich mir zunächst anhören, was Seine Gnaden zu sagen haben, bevor ich irgendetwas entscheide. Der Magier ist im Kerker so sicher, wie das Gold in des Kaisers Kammern.“

Reonar sah für einen Moment so aus, als wolle er etwas erwidern, lies es dann jedoch bleiben. Statt dessen hob er das Kinn und wartete ab.

Seine Begleiterin stand weiter wie unbeteiligt neben einem der großen Fenster und sah in den Hof. Mehr als eine graue Silhouette war von ihr nicht zu erkennen und man lief Gefahr ihre Anwesenheit völlig zu vergessen.

Ortosch hingegen war deutlich präsenter. Er stand neben Garlon und warf Reonar immer wieder angriffslustige Blicke zu, die dieser jedoch völlig ignorierte.

Alles wartete auf Garlons Ausführungen. Ortosch sah mit einer hochgezogenen Braue zu seinem Freund hinauf, als dieser auch nach einem weiteren Augenblick der Stille nichts gesagt hatte. Schließlich stieß er ihn leicht mit der Schulter an und räusperte sich.

Ortoschs Stoß riss Garlon aus seinen Gedanken und erinnerte ihn, dass man seine Ausführungen erwartete. Er war für einen Moment in Gedanken versunken gewesen. Hatte der Bannstrahler nicht gesagt, dass ein Geweihter des Praios sie hier erwarten und über Rudonatus Gericht halten würde? Warum wollte er nun, dass der Baron ein Urteil sprach?

Er strafte sich und erhob die Stimme. „Euer Wohlgeboren“, begann er. „Es ist nicht lange her, dass ich hier unter Eurer Herrschaft meinen Dienst für die Götter antrat. Und es stimmt, dass sich bald darauf grausames ereignete in dem Dorf Dunkelbach, welches zu Eurem Lehen gehört. Somit untersteht diese Angelegenheit natürlich Eurer Gerichtsbarkeit. Aber wie Ihr seht, ist auch die Kirche des Praios' an der Festsetzung der Verbrecher interessiert und hat sogleich mehr als ein halbes Dutzend Männer geschickt. Es mag verwundern, dass kein Geweihter mit ihnen geritten ist.“ Garlon pausierte kurz und warf Reonar einen Seitenblick zu, doch dessen Gesicht blieb unbewegt. „Ich vermute dies ist dem Umstand geschuldet, dass man um Eure

Erfahrung und Treue weiß und dieses Gericht so ohne Zweifel in Eure Hände legt.“

„Mich hat keine solche Nachricht erreicht“, sagte Baradar und winkte ab. „Wenn man von mir verlangt, dass ich hier einen Hexenprozess abhalte, dann werde ich auch das tun. Aber ich will mich nicht lange damit aufhalten. Kommt also zum Punkt! Was habt Ihr vorzutragen, Euer Gnaden?“

„Die Dinge haben sich so zugetragen, wie von Greifenfurt es bereits beschrieben hat. Dunkle Magier riefen mitten in Eurem Dorf einen gehörnten Dämon, um die Menschen zu unterwerfen oder zu vernichten. Außerdem machten sie gemeinsame Sache mit einer Rotte Orks, die sie ebenfalls gegen Eure Untertanen in den Kampf führten. Der schlimmste Frevel jedoch war, dass sie gegen die Gebote Borons verstießen und Tote aus ihrer Ruhe rissen, um das grausame Spiel auf die Spitze zu treiben und Dunkelbach dem Erdboden gleich zu machen. Alle Menschen dort haben tapfer gegen diese Gräuelpflicht gefochten, doch wir hätten allein gegen diesen tollkühnen Hass nicht bestehen können.“

Garlon sah zu den Fenstern. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden und der Hof wurde nur noch von ein paar Fackeln erhellt.

„Aber in einem Punkt muss ich Euch deutlich widersprechen“, sagte er an Reonar gewandt. „Magister Winkelfried war keiner der dunklen Lenker dieser Taten. Er hat sich uns im Kampf angeschlossen und ohne ihn hätten wir in jener Nacht alle den Tod gefunden. Das bezeuge ich bei meiner Ehre und schwöre es auf meinen Herren Boron und seinen Diener Golgari!“ Garlon nahm militärisch Haltung und schlug die Faust aufs Herz.

„Bei Angroschs Bart!“, rief Ortosch. „Ich ebenfalls, bei der Ehre meiner Sippe!“ Der Zwerg hob die Rechte und sah den Baron ernst an.

Baradar legte nachdenklich die Hand ans Kinn. „Und wann hatte Ihr vor mich über diese Dinge in Kenntnis zu setzen, Golgarit? Wenn solches in meinem Land vor sich geht, muss ich davon wissen. Es handelt sich schließlich nicht um eine Kleinigkeit!“

„Wir konnte nicht riskieren das Dorf zu verlassen, Euer Wohlgeboren. Kurz nach dem Kampf gab es zu viele Verletzte und es bestand die Gefahr, dass die versprengten Orks zurückkehre oder einen Boten abfangen würden. Außerdem standen die namenlosen Tage vor der Tür, was uns dazu veranlasste zunächst für die Sicherheit des Dorfes zu sorgen. Wir hätten Euch informiert, sobald die Lage es zugelassen hätte. Aber ich gebe zu, dass dies seit ein paar Tagen der Fall gewesen ist. Bitte entschuldigt diesen Fehler. Ich alleine trage die Schuld dafür.“

„Für Eure Baronie bestand nach der Nacht keine Gefahr mehr“, schaltet Ortosch sich ein. „Wir haben die Unholde, die diesen Zauber geführt haben getötet. Zumindest sind sie seit jener Nacht nicht wieder gesehen worden.“

„Das überlasst mir, Herr Zwerg! Ich entscheide, was eine Gefahr für mein Land ist und was nicht!“ Der Baron funkelte Ortosch an und kniff die Augen zusammen. „Auf das Wort eines dahergelaufenen Wirtes gebe ich nicht viel, selbst wenn er sich als Krieger verkleidet!“

Er drehte sich zu Garlon um, ohne sich um den vor Wut rot anlaufenden Zwerg zu kümmern. Es kostete Ortosch mehr als nur ein bisschen Selbstbeherrschung den Mund zu halten, doch es gelang ihm. Jedes weitere Wort würde die Situation nur verschlimmern.

„Was Ihr hingegen sagt, ziehe ich nicht in Zweifel. Wenn wir den Dienern der Götter nicht mehr trauen können, ist diese Welt verloren.“ Er legte die Hände auf den Rücken. „Das gilt ohne Einschränkung auch für Euch, von Greifenfurt. Und das macht es mir nicht eben leichter.“

Der Baron machte eine Pause und sah von einem zum anderen. Er wirkte, als wolle er seine Gäste schnell wieder los werden, und dennoch keine vorschnelle Entscheidung treffen. „Ich werde darüber nachdenken müssen. Und nun entschuldigt mich bitte. Ich lasse Euch Quartiere herrichten und morgen sehen wir dann weiter.“

Wenig später fanden Ortosch und Garlon sich in der Kammer, die man ihnen für die Nacht zugewiesen hatte, wieder. Kurz nachdem die Unterredung mit dem Baron zu Ende gegangen war, waren sie von einer Wache hier her geführt worden.

Das Zimmer lag im Erdgeschoss des Wohnhauses und war schlicht eingerichtet. Neben einem breiten Bett, einem Schrank und einer Truhe waren keine weiteren Möbel zu sehen. Die Wände waren schmucklos und Vorhänge suchte man vergebens. Auf dem Boden lagen dicke, aber einfache Teppiche. Es hatte den Anschein, als gehöre diese Kammer einem wichtigen Diener oder vielleicht dem Hauptmann der Wache. Allerdings waren keine persönlichen Dinge zu erkennen, so dass es sich vielleicht doch um ein Gästezimmer handelte.

Um die Kammer für zwei Gäste zu rüsten, hatte man Säcke mit Stroh und ein paar weitere Decken gebracht, so dass ein zweites Lager bereitet werden konnte. Außerdem wartete ein Laib Brot, ein faustgroßes Stück Käse und ein

Krug mit verdünntem Wein auf die beiden Krieger. Eine dicke Kerze hing an der Wand und spendete trübes Dämmerlicht.

Ortosch nahm einen der irdenen Becher, die neben dem Krug auf dem Tisch standen und goss sich ein. Dann drehte er sich um, trank halb aus und sah Garlon prüfend an. Der Golgarit hatte sich zum Bett begeben und bereits begonnen seine Rüstung und Waffen abzulegen. Er trug wieder diesen Ausdruck in den Augen, den Ortosch nicht mochte. Natürlich lagen auch ihm die Geschehnisse der letzten Stunden auf dem Magen, doch war er entschlossen daran etwas zu ändern. Garlon hingegen sah aus, als wolle er sich dem Schicksal fügen und tatenlos abwarten, wie sich der Baron entscheiden würde. Abwesend sah er aus. Fast so, als wären seine Gedanken bereits in die Traumwelt übergegangen.

Ortosch beobachtet seinen Freund, bis dieser sein Kettenhemd abgelegt und sich der Stiefel entledigt hatte. Er legte die Dinge ordentlich auf die Truhe und stellte seine Waffen daneben. Es sah aus, wie ein gut einstudiertes Manöver. Wahrscheinlich hätte er diese Handgriffe auch bei vollkommener Dunkelheit oder unter feindlichem Beschuss mit nicht weniger Seelenruhe und Genauigkeit durchgeführt. Schließlich zog er eine langstielige Pfeife und einen ledernen Beutel aus seinem Rucksack.

„Du willst doch jetzt nicht etwa rauchen“, fragte Ortosch vorwurfsvoll. „Wir haben ein Problem, wie dir hoffentlich nicht entgangen ist. Außerdem wolltest du damit aufhören.“ Er sah Garlon ernst an. „Wenn du mich fragst, wird diese Sache nicht gut ausgehen. Ich habe ein sehr ungutes Gefühl dabei.“

„Wir haben keinen Einfluss mehr auf das, was geschehen wird“, antwortete Garlon. Er hatte sich auf die Kante des

Bettes gesetzt und sah zu Ortosch hinüber. „Ich habe dem Baron deutlich Erklärt, dass ich den Magier für unschuldig halte. Zumindest in den Punkten, in denen die Bannstrahler ihn anklagen. Mehr als mein Wort auf die Waage legen, kann ich nicht.“ Sein Blick wanderte zu dem einzigen Fenster in der Kammer. Es war nicht viel breiter als eine Schießscharte und mit einem dicken Laden verschlossen. „Aber ich weiß nichts über sein früheres Leben. Vielleicht hat er schlimmes getan und schwere Schuld auf sich geladen. Wenn die Götter dafür Sorge tragen, dass er verurteilt wird, dann gibt es dafür einen Grund, auch wenn wir ihn nicht erkennen können.“

Garlon hob die Beine auf das Bett und legte sich auf den Rücken. Die Hände faltete er vor der Brust und sah nachdenklich an die niedrige Decke. „Der Baron ist ein gläubiger Mann. Ich bin sicher, dass die Götter ihm zu der richtigen Entscheidung verhelfen werden. Sie würden es nicht zulassen, dass ein Unschuldiger von ihren Dienern getötet wird.“

„Das glaubst du doch selbst nicht, wenn du ehrlich bist“, gab Ortosch abschätzig zurück. „Die Götter mögen unfehlbar sein, allein, ihre Diener sind es nicht. Du weißt genau wovon ich spreche.“ Er stemmte die Arme in die Hüfte. „Es gibt genug Mannen des Praios, die die Stimme ihres Herren nicht mehr hören und nur ihrem eigenen Wahn folgen.“ Ortosch schüttelte den Kopf. „Nein, wir können uns nicht darauf verlassen, dass sich alles gerecht fügen wird.“

Garlon betrachtete die Balken der Decke. Er hatte Ortoschs Worte gehört und sie gaben ihm zu denken. Der

Zwerg hatte Recht, auch er glaubte nicht wirklich daran, dass sich alles von selbst zum Guten fügen würde. Aber was blieb ihm anderes übrig? Sein Wort stand gegen das eines Bannstrahlers. Er konnte nichts anderes tun, als zu hoffen. Darauf zu hoffen, dass der Baron die richtige Entscheidung traf. Außerdem blieb in der Tat noch immer die ungewisse Vergangenheit von Rudonatus. Er kannte den Mann erst seit wenigen Wochen. Er traute ihm, aber vielleicht hatte der Magier ihn getäuscht.

Garlon schüttelte beinahe unmerklich den Kopf. Nein, das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Der Mann war unschuldig, oder zumindest ehrlich geläutert. Selbst wenn er einstmals von dunkler Gesinnung gewesen sein mochte, dann hatte er sich vor langer Zeit von diesem Pfand abgewandt.

„Willst du jetzt einfach da herumliegen?“, fragte Ortosch in die Stille hinein. „Euer Gnaden fügen sich der Götter Willen und rauchen Pfeife? Hast du schon einmal darüber nachgedacht, dass es der Götter Willen sein könnte, dass wir etwas unternehmen? Die Informationen, die dieser von Greifenfurt hat, sind doch ganz offensichtlich falsch! Und wir sind die einzigen hier, die das wissen. Also müssen wir handeln!“

Garlon drehte den Kopf. „Wir können nichts tun. Ganz egal wie sehr ich auch daran glauben möchte, dass wir mit gutem Grund hier sind.“

Er übergang die Frechheit des Zwerges, denn ihm stand der Sinn nicht nach Zurechtweisung, was bei Ortosch ohnehin wenig Sinn hatte. Er sah ihn nur ernst an. Sein Freund war aufgewühlt. In seinen Augen loderte ein Feuer, dass immer größer zu werden drohte. Er kannte seine Entschlossenheit und seinen Mut. Ortosch war niemand, der es ertragen konnte tatenlos auf etwas zu warten.

„Pah!“, machte der Zwerg. „Man kann immer etwas tun. Wenn dir nicht einfällt was, dann werde ich mir eben allein Gedanken machen.“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und drehte sich um.

Irgendetwas stimmte an diesem Abend mit Garlon nicht, davon war Ortosch überzeugt. Er hatten ihn lange nicht mehr so ergeben erlebt. Wo waren Tatendrang und Mut geblieben? Es konnte doch nicht wahr sein, dass er nichts unternehmen wollte!

„Wir müssen Ission finden“, sagte er halblaut. „Wenn wir den wahren Schuldigen liefern, kann der Baron sich nur noch richtig entscheiden. Damit ist auch das Wort des Bannstrahlers entkräftet. Vielleicht verrät er uns dann auch endlich, woher er von den Dingen weiß, die er als wahr erachtet. Immerhin kann er uns nicht mehr ignorieren, wenn wir einen geständigen Verbrecher liefern.“

Garlon hatte sich unterdessen aufgesetzt und begann seine Pfeife mit Kraut aus dem Beutel zu füllen. „Selbst wenn wir wüssten wo er ist, haben wir nicht genug Zeit dafür. Ich nehme an, dass es sehr bald ein Urteil geben wird. Von Greifenfurt ist eine zügige Entscheidung offenbar sehr wichtig und auch der Baron scheint uns hier nicht länger als eben nötig haben zu wollen.“

Er stand auf und ging zur Kerze, um seine Pfeife zu entzünden. Ein leichter Zug am Mundstück bog die Flamme und ließ sie das Kraut entzünden. Mit leisem Knistern breitete sich die Glut aus. Beinahe sofort stieg weißer Rauch in trägen Fäden empor.

„Was wissen Menschen schon von Zeit?“, spottete Ortosch. Ihm kam der süßliche Geruch des Rauschkrauts in die Nase, als Garlon sich wieder auf das Bett sinken ließ.

In wenigen Augenblicken wäre mit seinem Freund nichts mehr anzufangen. Er war in dieser Nacht wohl oder übel auf sich allein gestellt. Enttäuscht drehte er sich um und ging zu seinen Sachen. Er sah auf Helm und Waffen hinab, die auf einem der Stühle lagen. Daneben lehnte sein lederner Rucksack.

Nachdenklich kratzte der Zwerg sich am Bart. Es war vielleicht nicht die beste Idee seines Lebens, aber er war entschlossen nicht untätig zu bleiben.

Tief unter dem westlichen Wehrturm der Burg, in einer kargen Zelle eingesperrt, harrte Rudonatus einsam der Dinge die da kommen mochten. Man hatte ihm auch an den Füßen Fesseln angelegt und ihm alles abgenommen, was er bei sich getragen hatte. Allein der Kleidung war er nicht beraubt worden und so saß er zusammengekauert in der Ecke, seine alte Robe fest um sich gezogen. Das bärtige Gesicht hatte er auf die Knie gelegt und die müden Augen geschlossen.

Seitdem er vom Wagen gezerrt und hier her gebracht worden war, hatte er niemanden mehr gesehen. Auch zu hören war hier unten von dem Leben auf der Burg nichts. Still lag der Flut vor der Zelle da. Neben Rudonatus' Gefängnis gab es noch drei weitere Kammern, die ebenfalls mit Gittertüren versperrt waren. Doch keine Menschenseele war zu sehen oder zu hören.

Er war allein.

An einem Ende des Flurs konnte man die Tür, die zu einer Treppe und damit zum Hof führte, erkennen. Sie war aus massivem Holz und gut in den Rahmen eingepasst, so dass nur wenig Licht in den Gang fiel. Es reichte gerade aus, um graue Schatten zu erkennen und sich notdürftig zu orientieren.

Rudonatus hob den Kopf und sah sich um. Auf dem Boden lag frisches Stroh und jemand hatte eine Schüssel mit etwas hartem Brot und einen Krug mit Wasser neben der Tür abgestellt. Er hatte diese barmherzige Geste erst jetzt wahrgenommen, doch ihm war nicht nach Essen zu Mute. Ihn beschäftigte nur eine Frage: Warum?

Es war zum verrückt werden. Erst vor Wochen war es ihm gelungen aus jahrelanger Gefangenschaft zu fliehen und nun fand er sich erneut hinter Gittern wieder. Doch dieses Mal nicht als im Krieg verschleppter Feind. Damals hatte er wohl nur viel Pech gehabt. Er war zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen, auch wenn er sich noch immer nicht genau an jene Tage erinnern konnte. Jetzt war es anders. Vieles war anders und doch kam es auf das Selbe hinaus. Heute wusste er wer ihn gefangen hielt. Er wusste, was man ihm vorwarf und dass man ihn wohl nicht lange in der Zelle lassen, sondern bald einen Prozess abhalten würde.

Das alles hatte er damals nicht gewusst und jahrelang sein Dasein in dunkler Unsicherheit gefristet. Außer der Freiheit hatte er sich nichts mehr gewünscht, als zu wissen. Jetzt allerdings war er sich nicht mehr so sicher, ob es nicht doch ein Segen war, wenn gewissen Dinge verborgen blieben. Schließlich nütze ihm jetzt alle Erkenntnis nichts.

Hätte er sich doch in jener Nacht nur nicht von diesem Zauberkünstler übertölpeln lassen! Er war ihm entkommen und jetzt hatte er keine Möglichkeit mehr ihn zu finden.

Rudonatus hob verärgert die Arme. Es fiel schwer gegen das Gewicht der Ketten zu bestehen. Die Bannstrahler wussten, was sie taten. Immerhin hatten sie ihm die Hände nun vor dem Bauch gebunden und nicht mehr auf dem Rücken.

Dennoch konnte er, so gefesselt und ohne seinen Stab, hier nicht weg. Keinen seiner Zauber würde er wirken können. Der Strom der astralen Macht wurde durch das Eisen zu stark gestört. Doch auch ohne diesen Faktor, wäre er kaum in der Lage gewesen zu entkommen. Diese Burg war sicher gut bewacht und die Türen und Tore schwer zu überwinden.

Er ließ die Hände wieder sinken und legte die Stirn zurück auf die Knie. Es blieb nichts übrig. Er musste darauf hoffen, dass die Wahrheit ihn retten würde. Immerhin war die Wahrheit das, wofür die Bannstrahler im Namen Praios eintraten. Doch, wenn er ehrlich zu sich war, musste er zugeben, dass er schon lange aufgehört hatte dem Beistand und der Gerechtigkeit der Götter zu vertrauen.

Mittlerweile war die Nacht über Beldenheim und Burg Beldenruh hereingebrochen. Das Dorf versank Stück um Stück in friedlicher Ruhe und auch auf den Mauern der Burg waren nur noch wenig Wachen zu sehen. Langsam zogen sie ihre Runden auf den Wehrgängen und spähten in die Finsternis hinaus.

Auf der Spitze des höchsten Turms saß ein Rabe und beobachtete das Treiben der Menschen interessiert. Er hock-

te so unbewegt auf dem spitzen Dach, dass niemand ihn zu bemerken schien. Seine kleinen Augen glitzerten und spiegelten das Licht der wenigen Fackeln, die noch auf dem Hof und in den Wachstuben brannten, wieder. Für ihn reichte es aus, um alles zu sehen. Aber es waren zu wenig Feuer, um die Dunkelheit weit genug in die Schranken zu weisen, als das auch die Wachen dies hätten von sich behaupten können.

Und so kam es, dass jene Gestalt, die sich nun über den Hof schlich, von den menschlichen Wächtern unentdeckt blieb. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen und schritt von Schatten zu Schatten. Immer wieder hob sie den Kopf und sah sich um. Erst dann ging sie zum nächsten Versteck.

Es hatte den Anschein, als vertraue sie ihren Schleichkünsten nicht und in der Tat wirkten die Bewegung unsicher und wenig geübt.

Der Rabe legte den Kopf schräg. Das Schauspiel hatte ihn gefesselt. Aufmerksam verfolgte er, wie die kleine Gestalt sich einem großen, hölzernen Gebäude näherte und kurz davor verharnte. Dann gab es ein leises, knarrendes Geräusch und im nächsten Moment war der Schleicher in einem dunklen Spalt verschwunden.

Der Vogel hob den Kopf und wollte gerade davonfliegen, als er aus den Augenwinkeln eine weitere Bewegung wahrnahm.

Zwei Wachen waren aus einem der Gebäude getreten und näherten sich seinem Turm. Sie führten eine Fackel mit sich und waren damit gut zu erkennen. Einer hielt ein dickes Bündel unter dem rechten Arm. Es sah aus, als wäre seine Fracht schwer, da er den Griff immer wieder neu ansetzen musste. Trotzdem waren sie offenbar bei guter Laune, denn ihr grobes Lachen trug sich bis weit in Nacht hinaus.

Schließlich erreichten sie die westliche Wehrmauer. Ein metallisches Klicken war zu hören, gefolgt von einem lauten Knarren. Dann veränderte sich der Klang ihrer Stimmen und wenig später fiel eine Tür dumpf ins Schloss.

Stille kehrte ein.

Der Rabe wartete noch einen Moment ab, doch nun war offenbar endlich die Ruhe der Nacht über diesen Ort gekommen. Hier gab es für den Moment nichts mehr zu beobachten.

Er drehte sich um, stellte die nachtschwarzen Flügel ein Stück weit auf, stieß sich vom Turm ab und ließ sich elegant in die Tiefe fallen.

Pfeilschnell schoss er an der Mauer entlang und entfaltete seine Schwingen erst kurz vor dem Boden zu voller Größe. Er streifte einige besonders lange Grashalme, als er unheimlich dicht über die Wiese flog, die sich auf dieser Seite vor der Burgmauer erstreckte. Schon im nächsten Augenblick war er im nahen Wald verschwunden.

Der Klang schwerer Stiefel und rauer Stimmen riss Rudonatus aus seinen Gedanken. Jemand kam eine Treppe herunter und er rechnete jeden Augenblick damit, dass die Tür am Ende des Flurs aufgestoßen wurde. Doch statt dem Klicken des Schlosses vernahm er das charakteristischen Schaben von Stühlen, die auf Stein bewegt wurde. Dann klapperte es und Becher wurden aneinander gestoßen. Die Stimmen wurde noch einmal lauter, um dann für einen kurzen Moment auszusetzen.

Dort oben musste es einen Wachraum geben. Ihm waren die Augen gebunden gewesen, als er hier her gekommen war, daher wusste er es nicht mit Sicherheit. Aber es ergab

natürlich Sinn eine Wachstube vor einem Gefängnis anzulegen.

War dort bis eben niemand gewesen? Oder hatte sich die Wache nur leise verhalten? Vielleicht hatte sie geschlafen. Rudonatus wischte die Gedankenspiele mit einem fahrigen Kopfnicken beiseite.

Das alles half ihm nichts. Verbitterung zog erneut in seinem Geist auf. Er legte den Kopf schräg, so dass ein Ohr frei und in Richtung der Tür stand. Dann schloss er die Augen und lauschte. Die fröhlichen Laute hatten etwas beruhigendes. Durch die dicke Tür wurden sie stark gedämpft, was diesen Effekt noch verstärkte. Das Gemurmel wurde immer gleichmäßiger. Immer wieder waren auch die Becher zu hören, die auf einen Tisch abgestellt oder davon empor gehoben wurden.

Rudonatus begann sich die Szene dort oben immer genauer vorzustellen. Es waren drei Wachen, soviel schien klar. Wahrscheinlich saßen sie alle um einen kleinen Tisch herum auf Stühlen oder Hockern. Eine der Wächter hatte offenbar das Heft in die Hand genommen und erzählte etwas von großem Interesse. Das zumindest schloss der Magier aus der Tatsache, dass er fast nur noch eine der Stimmen hörte. Die anderen machten sich lediglich durch Rülpsen oder kurzes Lachen bemerkbar. Viel Licht war in der Wachstube sicher nicht. Schließlich hatte sich hier im Flur nichts an der Dunkelheit geändert. Also war dort höchstens eine Kerze aufgestellt, deren Licht nicht bis den Keller hinab scheinen konnte.

Konnte ihm das nützen? Rudonatus prüfte noch einmal, ob er in der Lage war seine arkanen Kräfte zu bündeln. Doch es mochte ihm nicht gelingen. So lange er diese Ketten trug, war eine Flucht einfach nicht möglich.

Plötzlich änderten sich die Geräusche in der Wachstube. Eine Tür hatte sich geöffnet und jemand war eingetreten. Die Fremde Person richtete ein paar Worte an die Wachen und Unruhe kam auf. Kurz darauf verließen die Männer eilig die Kammer. Doch sie kamen nicht zu ihm, sie entfernten sich. Dann knallte eine Tür und Stille kehrte ein.

Doch Rudonatus merkte schnell, dass er nicht alleine war. Ein Geräusch, so leise, dass kaum jemand es unter normalen Umständen hätte wahrnehmen können, ließ ihn aufhorchen. Atmen. Eine der Wachen musste in der Stube verblieben sein. Einen Moment herrschte gespannte Tatenlosigkeit. Dann knirschte es, so, als drehe sich jemand auf dem Absatz um. Kurz darauf ging erneut eine Tür. Wieder erklangen Stiefel, die auf einer Treppe schritten, doch dieses Mal kam das Geräusch deutlich auf ihn zu.

Der Magier kroch auf Händen und Füßen in die dunkelste Ecke seiner Zelle. Ihm stellten sich die Nackenhaare auf. Was konnte der Besucher von ihm wollen? Auf jeden Fall nichts gutes, davon war er überzeugt. Doch es blieb keine Zeit für weitere Gedanken, denn in diesem Moment öffnete sich bereits die Tür zur Treppe. Sie schwang leise auf und ließ ein wenig mattes Licht in den Gang fallen.

Rudonatus erkannte die Umrisse eines großen Mannes. Er schien bewaffnet und gerüstet zu sein. Wahrscheinlich gehörte er zu den Wachen der Burg. Für einen Augenblick stand die dunkle Gestalt in der Öffnung, ohne sich zu bewegen. Vielleicht wartete sie darauf, dass sich ihre Augen an die Finsternis im Kerker gewöhnten.

Rudonatus war wie versteinert. Wirre Bilder einer verdrängten Vergangenheit überfluteten seinen Geist und machen ihn unfähig zu Handeln. Er hatte dieses Bild schon einmal gesehen. Der leuchtenden Umriss einer Tür und darin eine schwarze Silhouette. Damals sollte er kurz dar-

auf orkischen Götzen geopfert werden und nur mit viel Glück war er diesem Schicksal entgangen. Die Götter spielten ein grausiges Spiel mit ihm.

Der Wächter kam näher.

Rudonatus sah auf. Der nächtliche Besucher schritt langsam den Flur entlang und blieb vor der Zelle des Magiers stehen. Er drehte sich um und sah auf den Gefangenen hinab. Ohne etwas zu sagen löste er den Schlüsselbund, der an seinem Gürtel hing. Mit sicherem Griff wählte er einen der Schlüssel aus und steckte ihn in das Schloss. Mit einem lauten Klicken sprang der Riegel zur Seite.

Rudonatus war verwirrt. „Was wollt Ihr von mir?“, fragte er. Doch statt zu antworten zog der Mann den Dolch, der an seiner Seite hing. Die schlanke Klinge funkelte Matt, als er die Hand hob.

Ortosch presste sich an die Wand des Turmes, unter dem der Kerker lag. Nur wenige Schritte von der Tür entfernt, hatte er mit angesehen, wie eine Gestalt über den Hof geschlichen und schließlich im Inneren des Gemäuers verschwunden war. Für einen bangen Moment hatte er befürchtet, entdeckt worden zu sein, doch offenbar war der nächtliche Besucher nicht besonders aufmerksam gewesen.

Wenig später schlug die Tür auf. Drei Männer traten ins Freie und entfernten sich rasch. Sie hielten den Köpfe gesenkt.

„Was soll das bitte?“, flüsterte einer von ihnen. „Was hat Bernhelm vor?“

„Halt bloß dein Maul!“, beschwor ihn ein anderer. „Ich will's gar nicht wissen und du solltest auch nicht danach fragen!“

Die Stimmen wurden unverständlich leise. Im nächsten Moment verschwanden die Wachen im Schatten der Nacht.

Was ging hier vor?

Ortosch schob sich ein Stück an der Wand entlang und sah zur Tür. Das war die Gelegenheit. Er konnte nicht einschätzen ob und wenn ja wann die Männer zurückkehren würden, also durfte er keine Zeit mehr verlieren. Mit nur einer einzelnen Wache sollte er problemlos fertigwerden. Kurzentschlossen huschte er los und drückte die Klinke herab. Die Tür war nicht verschlossen. Er glitt hinein und lehnte sie hinter sich an.

Vor ihm öffnete sich ein runder Raum, die Wachstube. Ein Tisch, mehrere Stühle, Humpen und eine Kerze standen verlassen in der Mitte. In der gegenüberliegenden Wand lag eine Tür, hinter der offenbar die Treppe zum Keller begann. Von dort waren Geräusche zu vernehmen. Ortosch lauschte. War das die Stimme des Magiers?

„Was soll das? Seid Ihr verrückt geworden!?“, rief Rudonatus und versuchte sich noch weiter zurückzuziehen. „Hilfe!“ Doch er lag bereits direkt vor der Wand und konnte nicht mehr ausweichen.

Noch vier Schritte.

Jetzt war es aus. So also sollte er sterben. Gemeuchelt von einem dummem Handlanger in einer kalten Zelle, irgendwo im Nichts.

Noch drei Schritte.

Er spürte, wie sein Herz immer schneller schlug. Das Blut rauschte so wild durch seinen Körper, dass er nichts mehr hören konnte, außer dem Brausen des eigenen Lebenssaftes. Panisch suchte er nach einem einfachen Zauber, den er vielleicht trotz aller Hindernisse auf seinen Feind werfen konnte.

Zwei Schritte.

Dann sammelte er sich und brachte so viel Konzentration auf, wie er eben konnte. Er musste etwas versuchen, was seinen Angreifer mit Sicherheit stoppen würde. Mit aller verbliebenen Geisteskraft formte er übernatürliche Energie, die nur noch schwach in ihm glomm. Mit einem Schlag schleuderte er sie auf sein Gegenüber.

„*Fulminictus*!“, rief er und strecke die gefesselten Hände gegen seinen Angreifer. Doch als die Kraft seinen Geist verlassen sollte spürte er einen schmerzhaften Stich. Der Magier schrie gepeinigt auf und zog die Arme zurück. Blut lief ihm aus der Nase. Schwarze Flecken und glitzernde Punkte tanzten vor seinem Augen. Er fühlte sich einer Ohnmacht nah. Doch noch während er versuchte sich dagegen zu wehren, erklang eine wohlbekannte Stimme.

„He da, Bürschlein!“, rief Ortosch, als er direkt Hinter der Wache stand. Der Mann, der den Zwerg offenbar nicht hatte kommen hören, drehte sich um, doch sein unerwartetes Problem sollte ihm zum Verhängnis werden.

Ortosch hieb ihm mit aller Kraft die Rechte in den Magen, noch bevor er die neue Situation erfasst hatte. Sofort sackte er zusammen und wurde mit einem zweiten, in weitem Bogen geführten Schlag ins Reich der Träume geschickt.

Der Dolch landete klirrend auf dem harten Boden und sein Besitzer folgte dicht auf.

Ortosch nahm dem besiegten Gegner die Schlüssel ab und trat zu Rudonatus. Der Magier hatte die Augen geschlossen und atmete schwer. Er sah besorgt auf ihn hinab. Zur Not würde er ihn tragen müssen, aber das sollte ihn jetzt nicht mehr aufhalten. Ohne weiter zu zögern nahm er dem Gefangenen die Ketten ab und versuchte ihn auf die Beine zu ziehen. Noch war Rudonatus offenbar nicht völlig aus dieser Welt und so stand er unsicher, aber doch selbstständig.

„Könnt Ihr laufen?“, fragte Ortosch leise. „Wir müssen hier raus und zwar schnell.“ Der Magier schüttelte vorsichtig den Kopf und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. „Es muss gehen“, antwortete er mit schwacher Stimme. „Weit werde ich allerdings nicht kommen.“

Ortosch nickte und ging voran. Sie verließen den Keller über die Treppe. Immer wieder hielten sie kurz an, um zu lauschen, doch der Weg schien frei zu sein. Auch in der Wachstube war niemand zu sehen. Nach wenigen Augenblicken hatten sie die Tür zum Hof erreicht. Ortosch öffnete sie vorsichtig einen Spalt breit und spähte hinaus. Nichts.

Alles lag still und dunkel da. Nur auf der gegenüberliegenden Mauer waren die Schatten zweier Wachen zu sehen, die dort ihren Dienst taten. Doch die Männer würden ihre Aufmerksamkeit in erster Linie nach außen richten.

Ortosch verzog nachdenklich das Gesicht. Wo waren die drei Wachen hin? Und warum hatten sie ihren Posten mitten in der Nacht überhaupt verlassen? Hatte der Meuchler es ihnen befohlen oder sie unter einem Vorwand fortgeschickt, um bei seiner Schandtat unbeobachtet zu sein? Oder war das alles eine geschickte Falle? Misstrauisch ließ

der Zwerg seine scharfen Augen noch einmal über die grauen Schatten des Hofes wandern. Doch auch jetzt konnte er nichts verdächtiges erkennen. Vielleicht hatten sie in dieser Nacht doch einfach Phexens Segen.

Vorsichtig schob er die Tür so weit auf, dass sie hindurch schlüpfen konnten. Dann horchte er noch ein letztes Mal und schlich los. Es war ihm zuwider sich wie ein Dieb in der Finsternis zu verbergen, doch schon lange wusste er, dass es oft nicht anders ging. Zügig, aber nicht so leise wie er gehofft hatte, kamen sie voran. Sie liefen im Schatten der nahen Mauer entlang und erreichten bald ihr Ziel, die Stallungen.

Behutsam zog Ortosch das Tor hinter ihnen zu, nachdem sie eingetreten waren.

„Du bist ein Narr.“

Der Zwerg erschrak fürchterlich, als die Stimme aus den Tiefen des Stalles erklang. Auch Rudonatus zuckte zusammen und wäre um ein Haar gestürzt.

„Wer da?“, rief Ortosch mit gepresster Stimme, nachdem er seine erste Überraschung überwunden hatte. Seine Hände glitten bereits zu den Beilen, die wie immer an seinem Gürtel hingen.

„Lass den Unsinn“, sagte Garlon und trat an die beiden heran. „Ich wusste, dass du so etwas versuchen würdest.“ Der Golgarit schüttelte den Kopf. Er sah ein wenig mitgenommen aus, beinahe so, als habe er mehrere Nächte in voller Rüstung geschlafen. Seine Augen jedoch waren völlig klar. Er musste die Pfeife in dieser Nacht sehr schnell wieder aus der Hand gelegt haben.

„Ich bin gerade recht gekommen!“, zischte Ortosch. „Nur einen Moment später und es hätte niemanden mehr gegeben, für den du hättest dein Wort geben können. Jemand wollte ihn töten.“ Einen Augenblick herrschte eisiges

Schweigen. Nur gelegentliches Schnauben der Pferde war noch zu hören. Ortosch winkte ab. „Das werde ich dir alles berichten, sobald wir die Zeit dafür haben.“

„Was ist dein Plan?“, fragte Garlon. „Willst du ihn hier verstecken und morgen auf einem Heuwagen aus der Burg schaffen?“

„Pah!“, machte der Zwerg und verschränkte die Arme von der breiten Brust. „Nein, ich wollte noch heute Nacht mit dem Wagen von hier verschwinden, mit dem wir gekommen sind. Aber Euer Gnaden haben natürlich einen besseren Einfall. Du hättest mir auch einfach gleich helfen können.“

„Wenn ich auch etwas sagen dürfte“, mischte Rudonatus sich ein. „Wir sollten unsere Stimmen zügeln. Immerhin sind da draußen...“ Der Magier wurde jäh durch einen lauten Alarmruf unterbrochen.

Jetzt ging alles sehr schnell. Während auf dem Hof immer mehr Lärm zu vernehmen war, machten Ortosch und Garlon den Wagen hastig fahrbereit. Der Zwerg hatte, bevor er in das Gefängnis geschlichen war, bereits die nötigen Vorbereitungen getroffen. Es blieb allein noch die Pferde anzuspinnen. Die Tiere beschwerten sich lautstark über die nächtliche Störung, doch Garlon erwies sich als außerordentlich geschickt im Umgang mit ihnen. Ihr Wiehern und Schnauben verstummte, kaum dass er ihnen die Hand auf den breiten Hals gelegt hatte.

„Hier her!“, rief jemand. „Sie sind in der Scheune! Lasst sie nicht entkommen!“ Das Klirren von Waffen und Rasseln von Rüstungen war zu hören. Offenbar näherte sich eine große Gruppe Wachen dem Tor. Ortosch, der neben Garlon auf dem Kutschbock Platz genommen hatte, verzog grimmig das Gesicht. „Jetzt müssen wir uns hier heraus-

kämpfen“, sagte er und setzte sich seinen Helm auf, den er im Wagen versteckt hatte.

„Ich fürchte, dass ich dabei kaum werde helfen können“, gab Rudonatus zu bedenken. Er hatte sich auf die Ladefläche begeben und unter einigen Decken versteckt. „Mein Kraft ist beinahe völlig aufgebraucht.“

„Lasst gut sein“, antwortete Ortosch und spukte zur Seite aus. „Bei Angrosch! Wir werden es auch ohne Zauberei schaffen! Das wäre ja gelacht!“

In diesem Moment wurde das Tor aufgestoßen. Ein halbes Dutzend Wachen stand im Halbkreis um den Eingang der Scheune. Drei von ihnen hielten Fackeln. Alle waren mit Schwertern oder Spießen bewehrt. Aus Richtung des Wohnhauses kamen weitere Bewaffnete gelaufen. Auch die Bannstrahler waren darunter zu erkennen.

„Wurmdreck“, murmelte Ortosch in seinen Bart. Das würde härter werden, als er gehofft hatte.

Rudonatus zog den Kopf ein. Er konnte nichts ausrichten und wollte wenigstens in Deckung bleiben. Kaum hatte er den Knall gehört, mit dem das Tor aufgefliegen war, setzte sich ihr Wagen auch schon in Bewegung. Lautstark trieb Garlon die Pferde an. Seine Rufe mischten sich mit dem Gebrüll der Wachen und dem Wiehern der Pferde.

Entgegen seine Befürchtungen nahm der Wagen immer weiter Fahrt auf. Offenbar waren sie bereits durch die Reihe der Wächter gebrochen und rollten nun über den Hof. Immer wieder hörte er die Stimmen von Garlon und Ortosch und das Klirren von Stahl auf Stahl. Doch bald wurde die wütenden Stimmen ihrer Verfolger leiser und Hoffnung keimte in Rudonatus auf.

Plötzlich hielten sie abrupt an. Jemand sprang vom Wagen und kurz darauf war das Kreischen von splitterndem Metall zu hören. Ein lautes Rasseln folgte und dann ertönte ein Donnern, wie von einem herabstürzenden Berg. Die Pferde scheuten, der Wagen wackelte und Garlon hatte allem Anschein nach Problem sie wieder unter seine Kontrolle zu bringen.

Rudonatus schlug die Decke zur Seite und sah sich um. Die Zugbrücke war herabgefallen und der Weg in die Freiheit schien offen. Doch ein Blick auf die andere Seite korrigierte diesen Eindruck. Ihre Verfolger waren zwar ein gutes Stück entfernt, doch der Grund für diese Distanz war nicht ihre Langsamkeit. Die Bannstrahler hatten ihre Pferde aus der Scheune geholt und saßen bereits auf. Auch einige Wachen waren dabei Pferde für eine Verfolgung bereit zu machen. Nur etwa eine handvoll Kämpfer war noch zu Fuß hinter ihnen her und würde sie in wenigen Augenblicken erreicht haben.

Rudonatus überwand seinen Schrecken schnell. Entschlossen setzte er sich auf. Egal wie schwach er war, ohne seine Hilfe war eine Flucht hoffnungslos.

Er würde die verbotenen Pforten aufstoßen müssen, um hier noch etwas zu bewirken. Als der Wagen sich endlich wieder in Bewegung setzte, hatte er sich bereits in Konzentration versenkt.

Der Geist siegt über den Körper.

Das Fleisch ist der Sklave des Verstandes.

Er riss die Augen auf und schrie.

Ortosch zuckte zusammen. Eine Welle starker Hitze überrollte den Wagen und panisches Gebrüll erfüllte die

Nacht. Er fuhr herum. „Bei Angroschs Esse!“, rief er, als er erkannte, was hinter ihnen vor sich ging.

Dort, wo eben noch der Eingang zur Burg des Barons gewesen war, loderte eine undurchdringliche Wand als Flammen. Das Feuer erfüllte das gesamte Tor und machte ein Passieren unmöglich. Gierig griffen die glühenden Finger nach Stein und Holz. Der Wehrgang über dem Tor war bereist schwarz vor Ruß und das hölzerne Dach, das die Wachen vor Pfeilen und Regen schützen sollte, würde bald Opfer der Hitze werden. Hinter der Mauer waren aufgeregte Rufe und das panische Wiehern der Pferde zu hören.

Was für ein Hexenwerk! Der vermeintliche Urheber dieser Tat lag unterdessen leblos auf dem Wagen. Die Erschütterungen der wilden Fahrt stießen seinen Körper rücksichtslos hin und her. Ortosch überwand den aufkommenden Widerwillen und packte ihn fest am Umhang. Nach all dem Ärger sollte er ihnen jetzt nicht vom Wagen fallen.

Sie donnerten den Weg hinab und entfernten sich immer weiter von der Burg. Kurz vor dem Dorf verringerte Garlon die Fahrt und lenkte den Wagen über die Felder an der Palisade vorbei. Als die Menschen in Beldenheim von Lärm und Feuer erwachten, war die Kutsche bereits in der Dunkelheit verschwunden.

Kapitel 4 – Im Lichthag, 21. Rondra 1024 B.F.

Am nächsten Morgen, als Praios seine goldenen Strahlen über die Wipfel der Bäume lenkte, hatten Garlon, Ortosch und Rudonatus bereits etliche Meilen zwischen sich und Beldenheim gebracht. Die ganze Nacht hindurch waren sie auf dem Weg geblieben, der nach Südwesten und damit tiefer in die Marktgrafschaft Greifenfurt führte. Immer wieder hatten sie sich umgesehen und in die Nacht gelauscht, doch die Verfolger, mit denen sie sicher rechneten, schienen weit zurück zu liegen. Mit etwas Glück wussten sie nicht einmal genau in welche Richtung sie Reiten mussten, denn schon so manche kleine Abzweigung war hier und dort vom Weg abgegangen. Es würde sie zumindest etwas aufhalten an jeder dieser Stellen nach Spuren zu suchen. In der Nacht wäre dies ohnehin kaum möglich gewesen.

„Ich denke, wir können eine Pause riskieren“, sagte Ortosch, nachdem er sich noch einmal aufmerksam umgesehen hatte. „Die Pferde werden auch nicht mehr weit kommen, wenn wir sie noch länger so antreiben.“ Er deutete auf den Wald, der sich ihnen zur Linken erstreckte. Die jungen Bäume standen weit genug auseinander, als dass der Wagen hindurch passen sollte. Gleichzeitig erhoben sich auf dieser Seite des Weges sanfte Hügel. Schon nach knapp hundert Schritten wäre man von der Straße aus nicht mehr zu sehen. „Halt an. Wir steigen ab und verstecken uns für ein paar Stunden im Dickicht. Vielleicht sollten wir danach auch ohne den Wagen weiterreisen.“

Garlon nickte und zügelte die Pferde. Der Wagen kam zu einem unruhigen Stand. Die Tiere zitterten vor Erschöpfung und tänzelten hin und her.

Als die beiden Krieger von der Kutsche sprangen, kam auch Rudonatus aus seinem Versteck. Er war seit ein paar Stunden wieder bei Bewusstsein, hatte sich aber sogleich wieder unter die Decken gelegt und versucht etwas zu schlafen. Er war auch jetzt noch bleich wie Kalt. Er stemmte sich mit zitternden Händen hoch und blickte unschlüssig in den Wald. „Ich weiß nicht, ob ich schon wieder laufen kann. Beim Drachenei von Khunchom, ich fühle mich, als hätte ich Wochenlang das Krankenbett gehütet.“

„Zur Not stütze ich Euch“, antwortete Ortosch. „Aber Ihr kommt da jetzt herunter. Je leichter der Wagen ist, wenn wir ihn von der Straße führen, desto größer ist die Chance, dass sie die Stelle nicht erkennen.“

„Das Leuchtet mir ein“, gab Rudonatus nach kurzem Zögern zurück und versuchte vom Wagen zu steigen. Mehr stolpernd als gehend gelang es ihm, doch nur Garlons beherztes Zupacken verhinderte, dass er direkt darauf in den Staub fiel. „Danke“, keuchte er und lächelte gequält, als ihn die kräftigen Hände wieder auf die Beine stellten.

Wenig später hatten sie den Wagen von der Straße gebracht und in einer knapp zwei Schritt tiefen Senke abgestellt. Reiter oder Wanderer würden ihr Lager vom Weg aus nicht sehen können, solange sie die Köpfe unten behielten.

Ortosch hatte versucht die Spuren, die die Räder beim Verlassen der Straße im weichen Waldboden hinterlassen hatten, so gut es ging zu verwischen. Leider durfte er auf diesem Gebiet nur auf wenig Erfahrung zurückblicken und so konnte er nicht einschätzen, ob sein Tun dem Zweck geholfen oder alles viel mehr schlimmer gemacht hatte.

„Den hat es ziemlich erwischt, meinst du nicht?“, fragte der Zwerg, als er etwa eine Stunde später neben Garlon in der

Senke saß. Er deutete auf Rudonatus. Der Magier lehnte, in eine Decke gehüllt, an einem Rad des Wagens. Er schlief tief und fest.

Über dem kleinen Lager stieg die Sonne immer höher, doch es wollte noch immer nicht recht warm werden. Ein leichter Wind lies die Wipfel der Bäume hin und her schwingen und brachte angenehm duftende Frische mit sich. Hier und dort waren Vögel zu sehen und zu hören, sonst schienen sie alleine.

Garlon nickte. „Kein Wunder“, antwortet er. „Wenn man mich zuerst in einen Kerker werfen würde, mir kurz darauf ein Meuchler nach dem Leben trachtete und ich schließlich nur mit knapper Not einem Dutzend Häscher entkommen könnte, mir ginge es kaum besser.“

„Zumindest der letzte Punkt trifft aber in der Tat auch auf dich zu“, gab Ortosch zurück und kramte in seinem Rucksack. „Und auf mich leider auch.“ Er förderte eine kleine Flasche zu Tage, entkorkte sie und nahm einen tiefen Schluck. Dann reichte er Garlon den Schnaps, doch dieser lehnte, wie der Zwerg bereits erwartet hatte, mit einer kurzen Handbewegung ab. „Wir dürfen uns seit letzter Nacht wohl oder übel ebenfalls als gesucht bezeichnen.“

Garlon antwortete nicht gleich. Sein Blick hing in der Ferne und er schien nachzudenken. Ortosch hatte erwartet, dass er ihn zurechtweisen würde, sobald sie aus der größten Gefahr herausgekommen waren, doch bis jetzt hatte der Golgarit kein Wort in diese Richtung fallen lassen. War jetzt der Moment gekommen? Der Zwerg bereitete sich innerlich darauf vor, sein Handeln vor Garlon zu rechtfertigen und wartete ab.

„Wir haben uns offen gegen die Kirche des Praios gestellt“, sagte der Golgarit nach einer Weile und atmete tief durch. „Das kann und wird nicht ohne Folgen bleiben.“

Sie werden uns suchen, uns jagen, bis sie uns gefunden haben. Bannstrahler geben niemals auf.“

„Ich glaube noch immer, dass wir das Richtige getan haben“, gab Ortosch schnell zurück. „Sie haben einen Sündenbock gesucht, für dass, was in Dunkelbach vorgefallen ist. Dieser von Greifenfurt war nicht an der Wahrheit interessiert. Er ist bestimmt so ein Emporkömmling, der versucht mit schnellen Erfolgen in der Rangfolge seiner Bande vor der Zeit aufzusteigen.“ Ortosch sah zum Himmel. Ein schwarzer Vogel flog über die Senke hinweg und erneut kam Wind auf. Er zerrte an den Ästen der Bäume und lies einzelne Blätter zu Boden fallen. Auch den Vogel bedrängten die Böen, doch nach einem kurzen Taumeln fing er sich gekonnt ab und setzte seine Reise fort. „Aber mit dem letzten Punkt hast du wohl Recht. Er wird nicht aufgeben.“

„Wie genau wolltest du entkommen?“, fragte Garlon unvermittelt. „Wie sollte es nach der Flucht aus der Burg weitergehen? Hast du einen Gedanken daran verschwendet, dass du es wohl möglich nur schlimmer machst, mit deinen Taten?“ Er sah Ortosch ernst an, doch der Zwerg war sich nicht sicher, was sein Freund wirklich dachte.

„Ich habe etwas unüberlegt gehandelt, mag sein.“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich an den mit Moos bewachsenen Hang der Senke. „Aber, wie du siehst, ist alles gut gegangen. Wenn man das Richtige tut, dann wird Angrosch schon für einen sorgen. Gottvertrauen sollte dir ja nicht fremd sein.“

„Passt auf, was du sagst!“, zischte Garlon mit ungewohnter Schärfe. Ortosch zuckte zusammen. „Den Göttern vertrauen ist gut. In blindem Gottvertrauen in die Ungewissheit Reiten aber ist reine Torheit!“ Ein Schatten hatte sich Garlons bemächtigt und lies sein sonst so gütiges Gesicht

grausam und verbittert erscheinen. Er atmete tief. „Es war dumm von dir, den Magier zu befreien und es war dumm von mir, dich nicht daran zu hindern. Aber jetzt müssen wir mit dem Leben, was geschehen ist.“

„Wenn ich nicht eingegriffen hätte, wäre er jetzt tot!“, begehrt Ortosch auf. „Gemeuchelt in einer feuchten Zelle! Nennst du das etwa gerecht? Soll das der Wille der Götter sein?“

Garlon hielt dem wütenden Blick des Zwerges nur noch kurz stand, dann sah er beschämt zu Boden. Nach einem Moment der Stille schüttelte er fast unmerklich den Kopf.

„Wahrscheinlich hast du recht“, gab er zu. „Dennoch bleibt uns jetzt nur noch eine Möglichkeit. Wenn wir den Bannstrahlern die wahren Schuldigen dieser Untaten liefern können und es zu einem ordentlichen Prozess nach Kirchenrecht kommt, können wir und Rudonatus auf Gnade hoffen. Ohne Beweise hingegen, werden wir einen sehr schweren Stand haben.“

„Ission?“, fragte Ortosch und Garlon nickte. „Du hast Recht. Er ist wohl der einzige, der alles aufklären kann. Wenn wir ihn erst einmal haben, werden wir ihn auch zum Reden bringen.“

„Darum werden sich die Bannstrahler schon kümmern“, sagte Garlon bitter. „Es gibt kaum etwas, auf das sich dieser Haufen besser versteht.“

„Womit wir wieder bei dem Problem wären, das wir einen Magier finden müssen, der nicht gefunden werden will und etliche Tage Vorsprung hat. Und ganz nebenbei ist dieser Zauberer im Besitz eines magischen Buches, von dem wir nicht wissen wozu es ihn befähigt.“ Ortosch kratzte sich am Kinn. „Das kann uns aber vielleicht auch zum Vorteil gereichen. Wenn die Bannstrahler so etwas

bei ihm finden, glauben sie uns leichter, dass er schuldig ist.“

„Darüber können wir uns den Kopf zerbrechen, wenn wir ihn haben. Ich fürchte, dass wir dafür aber einen neuen Plan brauchen. Rudonatus wird uns kaum helfen können, zumindest nicht in nächster Zeit.“

Garlon sah zu dem schlafenden Magier hinüber und Ortosch folgte seinem Blick. Der Alte sah in der Tat nicht so aus, als würde er sich schnell erholen. Noch immer blass wie der Neumond lag er da und war völlig in sich zusammengesunken. Er wirkte nun noch schwächer und älter, als noch vor wenigen Stunden. Es schien fast so, als nähme seine Kraft mit der Zeit weiter ab, als wieder zu.

„Bevor wir auf die Jagd gehen, wie auch immer wir das anstellen werden, müssen wir was zu Essen aufreiben. Wir müssen uns verkleiden und am besten für ein paar Tage völlig verschwinden. Sie sollen denken, dass wir über alle Berge sind.“ Ortosch stand auf und klopfte sich das Moos von der Hose. „Wenn wir ein paar Meilen weiter südlich wären, wüsste ich genug Verstecke. Meinen Brüdern und Schwestern im Kosch kann man trauen. Vielleicht sollten wir versuchen bis dorthin zu kommen.“

Garlon sah auf. „Hm“, machte er. „Lass mich darüber nachdenken. Wir müssen auf jeden Fall vorsichtig sein und sollten keine Entscheidung mehr vorschnell und aus dem Bauch treffen.“

„Ja, ja“, gab Ortosch zurück und winkte ab. „Mach du dir mal deine Gedanken. Ich geh kurz über den Hügel und schlag etwas Wasser ab. Dann kann ich auch gleich einen Blick auf die andere Seite des Waldes werfen. Vielleicht können wir in der Richtung weiterreiten und so die Straße vermeiden. Mach keinen Unsinn, während ich weg bin.“

Unsere Verfolger sind sicher noch etwas zurück, aber man weiß ja nie.“

Mit einem Grinsen auf dem Gesicht stieg der Zwerg die seichte Steigung der Senke hinauf und war schon im nächsten Moment hinter der Kuppe verschwunden.

Garlon sah ihm einen Augenblick lang nach. Wahrscheinlich hatte er Recht. Das Feuer hatte ihnen einiges an Vorsprung verschafft und es hatte auf dem Weg zu viele Abzweigungen gegeben, als das bald mit Reonars Reitern zu rechnen wäre. So lehnte er sich zurück und sah in den Himmel. Zwischen den Zweigen war satttes Blau zu sehen und es wurde nun langsam deutlich wärmer. Das Wetter hätte kaum besser sein können, um ein paar Tage unter freiem Himmel zu verbringen. Aber wie sollte es weitergehen?

Sollten sie einfach Fliehen? Wahrhaftig immer weiter vor den Bannstrahlern fliehen und sich in den Bergen verstecken? Garlons Stirn legte sich in Falten. Das konnte nicht der Weg sein, den Boron für ihn vorherbestimmt hatte. Er schüttelte den Kopf. Zu was sollte das führen? Vielleicht würden Reonar und seine Leute sich doch irgendwann anderen Aufgaben zuwenden und die Suche aufgeben. Aber sich zu verkriechen und auf das Beste zu hoffen, das war der Weg eines Feiglings.

Garlon ballte die Rechte zur Faust. Nein, es musste anders gehen. Er beugte sich vor und ging auf die Knie. Mit geschlossenen Augen faltete er die Hände und versuchte sich in Meditation zu versenken. Vielleicht würde Boron ihm einen Hinweis senden, was nun zu tun sei. Gerade hatte er angefangen sich auf sein Gebet zu konzentrieren,

da huschte plötzlich ein Schatten über sein Gemüt. Wandelte er überhaupt noch auf Borons Pfaden? Oder hatte er sich mit seinem Widerstand gegen die Diener Praios' auf den falschen Weg begeben? Hatte er einen Frevel gegen die Zwölf getan?

Wieder schüttelte Garlon den Kopf, doch dieses Mal mit so viel Nachdruck, dass sein schwarzer Pferdeschwanz für einen kurzen Moment wild hin und her geschleudert wurde. Es gab nur einen Weg, um sich der Gnade seines Herren zu vergewissern.

Demütig senkte er den Kopf und atmete tief durch. Beinahe sofort spürte er, wie die Geräusche des Waldes nur noch gedämpft an sein Ohr drangen. Jetzt würde es sich zeigen.

Plötzlich riss ihn ein dumpfer Knall aus seiner Konzentration. Er öffnete die Augen.

Vor ihm, auf dem weichen Waldboden der Senke, lag eine junge Frau. War sie gerade noch für einen Augenblick wie im Schock erstarrt gewesen, so rappelte sie sich nun hastig auf. Mit vor Überraschung und Angst geweiteten Augen sah sie sich um. Sie wirkte wie ein gehetztes Tier. Ihre einfache Kleidung trug deutliche Spuren der Zeit. Offenbar war sie von niedrigem Stand, denn auch wenn Hemd, Hose und Stiefel neu gewesen wären, hätte man sie damit in keine Oberstadt eingelassen. Außerdem sah sie aus, als hätte sie sich seit etlichen Tagen nicht gewaschen. Ihre roten Haare waren notdürftig zu einem dicken Zopf gebunden, doch einige Strähnen hatten sich bereits aus diesen Fesseln gelöst und hingen ihr wirr ins Gesicht.

Als sich ihr Blick mit dem von Garlon kreuzte, lief ihm ein Schauen über den Rücken. Ihre Augen waren groß und von unergründlicher Tiefe, eingerahmt von dunklen Wimpern. Wie zwei perfekte Smaragde passten sie sich in das

schmales Gesicht und funkelten geheimnisvoll. Diese Frau war wunderschön! Jugendliches Feuer und Leidenschaft brannten in ihren Augen und überspielten mühelos den Schmutz, der ihren schlanken Körper bedeckte.

Sie war kaum halb aufgestanden und Garlon hatte noch gar nicht reagieren können, da brachen plötzlich weitere Gestalten aus dem Wald. Drei Männer kamen die Steigung hinab. Sie stolperten mehr, als das sie liefen. Offenbar hatten sich nicht mit einer Senke gerechnet. Alle waren in zerfetzte Lumpen gehüllt und schlangen Knüppel in den Händen. Ihre Gesichter waren von ungepflegten Vollbärten bedeckt und wäre Garlon aufmerksamer gewesen, er hätte sie etliche Schritte gegen den Wind riechen können.

„Da bist du ja!“, brüllte einer der Männer, nachdem er am Boden der Kuhle angekommen war. „Jetzt haben wir dich!“ Er grinste und entblößte eine Reihe verfaulter Zähne. „Zier dich nicht so, Mädchen! Wir wollen doch nur ein wenig Spaß haben.“ Die Männer lachten und im gleichen Moment tauchten weitere Gestalten aus den Büschen auf. Zwei Frauen und ein Mann stiegen auf den gegenüberliegenden Seite hinab.

Garlon erkannte schnell, dass es sich bei dem Mann um den Anführer handeln musste. Er sah kräftiger aus als die anderen und seine Kleidung war nicht ganz so zerschissen. Außerdem trug er Stiefel an den Füßen und einen Säbel in den Händen. Mehrere grässliche Narben entstellten sein Gesicht und der Mund war zu einem teuflischen Grinsen erstarrt. Er zog ein Bein leicht nach, wirkte aber dennoch beweglich und selbstsicher.

Die beiden Frauen hielten sich im Hintergrund. Vielleicht waren sie Mutter und Tochter, so ähnlich wie sie sich sahen. Beide trugen einfache Kleider aus Leinen und hatten ihre braunen Haare hochgebunden. Die ältere, sie hatte

vielleicht etwas mehr als dreißig Sommer gesehen, war mit einem langen Stecken bewaffnet. Sie schien nicht weniger Freude an der Jagd zu haben, als ihre männlichen Mitstreiter. Ihre vermeintliche Tochter war etwa halb so alt. Aber auch aus ihrem Gesicht hatten Entbehrung und hartes Leben bereits jede Spur von Freundlichkeit und Gnade gefegt. Nicht einen Funken Mitleid schien sie zu empfinden, als sie nun ihr Opfer, das wohl nicht viel älter war als sie selbst, in die Zange nehmen wollten.

Bis jetzt schien keiner der Angreifer Garlon, der noch unbewegt im Schatten saß, bemerkt zu haben. Rudonatus und den Wagen, an dem er lehnte, jedoch, hätte kaum ein mit Blindheit geschlagener übersehen können.

„Schaut, was wir hier haben. Das Glück ist mit den Tüchtigen, wie mir scheint. Da bringen wir einen räudigen Straßenkötter auf, um uns ein wenig zu amüsieren und der gütige Phex schenkt uns gleich noch einen wohlhabenden Reisenden dazu!“ Er sah über die Schulter zu der älteren Frau. „Los, kümmere dich um das Väterchen, bevor es aufwacht und uns noch Ärger bereitet.“

„Nicht so eilig.“ Garlon war aufgestanden und ins Licht getreten. „Ihr werdet den Mann nicht anrühren und auch von dem Mädchen lasst ab.“ Er hatte ruhig und bestimmt gesprochen, ohne zu drohen. Sein weißer Wappenrock leuchtete und der Stahl seine Waffen glitzerte in den tanzenden Sonnenstrahlen, die ihren Weg durch das Blätterdach fanden.

„Was?“ Der Anführer schnellte herum. „Das hier ist mein Wald und keiner gibt mir in seinen Grenzen Befehle!“, polterte er und hob drohend den Säbel. Doch die anderen Räuber traten respektvoll ein paar Schritte zurück. „Pass auf, Baros!“, rief einer von ihnen. „Siehst du die Zeichen

und Waffen nicht? Wir sollten von hier verschwinden, so lange wir können!“

„Was hast du gesagt?“, rief der Baros genannte erbost und sah seine Männer irritiert an. „Bleibt wo ihr seid! Wir lassen uns die Beute nicht vor der Nase wegschnappen! Egal von wem.“ Er streckte seine Waffe drohend in Garlons Richtung. „Und du schaust, dass du wegkommst, sonst machen wir dich nieder!“

Der Golgarit blieb unbewegt stehen. Äußerlich wirkte er völlig ruhig, doch er war bis in den letzten Muskel gespannt. In seinem Geist bereitete er sich auf einen raschen Angriff vor. Die drei Räuber mit den Knüppel schienen ihm keine echte Bedrohung. Sie hatten ganz offensichtlich schon jetzt gehörig Angst vor ihm und würden ihr Leben nicht unnötig riskieren. Baros allerdings wirkte mutig, ohne dabei tollkühn zu sein. Er schien sich und seine Bande nicht zu überschätzen, sonst hätte er Garlon kaum zur Flucht aufgefordert. Möglicherweise war er selbst ein erfahrener Kämpfer. Einen Säbel durfte man in keinem Fall unterschätzen, egal wer ihn führte. Die Frauen hingegen sahen nicht so aus, als hätten sie viel Kampferfahrung. Aber auch das wollte nichts heißen. Garlon rechnete mit versteckten Dolchen und wenig rondragefälligen Tricks und Kniffen. Außerdem waren Frauen, wie kaum etwas anderes, in der Lage die Moral einer Gruppe zu erhalten oder zu brechen. Nicht zu vergessen war weiterhin, dass er es mit sechs Gegner auf einmal zu tun hatte. Rudonatus sah nicht so aus, als würde er bald aufwachen und auch von Ortosch fehlte bis jetzt jede Spur. Offenbar hatte er sich doch weiter vom Lager entfernt, als gedacht.

„Bist du taub?“, brüllte Baros, als sein Gegenüber weiterhin nicht reagierte. „Verpiss dich!“ Er spuckte in den Dreck und kniff die Augen zusammen.

Garlon zog den Rabenschnabel vom Gürtel und hielt ihn locker in der Rechten. Er ließ die Waffe herabsinken, bis sie in einer Linie mit seinem Arm gen Boden zeigte. Die Linke hob er an und deckte mit ihr seinen Körper. Dann trat er einen Schritt vor und erwartete seine Gegner in Kampfhaltung.

„Das reicht!“, rief der Räuber und ging auf Garlon zu. „Passt auf, dass uns das Täubchen nicht abhaut“, sagte er zu den beiden Frauen und deutete auf die Streunerin, die noch immer mitten unter ihnen hockte. Dann gab er seinen Männern ein Zeichen und nach kurzem Zögern näherten sich zwei von ihnen dem Geweihten. Der dritte Mann wollte offenbar lieber den beiden Frauen bei ihrer Aufgabe helfen.

Ihr Opfer schien derweil langsam seine Angst zu überwinden. Ihre Augen bewegten sich schnell und ihr Körper spannte sich. Sie wirkte, als suche sie nach einem Ausweg aus ihrer Lage und wäre bereit jederzeit pfeilschnell davonzuschießen.

Die drei Räuber waren schnell heran und standen bald in einem Halbkreis um Garlon herum. Baros, dem vor allem Wut im Gesicht stand, war auf der linken Position. Seine beiden Männer, die ihre Knüppel mit wenig Mut hielten, standen mit etwas Abstand zu ihrem Anführer halbrechts von Garlon.

Kaum hatten sie ihre Position eingenommen, sprang Baros mit einem lauten Schrei vor. Er schwang den rostigen Säbel in

weitem Bogen mit der Rechten. Der Stahl schnitt pfeifend durch die Luft und kam direkt von oben auf Garlon zu. Der Golgarit warf sich nach links und drehte sich dabei leicht um die eigene Achse. Das Säbel verfehlte ihn knapp und schlug in den weichen Boden ein. Garlon nutzen sei-

ne neue Position sofort und versetzte Baros mit der Linken einen Faustschlag gegen den Kopf. Gleichzeitig zog er das rechte Bein in einem engen Kreis zurück, um erneut in seine Ausgangsstellung zu gelangen.

Der Anführer schüttelte sich, doch der Schlag zeigte kaum Wirkung. Fast sofort erhob er wieder die Waffe und hieb zu. In seinen Augen loderte tiefer Zorn und Garlon erahnte, dass dieser Mann mehr war, oder mindestens einst gewesen ist, als ein einfacher Räuber.

Diesmal kam die Klinge seitlich heran. Garlon trat flink einen Schritt zurück und brachte den Rabenschnabel zwischen sich und den Säbel. Mit einem lauten Knall schlugen die Waffen aufeinander. Der Schrei des Stahls hallte in der Senke wieder und schreckte den Wald auf. Doch die beiden Waffen trennten sich nicht sofort wieder. Baros umfasste den Griff seines Säbels mit beiden Händen und versuchte Garlon gegen die Wand der Kuhle zu drängen. Er drückte mit aller Kraft gegen den Rabenschnabel. Garlon musste die Linke zur Hilfe nehmen, um standhalten zu können. Die beiden Waffen stellten sich schräg und die Säbelklinge verkeilte sich unter dem Hammerkopf.

„Argh!“, rief Baros und versuchte den Druck noch zu verstärken. Aber die beiden Männer steckten in einem Patt. Ihre Stiefel gruben sich in den Waldboden und die Waffen hingen fest. Keiner wollte als erster die Kraft verringern, um die Seine zu befreien, denn das hätte ihn wohlmöglich angreifbar gemacht.

„Macht ihn fertig! Schlagt ihn kaputt, ihr elenden Feiglinge!“, brüllte der Räuber über die Schulter. Diesen winzigen Moment der Unachtsamkeit nutzte Garlon. Er lockerte seinen Griff für einen Wimpernschlag und riss den Rabenschnabel dann mit aller Gewalt herab. Baros stolperte vor, umklammerte den Säbel verzweifelt, und konnte

doch nicht verhindern, dass ihm die Klinge aus den Händen gezogen wurde. Sofort setzte Garlon nach und hieb dem gestrauchelten Gegner das linke Knie gegen die Schläfe.

Baros schrie kurz auf. Er taumelte stöhnend zur Seite. Doch der Räuber war noch nicht ausgeschaltet. Erneut kam er zu einem unsicheren Stand. „Das ist mein Wald“, keuchte er. „Verschwindet von hier!“

Garlon sah sich um. Keiner der Räuber wirkte, als würde er sich trauen ihn anzugreifen. Die drei Männer hatten ihre Knüppel gesenkt und sahen sich unschlüssig an. Die beiden Frauen zögerten ebenfalls. Noch hielten sie ihrem Anführer die Treue und auch ihre Beute wollten sie nicht aufgeben, aber seines Lebens müde war auch keiner von ihnen. Alle Augen waren auf den Geweihten und Baros gerichtet. Jedenfalls fast alle Augen. Garlon sah, wie die Streunerin die Situation nutzte und sich kaum merklich nach hinten schob. Gleichzeitig zog sie etwas unter ihrem Hemd hervor. Er wollte versuchen die Aufmerksamkeit weiter auf sich zu binden. „Ihr seid nicht der Herr dieses Waldes“, sagte er laut. „Der Baron von Beldenheim hat hier das Sagen und er wird sicher nicht erfreut sein, dass ihr hier haust.“

„Sicher nicht!“, antwortete jemand mit donnernder Stimme. Die Räuber sahen sich irritiert um. „Bei Angrosch! Kein Landesherr freut sich über Gesindel, dass sein Lehen unsicher macht!“ Ortosch trat aus den Büschen und stellte sich breitbeinig über der Senke auf. Seine Zwergenschlägel hielt er in den kräftigen Händen und ein leichter Wind lies seine geflochtenen Haare hin und her schwingen.

Gerade wollte er wieder das Wort an die Räuber richten, da sprang die Streunerin plötzlich auf. Sie hatte einen kleinen Dolch gezogen und erhob ihn drohend. Offenbar hat-

te das Auftauchen des Zwergs den letzten Rest ihrer Angst weggefeht. Nun stand sie mit erhobenem Haupt da und funkelte ihre vormaligen Jäger tückisch an. Die Räuber wichen zurück und wussten dabei nicht, von wo die größte Gefahr drohte. Das Blatt hatte sich endgültig gewendet.

„Ja, ihr seid wahrhaft elendes Gesindel!“, rief sie. „Wie fühlt sich das an, wenn man plötzlich unterlegen ist, Baros? Mach lieber, dass du die Beine in die Hand nimmst, sonst schlagen wir dich und deinen Haufen tot!“

Baros sah gehetzt von einem Gegner zum nächsten, dann schüttelte er den Kopf. „Wir gehen“, zischte er. „Aber glaub bloß nicht, dass die Sache damit ausgestanden ist, Morna.“ Er wich einige Schritte zurück. „Wir werden dich finden und dann wird Phex nicht mit dir sein, so wahr ich Baros der Blutige bin!“ Mit diesen Worten gab er seiner Bande einen Wink und sie zogen sich in den Wald zurück.

Ortosch machte Anstalten sie daran zu hindern, doch Garlon gebot ihm mit einem Handzeichen sie ziehen zu lassen. Etwas widerwillig steckte der Zwerg seine Waffen in den Gürtel und kam in die Senke hinunter.

„Pah“, machte er. „Räuber, Gesindel, dreckige Diebe! Und wir lassen sie laufen! Mir juckt es in den Fingern, sie tüchtig zu verprügeln!“

„Mir auch!“, mischte Morna sich ein und steckte ihren Dolch wieder weg. „Verdient hätten sie es! Ihr beide seht mir aus, als sei es euer täglich Brot, Strolche wie sie zur Strecke zu bringen. Lasst euch nicht aufhalten!“ Sie deutete auf den Wald. „Wenn ihr noch lange wartet, sind sie über alle Berge. Ihr zwei habt ihnen tüchtig Bange gemacht.“

„Sollen sie“, gab Garlon knapp zurück und steckte den Rabenschnabel zurück. „Wir wollen keine unnötigen Schere-reien. Sie sind jetzt nicht mehr unser Problem.“

„Es sein denn, sie kommen wieder“, bemerkte Ortosch. „Wir sollten uns aufmachen, damit sie uns nicht in der Nacht überfallen. Komm!“ Er ging zum Wagen und Garlon folgte ihm. „Ich habe mich umgesehen. Wir können gen Westen gut durch den Wald kommen. Das Gelände scheint mir geeignet. Wenn ich mich recht erinnere gibt es hier den einen oder anderen Wildpfad. Wenn wir einen davon finden, sollten wir auch mit den Pferden weiterkommen.“ Er sah zu Rudonatus hinab. Der Magier schlief noch immer tief und fest. „Sonst fürchte ich, wird ihn jemand tragen müssen.“ Ortosch grinste und zuckte mit den Schultern.

„Ihr seid mir Helden!“ Morna stemmte die Arme in die Hüfte und legte den Kopf schräg. „Da rettet ihr das Leben einer holden Jungfrau und nun wollt ihr die finsternen Unholde nicht verfolgen. Und das Fräulein lasst ihr auch einfach im Wald stehen?“

„Holde Jungfrau?“ Ortosch musste lachen. „Ich weiß nicht, aber mindestens eines der Worte passt hier nicht!“

„Ach? Woher willst du das wissen, Kurzbein?“, spottete sie und rümpfte die Nase. „Jedenfalls könnt ihr keine echten Helden sein, sonst würdet ihr nicht so frech daher reden.“

„Kurzbein?!“ Ortosch plusterte sich auf. „Pass auf, du freche Göre! Wenn du noch ein falsches Wort sagst, verhau ich dir den Hintern! Bei Angroschs Großmut! Ist das denn zu glauben?“ Er sah zu Garlon, doch der Golgarit schmunzelte nur. „Ach, findest du das etwa witzig?“

„Bewahre“, gab Garlon zurück und hob die Hände.

„Ja, ja...“ Ortosch winkte ab und schüttelte den Kopf. „Kurzbein... Frechheit!“ Er ging zum Wagen, wobei er immer wieder den Kopf schüttelte und Flüche in der Sprache seiner Vorfahren vor sich hin murmelte.

Als der Zwerg bei den Pferden angekommen war, wandte sich Garlon der Streunerin zu. „Willst du uns ein Stück begleiten? Wenn wir dich alleine lassen, könnte es gefährlich werden.“

„Gefährlich? Für mich?“ Sie verschränkte die Arme vor der Brust und sah ihr Gegenüber selbstsicher an. Seitdem die Gefahr vorüber war, war sie wie ausgewechselt. Garlon sah ihr fest in die Augen.

„Nun, vor wenigen Augenblicken sah es für mich noch so aus, als hättest du ernste Probleme mit diesen Räufern. Worum ging es? Spielschulden? Hast du ihnen etwas gestohlen, oder warst du zufällig ihr Opfer?“

Sie antwortete nicht, sondern drehte den Kopf zur Seite. Garlon betrachtet die junge Frau eine Weile stumm. Jetzt, da sie direkt vor ihm stand, wirkte sie noch faszinierender auf ihn. Sie war widerspenstig wie eine Wildkatze und ihre Art der Respektlosigkeit ihm gegenüber, war eine neue Erfahrung für den Geweihten.

„Also, nehmt ihr mich jetzt mit, oder wie soll es weitergehen?“, fragte sie unvermittelt. Ihre grünen Augen glitzerten und Garlon sah ihr an, dass hinter ihrer frechen Maske viel Angst lag. Sie fürchtete die Räuber und hatte Angst, dass sie doch zurückkehren könnten.

„Sicher“, gab er schließlich zurück. „Allerdings musst du dich vorsehen. Einen Zwerg sollte man nicht beleidigen. Sie können sehr nachtragend sein.“

„Der kleine Dreckwühler soll sich mal nicht so anstellen. Ich hab ihm doch nichts getan. Ist doch kein kleines Mädchen, der Bursche.“

„Das wohl nicht.“ Garlon beschloss erst einmal nicht weiter an Mornas Erziehung zu arbeiten. „Mein Name ist Garlon. Ritter im...“, er zögerte kurz, schüttelte dann fast un-

merklich den Kopf und reichte ihr die Hand. „Einfach Garlon.“

„Morna. Einfach Morna. Aber das wusstest du ja schon.“ Sie schüttelte die gebotene Hand. Garlon entging nicht, wie sie auch dabei versuchte besonders stark zu wirken. Als sie die Hand zurückziehen wollte, hielt er sie fest und suchte erneut Blickkontakt. Er zog sie ein Stück näher zu sich. „Meine Begleiter sind Rudonatus und Ortosch, Sohn des Kirgam. Letzteren hast du schon kennengelernt. Ersterer macht gerade eine schwere Zeit durch.“ Nachdem Morna zuerst Widerstand gegen den festen Griff Garlons geleistet hatte, fügte sie sich nun und sah ihm in die Augen. Zu Garlons erstaunen blieb sie ruhig. Keine freche Bemerkung kam ihr über die Lippen.

„Also, sei bitte nett zu ihm, wenn er aufwacht. Wenn du uns begleiten willst, mach dich nützlich. Hilf Ortosch bei den Pferden. Bei der Gelegenheit kannst du dich auch gleich bei ihm entschuldigen.“

„Warum sollte ich mich... bei... dem...“, begehrte Morna auf, doch dann verstummte sie. Mit weit geöffneten Augen sah sie Garlon an. Plötzlich verschmolzen ihre Blicke und sie standen sich stumm gegenüber. Nach einem Moment, von dem Garlon später nicht mehr sagen könnte, wie lang er gewesen war, löste er vorsichtig sein Hand von der ihren und deutete in Richtung Wagen.

„Wir müssen fort von hier.“

„Warum hast du ihr erlaubt mitzukommen?“ Ortosch sah Garlon ernst an. Er hatte die Brauen weit herabgezogen und den Kopf schräg gelegt. Sie saßen an einem kleinen

Lagerfeuer, dass der Zwerg zuvor in einer Grube entfacht hatte.

Morna hockte etwas abseits und blickte abwesend in die aufziehende Nacht. Sie hatte die Knie eng an den Körper gezogen und die Arme darum geschlungen. Ein leises Summen erklang von ihren Lippen und sie wog sich im Rhythmus des kaum hörbaren Liedes hin und her.

Rudonatus schlief noch immer. Den ganzen Tag über war er nur hin und wieder für kurze Momente wirklich wach geworden. Den Rest der Zeit hatte er vor sich hingedämert und war kaum ansprechbar gewesen. Jetzt lag er, zusammengerollt wie ein Wachhund, neben der Streunerin auf einer Decke und schnarchte.

„Sie war in Gefahr“, antwortete Garlon. „Es ist meine Aufgabe als Diener der Zwölf, die Schutzlosen vor Schaden zu bewahren.“ Er nahm einen Schluck aus dem Wasserschlauch, den er in Händen hielt. Der lederne Sack war beinahe leer. Sie hatten auf ihrem Weg bisher keine Quellen, keinen Bach finden können. „Wir müssen nach Wasser suchen.“

„Lenk bloß nicht ab!“, gab Ortosch laut zurück. Er war noch immer verärgert über dieses freche Menschlein. Die letzten Stunden hatte er versucht sie so gut es ging zu ignorieren. Dadurch, dass sie stramm marschiert waren und immer wieder hügeliges Gelände hatten nehmen müssen, war sie zum Glück schnell so erschöpft gewesen, dass auch sie den Mund gehalten hatte. Er selbst hatte sich durch die Anstrengung ebenfalls ablenken können. Doch jetzt, nachdem der Abend gekommen, etliche Meilen überwunden und das Lager aufgeschlagen war, konnte er nicht mehr an sich halten.

„Wir hätten diesen kleinen Dieb seinem Schicksal überlassen sollen. Ich sage dir, wir werden nur Ärger haben,

wenn wir sie uns ans Bein binden.“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und sah zu Morna hinüber. „Sie wird bestimmt gesucht. Und wenn uns das nicht zum Verhängnis wird, dann hat sie sicher üble Feinde auf der andere Seite des Gesetzes.“

Ortosch spürte Garlons Augen auf sich ruhen und sah nach oben. „Was?“, fragte er doch sein Freund antwortete lediglich mit einem langen Blick. „Ja, ich weiß. Wir werden auch gesucht.“ Der Zwerg zuckte mit den Schultern. „Und ja, ich weiß auch, dass ich daran Schuld bin. Pah! Bei Angrosh!“ Er senkte den Blick. „Frechheit. Mich Kurzbein zu nennen...“

Ortosch schüttelte den Kopf und wechselte in seine Sprache. Ein paar Minuten vergingen und zu dem verärgerten Gemurmel des Zwergs mischten sich nur die Geräusche des Waldes und das Knacken des Feuers. Schließlich verstummte er und sah in die Flammen. Der goldene Schein spiegelte sich auf seinen Augen wider und die Wärme beruhigte ihn ein wenig.

„Wir müssen ihn in einen Tempel bringen“, sagte Garlon plötzlich.

„Was? Tempel?“ Ortosch blickte seinen Freund verwirrt an, dann schien er zu begreifen. „Warum in einen Tempel? Ich dachte, dass wir gerade vor diesen Menschen auf der Flucht sind.“

„Ich könnte dir jetzt einen Vortrag über den Aufbau der zwölfgöttlichen Kirche halten, aber davon will ich absehen. Wir verstecken uns vor Bannstrahlern, nicht vor den Dienern der Zwölf im Allgemeinen. Außerdem macht mir sein Zustand Sorgen. Wir sollten ihn in die Obhut eines Tempel der Peraine übergeben. Dort wird man sich um ihn kümmern und so lange er dort behandelt wird, ist er

auch sicher vor den Bannstrahlern.“ Garlon zog seine Pfeife hervor. „Zumindest hoffe ich das.“

Er stopfte Kraut in den filigran gefertigten Kopf und zog einen glühenden Span aus dem Feuer. Nach einem kräftigen Zug stiegen weißblaue Rauchfäden in die Nacht. „Ich denke, dort hätte er die besten Chancen.“

„Hm“, gab Ortosch zurück. „Wie du meinst. Auf dem Gebiet kennst du dich besser aus. Wenn du diesen Menschen traust, werden wir das versuchen. Wo finden wir so einen Tempel? Ich kenne mich zwar ein wenig in der Gegend aus, aber nach den Tempeln der Zwölf habe ich mich nie so genau umgesehen. Ich halte mich lieber an Angrosch.“ Er grinste.

„Der, der uns am nächsten liegt, befindet sich in Eslamsroden, direkt an der Reichsstraße 1. Ich bin auf meinem Weg nach Dunkelbach dort durchgekommen.“

„Eslamsroden?“ Ortosch hob die Brauen. „Das ist ein merkwürdiger Ort. Ich bin ein paar Mal dort gewesen. Haben dort erstaunlich viele Schenken und brauen gutes Bier. Seitdem immer mehr Flüchtlinge aus Tobrien herüberkommen, ist es dort auch herrlich unübersichtlich geworden. Jedenfalls fällt mir auch nichts besseres ein.“ Er sah nach oben. „Wenn ich mich nicht irre, brauchen wir etwa zwei Tage bis dorthin.“ Er deutete auf Morna. „Was ist mir ihr?“

Garlon tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife und sah zu der jungen Frau hinüber. Sein Blick gefiel Ortosch nicht. Sehnsucht lag darin, aber da war noch mehr. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass Garlon wegen dieser Frau nicht klar denken konnte.

„Wir werden sie mitnehmen. In der Stadt kann sie dann selbst auf sich Acht geben. Aber soviel sind wir den Göttern schuldig.“

„Wir mögen den Göttern den Schutz der Schwachen schuldig sein“, gab Ortosch zurück. „Aber wenn sie mich bestiehlt, bist du mir etwas schuldig.“ Er grinste und sah sich um. Morna hatte sich mittlerweile hingelegt und war eingeschlafen. Wenn sie die nächsten Tage so friedlich blieb, wie heute Abend, würde er mit dieser Entscheidung leben können. „Gut,“ sagte er schließlich. „Du übernimmst die erste Wache?“

Garlon nickte.

Kapitel 5 – Eslamsroden, 24. Ronda 1024 B.F.

Ortosch hatte Recht behalten. Obwohl sie den befestigten Wegen fernblieben, um nicht entdeckt zu werden und so nur langsam voran kommen konnten, brauchten sie nicht einmal drei Tage, um Eslamsroden zu erreichen. Zu seiner Freude war auch die Streunerin die ganze Zeit über derartig mit dem Bewältigen der Strecke beschäftigt gewesen, dass es zu keinen nennenswerten Auseinandersetzungen mehr kam. Zu mehr als der einen oder anderen spitzen Bemerkung war sie nicht in der Lage. Ortosch, dem die Anstrengung viel weniger zusetzte, war guter Dinge. Das war der rechte Weg, um es so einer Göre zu zeigen! Sie würde schon noch lernen, dass man vor Älteren, und vor Zwergen ganz besonders, Respekt haben musste.

Garlon war die Reise über ebenfalls schweigsam gewesen, was bei ihm aber nicht weiter verwunderlich war. Oft zog er sich zu Gebeten zurück und ging teilweise über Stunden abseits der Gruppe.

Rudonatus' Zustand hatte sich bis jetzt nicht maßgeblich verändert. Er schlief immer noch viel und wirkte die ganzen Tage über abwesend und kränklich. In Gesprächen war er wortkarg und seine Stimme wirkte tonlos. Ihm musste dringend geholfen werden.

„Aha!“, rief Ortosch und blieb stehen. „Eslamsroden. Wir haben es geschafft.“ Sie waren am Rande des Waldes angekommen, der ihnen bis hier her Deckung geboten hatte und standen nun auf einer Anhöhe. Rechts von ihnen, vielleicht hundert Schritte entfernt, führte die Straße entlang, die von Hundsggrab her kam. Auch sie verließ hier den Wald und schlängelte sich durch grüne Hügel, bis sie schließlich in gut einer Meile Entfernung auf die Stadtmauer von Eslamsroden traf.

Linker Hand war das glitzernde Band eines Baches zu erkennen, der sich ebenfalls in Richtung Stadt zog und den Bürgern Trinkwasser brachte. Außerdem speiste er den Graben eine trutzigen Wasserburg, die mitten in der nördlichen Stadtmauer lag, diese aber deutlich überragte. Sie sah aus, als sei sie einstmals eher Repräsentativ als Wehrhaft gewesen. Die späteren Besitzer hatten dies aber offenbar durch etliche Umbauten rasch geändert.

Über den Mauern und auf den spitzen Türmen der Burg flatterte dutzendfach das Banner von Eslamsroden. Die goldene Ähre auf rotem Grund, über einer blauen Welle war weithin gut zu erkennen.

Vor der Stadt, gen Westen, lagen einige Bauernhöfe in den Hügeln und etliche Felder erstreckten sich in alle Richtungen. Rechts und links der eigentlichen Siedlung konnte man den hellen Schatten einer großen Straße erkennen, die quer hindurch verlief. Das war die Reichsstraße 1, wie Ortosch wusste. Folgte man ihr nach Osten, käme man nach Wehrheim. Im Westen war Greifenfurt nicht weit.

Morna trat neben Ortosch. Sie wirkte plötzlich gelöst und lächelte. „Ja!“, rief sie. „Das ist es! Ich bin froh wieder hier zu sein. Kommt, bringen wir den alten Mann zu einem Heiler!“

Sie machte Anstalten vorzupreschen, doch Ortosch packte sie an der Hose und hielt sie fest. „Nicht ganz so schnell. Vergiss nicht, warum wir die letzten Tage wie Diebe im Wald verbracht haben.“

„Vielleicht haben die Bannstrahler schon Nachricht hier her geschickt“, mischte sich Garlon ein. „Oder sie sind selbst dort und erwarten, dass wir die Stadt aufsuchen. Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es hier einen Tempel des Praios.“

„Das wäre ziemliches Glück, denkst du nicht?“ Ortosch legte die Stirn in Falten. „Glück für sie, meinte ich. Sicher, viele Städte gibt es in der Gegend nicht, aber dafür müssten sie erst einmal annehmen, dass wir uns nicht irgendwo in der Wildnis verstecken, sonder die Mauern einer Siedlung vorziehen. Und selbst wenn sie das dächten, kommen sie nicht zwingend auf Eslamsroden.“

„Wahrscheinlich oder nicht“, gab Garlon zurück. „Es ist möglich. Wir müssen vorsichtig sein.“ Er blickte zu Morna. Sie hatte sich wieder zu ihren Begleitern umgedreht und sah sie herausfordern an. Jetzt trug sie wieder die Frechheit und den Glanz ihrer ersten Begegnung in den Augen. „Du kommst von hier?“

Sie nickte und öffnete den Mund für weitere Ausführungen, doch Garlon gebot ihr mit einer Handbewegung zu schweigen. „Alles weitere, wenn wir in Sicherheit sind.“ Sie verzog den Mund und verdrehte die Augen, blieb aber still. „Wenn du von hier bist, kannst du uns sicher helfen dort ungesehen herein zu kommen.“

„Sicher kann ich das.“ Sie verschränkte die Arme von der Brust und sah mit gehobenem Kinn zu Seite. „Ich bin in Eslamsroden aufgewachsen und kenne jede Gasse und jedes Haus. Aber so wie ihr aussieht, wird das nicht leicht.“

„Was soll das denn heißen?“, fragte Ortosch, mehr aus Gewohnheit, denn ihm war sehr wohl bewusst, was sie meinte. Er winkte ab. „Gut, gut. Wir werden uns verkleiden müssen. Das meinst du doch, oder?“

„Das würde helfen. Aber viel haben wir ja nicht. Ich besitze nur, was ich am Leib trage und eure Habe sieht mir auch sehr übersichtlich aus.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Und was ist mit den Pferden? Wissen die, die nach euch suchen, dass ihr mit diesen Pferden unterwegs seid?“

„Sie wissen von einem Wagen“, antwortet Garlon und sah besorgt zu den Tieren. Es waren sehr gewöhnliche Pferde. Das jemand sie wiedererkannte, war nicht sehr wahrscheinlich. Aber ihre Verfolger hatten möglicherweise den Wagen abgespannt im Wald entdeckt und würden dann eins und eins zusammenzählen. „Es ist wohl sicherer, wenn wir ohne Pferde in die Stadt gehen. Oder zumindest nur mit einem.“

Er sah auf die Decken, die sie auf die Tiere verteilt hatten, um einen Sattlersatz zu haben. Dann blickte er zu seinen Begleitern und begann zu lächeln.

Ortosch war zunächst irritiert, als er diese seltene Regung sah, doch dann schwante ihm übles. Dieser Mensch plante etwas, das ihm sicher nicht gefallen würde. „Was hast du vor?“, fragte er mit einem Anflug von Panik in der Stimme.

„Warum glotzt du diese stinkenden Pferdedecken so an?“

Garlon antwortete nicht, sondern zog die Decken von dem Pferd, das ihm am nächsten stand. Er entfaltete eine davon und prüfte ihre Größe. „Die Menschen hier sind recht fromm und götterfürchtig, nicht wahr?“, fragte er.

„Ja, das sind sie.“ Morna sah Garlon irritiert an.

„Ich hätte nicht gedacht, dass ich das einmal sagen würde und hoffe, dass Boron es mir verzeiht, aber heute können wir das zu unserem Vorteil nutzen.“

Es war genauso einfach gewesen, wie Garlon gehofft hatte. Die Wachen am Nordtor hatten derart viel Respekt vor seiner Erscheinung gehabt, dass sie keine Fragen zu ihm oder zu seinen Begleitern gestellt hatten. Um diese Karte spielen zu können und sich nicht gleichzeitig zu verraten, hatte er Rüstung und weißen Wappenrock gegen eine bo-

denlange, schwarze Robe getauscht. Diese traditionelle Ordenstracht der Boronskirche führte er stets fein säuberlich zusammengerollt mit sich. Sie diente ihm als würdige Kleidung, wenn jemand zu Grabe getragen werden musste, oder er anderweitig Gottesdienst hielt.

So gekleidet hatte er sich an die Spitze ihres kleinen Zuges gesetzt. Morna, Rudonatus und auch Ortosch hatten sich, unter mehr oder weniger großem Protest, die Decken so umgebunden, dass sie ebenfalls wie Kutten wirkten. Alles, was an dieser Tarnung gestört hatte, wurde kurzerhand zu Bündeln verschnürt und neben Rudonatus auf einem der Pferde verstaut. Das andere ließen sie, wie geplant, noch im Wald frei. Schlussendlich wirkten sie wie eine Gruppe Pilger, oder Novizen des Boron mit ihrem Mentor.

Als sie wenig später durch die Straßen von Eslamsroden schritten, ernteten sie viele neugierige Blicke. Doch keiner wagte es, das Wort an sie zu richten.

„Großartige Idee“, flüsterte Ortosch. Er ging direkt hinter Garlon und hatte seine Decke besonders tief ins Gesicht gezogen. „Wir sind vielleicht in die Stadt gekommen, aber wir fallen auf, wie ein Haufen bunter Gaukler! Außerdem hasse ich es mich zu verkleiden.“

Garlon hob die Rechte, als Zeichen zum Halten. Der Zug stoppte. Er drehte sich langsam um und beugte sich zu Ortosch herab. „Fall nicht aus der Rolle. Wir haben es gleich geschafft.“ Er kam wieder hoch. „Morna?“

„Ja?“ Sie kam auf Garlon zu. Dabei versuchte sie offenbar besonders würdevoll zu schreiten, was ihr tüchtig misslang. Sie trat auf ihre Decke, kam ins Straucheln und fiel nach vorne.

Erst im letzten Moment konnte der Golgarit ihren Sturz abfangen. Er bekam sie mit beiden Händen zu fassen und

zog sie an sich heran. Als er sie in diesem Moment berührte, zum ersten Mal richtig berührte, durchfuhr ihn ein Schauer. Gefühle, so erschreckend unbekannt und doch vertraut rasten durch seinen Körper. Ein Kribbeln stieg von seine Händen, die Morna an der Taille gepackt hatten, auf und ließ ihm die Nackenhaare zu Berge stehen. Er sah ihr ins Gesicht und es traf ihn wie ein Schlag, als er in die vor Schreck aufgerissenen Augen blickte. Diese unglaublichen Augen! Beinahe so groß, wie die einer Elfe, von sattem Grün und mit winzigen, silbrigen Punkten gesprenkelt.

Das unbekannte Gefühl, ausgelöst durch die unerwartete Berührung, wurde mit einem Mal ungleich stärker und die Geräusche der Welt schienen zu verstummen. Nie zuvor hatte er so etwas erlebt.

Irgendwo in seinem Geist schrie eine Stimme, er solle sie um Borons Willen loslassen. Das alles sei nicht richtig und können nur ins Verderben führen. Doch die Mahnungen waren kaum hörbar und perlten an ihm ab, wie kaltes Wasser an Wachs.

„Seid ihr denn von allen guten Göttern verlassen?!“, zischte Ortosch und stieß Garlon an. „Lass das, du Holzkopf!“ Er drängte sich zwischen die beiden.

Was war nur in sie gefahren? Starren sich an, wie verliebte Kinder! Lächerlich! Wo Garlon doch leicht Mornas Vater hätte sein können.

„Zieh dich wieder richtig an! Bei Angr... äh, Boron!“ Die beiden wirkten immer noch abwesend, aber immerhin reagierten sie nun wieder auf ihn.

Mittlerweile hatte sich eine große Menschengruppe um das Schauspiel versammelt. Neben neugierigen Bürgern standen auch viele Kinder und einige Wächter in dem Haufen, der mittlerweile den Platz hinter dem Nordtor zu verstopfen drohte. Ortosch hob die Hände und tat einen Schritt auf die Menge zu.

„Es ist alles in Ordnung“, begann er und gab seiner Stimme einen getragenen Klang. „Seiner Gnaden ist nichts passiert. Vielen Dank für euer aller Mitgefühl, doch nun geht wieder der Dinge nach, für welche die Götter euch in ihrer Weisheit erwählt haben.“ Er verbeugte sich tief und lang. Als er wieder hochkam, waren tatsächlich einige Gaffer daran zu sehen. Das Gros jedoch rührte sich nicht und sah weiter interessiert dreierlei.

„Toll habt ihr das gemacht“, flüsterte er und drehte sich um. „Die werden wir nicht mehr so schnell los. Wo ist dieser Tempel? Vielleicht machen sie davor halt.“

Morna, mittlerweile offenbar wieder Herrin ihrer Sinne, deutete in Richtung Süden. „Er liegt nur wenige Schritte die Straße runter. Direkt hinter der nächsten Ecke, auf der rechten Seite.“

Ortosch nickte und übernahm wortlos die Führung der Gruppe. Er ging energisch auf die Menge zu und tatsächlich machten sie ihm Platz. Seine Begleiter folgten dicht auf.

In der Tat dauerte es nur wenige Augenblicke, bis sie den Platz am Tor verlassen hatten und vor ihrem Ziel standen. Der Tempel war von einem üppigen Garten umgeben, der mit einer Mauer umfriedet war. Das Tor darin stand offen und der Duft vieler verschiedener Pflanzen wehte dem Besucher entgegen. Hinter den gut gestutzten Apfelbäumen und Büschen ragte ein trutziges Gebäude empor. Es war wohl gut zehn Schritte hoch und im Grundriss Quadratisch.

An allen vier Seiten liefen die Wände nach oben hin spitz zu und bildeten Treppenförmige Giebel. Das Dach, aufgrund dieser eigentümlichen Bauweise mit zwei sich kreuzenden Firsten gesegnet, war mit roten Schindeln gedeckt. In der Mitte erhob sich ein Turm, der es noch einmal um fünf Schritt überragte. Fenster gab es nur vier. An allen Wänden, in gut sieben Schritt Höhe, war je ein kreisrundes Loch zu erkennen, das dem Gläubigen im Inneren zu jeder Tageszeit Licht spenden sollte. Der Eingang zum Tempel lag in der Mauer, die nach Südwesten ausgerichtet war. Eine große, mit dicken Nägeln beschlagene, zweiflügelige Tür passte sich perfekt in den dunklen Stein und unterstrich die Wehrhaftigkeit des Gebäudes. Im Gegensatz zu den Steinen der Mauer, schien das Tor neueren Datums zu sein und Ortosch konnte sich nur zu gut denken, warum.

Eslamsroden war im Orkkrieg besetzt gewesen und die Schwarzpelze hatten etliche Gebäude niedergebrannt. Die Tempel der Zwölf waren dabei natürlich ihr Hauptziel gewesen. Zwar lagen diese dunklen Tage viele Jahre zurück und die Menschen hatten sich größtenteils davon erholt, aber hier und da waren die Spuren noch immer zu sehen. Auch den beiden Schuppen, die rechts und links neben dem Tempel standen, war anzusehen, dass man sie erst vor wenigen Jahren errichtet hatte. Wahrscheinlich dienten sie als Lager oder Krankenzimmer.

„Boron und Peraine zum Gruß! Kann ich Euch helfen?“

Ortosch zuckte zusammen. Er war den kleinen Weg, der durch den Garten zum Tempel führte, so in Gedanken gegangen, dass er die Geweihte bisher nicht bemerkt hatte. Sie war offenbar gerade damit beschäftigt gewesen ein paar helle Knollen auszugraben, die dicht neben dem Weg

in langen Reihen angelegt waren. Ortosch rümpfte die Nase. Knoblauch.

Das dunkelgrüne Gewandt der Frau wies etliche erdige Flecken auf und auch ihre Hände, die sie nun an dem Stoff abrieb, waren von Sumu Leib gefärbt. Ihre blonden Haare waren zum Großteil unter einem grünen Tuch verborgen, damit sie bei der Arbeit nicht störten. Sie sah die Besucher freundlich aus blauen Augen an.

„Peraine und Boron zum Gruß“, antwortet Garlon und trat vor. Er verbeugte sich. „Ihr könnt uns in der Tat helfen, Euer Gnaden, wir haben hier einen Kranken. Unsere Heilkunst ist mit seinem Leiden überfordert.“ Er deutete auf Rudonatus, der wie ein Schluck Wasser im Sattel hing. Er wirkte mehr tot als lebendig, soweit man das unter der Kutte erkennen konnte.

„Oh, verzeiht, Euer Gnaden.“ Sie verbeugte sich ebenfalls, jedoch etwas tiefer als Garlon. „Ich habe Euch nicht gleich erkannt.“ Sie erhob sich wieder und trat an das Pferd heran. „Was ist ihm denn widerfahren? Kommt und helft ihm da herunter. Das ist ja kein Ort für einen Kranken!“

Die Geweihte kremelte die Ärmel hoch und packte beherzt zu. Garlon machte einen Satz, um ihr zu helfen, doch er musste kaum etwas tun. Offenbar war das Gewicht des geschwächten Zauberers kein Problem für sie. Mühelos zogen sie ihn vom Rücken des Pferdes. Er kam zu einem unsicheren Stand.

„Der Arme ist ja nur noch Haut und Knochen!“ Sie sah besorgt und vorwurfsvoll zugleich in die Runde. „Müsst Ihr so streng sein mit euren Novizen? Zumindest das Essen

dürft Ihr ihnen nicht verwehren! Fasten in allen Ehren, aber alles in Maßen, bitte!“

Garlon überlegte kurz, ob es Sinn hatte etwas zu erwidern, schüttelte dann jedoch nur leicht den Kopf. „Ja, vielleicht hat er zu wenig gegessen“, sagte er. „Könnt Ihr Euch seiner annehmen und uns vielleicht Quartier für eine Nacht gewähren? Wir haben einen langen Weg hinter uns und kein Gold, um uns in einer Herberge einzumieten.“ Garlon war unwohl. Ob Boron ihm seine Lügen nachsehen würde? Er senkte den Kopf. Hoffentlich war er auf dem richtigen Weg.

„Sicher, sicher“, antwortete die Geweihte. „Ich bringe... wie heißt er eigentlich?“

„Rudonatus.“

„Gut. Mein Name ist Irmtrud. Ihr könnt Schwester Irmtrud zu mir sagen. Ich bringe also Rudonatus ins Krankenlager und schaue, was ich für ihn tun kann. Ihr solltet derweil für seine Heilung beten.“ Sie deutete auf den Tempel. „Heute waren noch nicht viele Gläubige da, aber es wird die Tage oft voll. Die Zeit der Ernte ist nicht mehr fern.“

Garlon verneigte sich noch einmal knapp. „Sehr wohl. Wir werden der Göttin von Ackerbau und Heilkunst unseren Respekt erweisen.“

Beten konnte sicher nicht schaden, da war Garlon sich sicher. Er sah der Geweihten nach, als sie mit ihrem Patienten in einer der Hütten verschwand. Sie ging ihrer Bestimmung nach und diente den Zwölfen, ohne Zweifel oder unsicheren Weg. Er konnte spüren, wie sehr ihr dies zu innerer Ruhe und Zufriedenheit verhalf.

Ihm war dieses Schicksal nicht vergönnt. Seit dem er den Golgariten beigetreten war, zweifelte er immer wieder am Sinn seines Lebens. Zuviel schlimmes hatte er mit ansehen oder selber tun müssen. Zwar hatte sich sein Zustand in

den letzten Wochen, seitdem er nicht mehr an der Front zu den schwarzen Landen diente, sehr verbessert, aber diese Frau zeigte ihm, wie weit er noch von sich entfernt war.

„Nun, ja“, sagte Ortosch und unterbrach damit Garlons trübe Gedanken. „Soweit sind wir gekommen. Sie wird sich schon um den Alten kümmern. Bleibt die Frage, was wir jetzt mit uns anfangen.“

„Ich könnte euch ein wenig in der Stadt herumführen!“

„Eine hervorragende Idee! Bei Angroschs Bart!“, spottete der Zwerg und sah Morna mit einem schiefen grinsen an. „Dir muss entgangen sein, warum wir das hier tragen.“ Er zupfte an seiner Decke. „Ich will diese stinkende Verkleidung so schnell wie möglich loswerden. Bestimmt gehe ich darin nicht spazieren. Außerdem haben wir auch in diesem Aufzug schon viel zu viel Aufmerksamkeit erregt. Die Leute zerreißen sich sicher schon das Maul über den geheimnisvollen Borongeweiheten und seinen lüsternen Haufen!“ Ortosch verschränkte die Arme vor der Brust, was seinen Umhang bizarr verrückte. Er sah aus wie ein wütender Kobold, was vielleicht auch nicht weit von seiner tatsächlichen Stimmung entfernt war. „Glaubt mir, ich kenne mich aus mit Gerede und weiß was die Menschen interessiert.“

„Hast du etwa Angst?“, stichelte Morna und grinste breit. Ortosch riss sich die Kapuze vom Kopf und starrte sie wutentbrannt an. „Angst?! Ich und Angst? Ich habe vor gar nichts Angst! Du, du...“ Er wandte den Blick ruckartig ab. „Du bist es gar nicht wert, dass ich mich so aufrege! Aber glaub mir, hätte ich nicht den nötigen Respekt vor diesem heiligen Boden, ich würde dir den Hintern versohlen, dass es nur so raucht!“

Sie hob das Kinn und sah über den Zwerg hinweg. „Wenn du Angst von den Menschen hast, dann gehe ich eben al-

leine. Ich werde mich jedenfalls nicht hier verstecken und beten. Mich sucht ja niemand.“ Mit diesen Worte zog sie sich die Decke über den Kopf und legte sie auf den Boden.

„Ja, verschwinde nur und bleib weg!“, zischte Ortosch. „Wir brauchen dich nicht. Und wenn deine feinen Freunde wieder auftauchen, hilf dir selbst!“

Morna funkelte den Zwerg kurz angriffslustig an. Doch sie sagte nichts mehr. Statt dessen ging sie geradewegs aus dem Garten.

Garlon, der den Streit bisher untätig mitangesehen hatte, blieb auch jetzt wie angewurzelt stehen. In ihm tobte ein Konflikt. Er wollte ihr etwas hinterherrufen, doch eine innere Stimme hielt ihn davon ab. Vielleicht war es besser so. Bliebe sie bei ihnen, sie würden sie nur unnötig großen Gefahren aussetzen. Die Bannstrahler würden auch ihr den Prozess machen und ihr wer weiß was vorwerfen. Er hatte zu oft erlebt wie Menschen unter der Folter alles gestanden, was der Inquisitor hören wollte.

„Wunderbar“, sagte Ortosch, nachdem Morna aus ihrem Blickfeld verschwunden war. „Die sind wir los. Hätte uns nur aufgehalten. Undankbare Göre.“ Er sah zu Garlon hoch. „Komm, wir kümmern uns um ein Quartier. Mir stecken die Meilen in den Knochen.“

„Zuerst werden wir uns dankbar zeigen.“ Der Geweihte deutete in Richtung Tempel. „Es ist nicht selbstverständlich, dass wir heute hier stehen können. Die Götter haben wahrlich alle ihre Hände über uns gehalten, in den letzten Tagen.“

„Bei allem Respekt für die Zwölf“, sagte Ortosch, „ich bin ein Angroschim und bleibe das auch. Meine Treue gilt Angrosch.“ Er spürte einen langen Blick Garlons auf sich.

Schließlich winkte er ab. „Ist ja gut. Ich komme mit. Das wird Angrosch schon nicht verärgern.“

Als sie in den kühlen Betraum traten, umfing sie der angenehme Duft von frischen Kräutern. Überall hingen Vorhänge von grüner Farbe und die vier Fenster spendeten erstaunlich viel Licht. Zwischen den zwölf Säulen, die in einem weiten Kreis um die Betbänke angeordnet waren, standen Vasen und Töpfe mit den verschiedensten Pflanzen. Außer Garlon und Ortosch waren nur zwei weitere Gläubige zu sehen. Die beiden Männer knieten auf den niedrigen Bänken und schienen in tiefe Gebete versunken.

„Er wird durchkommen, so Peraine hilft“, sagte Irntrud. Sie stand vor der Tür zum Krankenlager und trocknete sich die Hände an ihrer Schürze ab.

Garlon und Ortosch waren hier her gekommen, um nach Rudonatus zu sehen. Sie hatten mehr als zwei Stunden im Tempel verbracht und Ortosch war der Ansicht, dass das für Monde reichen sollte.

Auf dem Weg zum Krankenlager war Irntrud ihnen entgegengekommen. „Es ist allerdings schlimmer, als ich zuerst gedacht habe“, setzte sie ihre Ausführungen fort. „Könnt Ihr mir etwas zu dem sagen, was ihn so geschwächt hat? An seinem Körper kann ich keine Verletzungen erkennen. Auch finde ich keine Anzeichen für eine Vergiftung oder eine Krankheit. Und ihr könnt mir glauben, wenn ich sage, dass ich so etwas ganz bestimmt erkennen würde.“ Ein Hauch Ratlosigkeit wagte sich auf ihr Gesicht, was so gar nicht passen wollte. „Also? Was habt Ihr mit ihm angestellt?“

Sie sah Garlon vorwurfsvoll an und Ortosch war für einen Moment froh über seine Rollen in diesem Mummenschanz. „Und noch etwas“, begann sie erneut, noch bevor Garlon hatte antworten können. „Versucht bitte nicht mich zum Narren zu halten, Euer Gnaden. Der Mann auf meinem Lager ist kein Novize von Euch. Genauso wenig wie jener dort, möchte ich wetten.“ Sie deutete auf Ortosch.

„Richtig!“ Der Zwerg zog sich die Decke vom Kopf. „Ich bin dieses Spiel leid. Wir...“ Garlon legte ihm die Hand auf die Schulter und augenblicklich verstummte er.

„Ihr habt Recht, wir sind nicht wonach wir aussehen. Ich möchte Euch und Euren Tempel nicht in Schwierigkeiten bringen. Verzeiht die Maskerade.“ Er sah sich um, doch sie schienen im Garten alleine zu sein. Nur ein paar Vögel saßen in den Bäumen. Ortosch stieß ihn an.

„Komm schon, wenn wir ihr nicht trauen, wem dann?“ Garlon rang offenbar noch kurz mit sich, erzählte dann aber mit knappen Worten was ihnen in den letzten Tagen widerfahren war und wovor sie auf der Flucht waren.

Irmtrud hörte aufmerksam zu, verzog hin und wieder, mal interessiert, mal erschrocken, das Gesicht, blieb sonst aber still. Als Garlon geendet hatte, sah sie ihre beiden Gäste prüfend an.

„Er ist also ein Magier“, begann sie und legte eine Hand ans Kinn. „Das hatte ich mir schon gedacht. Es könnte sein, dass er sich mit den falschen Mächten eingelassen hat. Er wirkt, als habe ihm etwas das Leben aus dem Körper und vielleicht direkt aus der Seele gezogen. Mit dieser Pein habe ich wenig Erfahrung. Ich werde ihn auf jeden Fall hier behalten und mein Bestes tun.“

„Habt ihr keine Angst vor den Bannstrahlern?“, fragte Ortosch. In seiner Stimme schwang Anerkennung mit, denn er war sich sicher, das sie dies bedacht hatte.

„Warum sollte ich? Sie werden es nicht wagen einen meiner Patienten zu entführen, oder gar den Tempel anzugreifen. Wer sich in die Obhut der Perainekirche begibt, der steht unter dem Schutz der Herrin. Außerdem sagtet Ihr, dass er unschuldig ist. Wenn das stimmt, werden die Zwölf nicht zulassen, dass sie ihn hier finden. Zudem habe ich noch nichts davon gehört, dass Bannstrahler in der Stadt waren. Es gibt auch keine Steckbriefe oder ähnliches.“

„Die Taten, die die Greifer Praios' ihm vorwerfen, haben andere zu verantworten. Darauf gebe ich Euch mein Wort.“ Garlon reichte ihr die Rechte.

„Oh“, sagte sie und lächelte, nachdem sie eingeschlagen hatte. Plötzlich lag etwas diebisches in ihrem Gesicht, was Ortosch verwirrte. „Ihr scheint mir ebenfalls völlig entkräftet. Das ist doch nicht der Händedruck eines gesunden Mannes! Auch Euer Freund sieht ganz blass aus. Vielleicht bleibt Ihr ebenfalls ein paar Tage hier. Ich kann es nicht verantworten Euch in diesem Zustand zu entlassen!“

Garlon zögerte kurz, doch dann begriff er und musste schmunzeln. „Ihr habt recht. Wir waren lange unterwegs und wer weiß, ob wir uns nicht bei unserem Freund angesteckt haben.“

„Ich und blass? Was soll das heißen? Ich bin voll bei Kräften! Ein Zwerg und blass! Pah! Das ist doch...“ Ortosch sah in zwei amüsierte Gesichter, war kurz verwirrt und dann traf es ihn wie ein Schlag. „Oh, ich verstehe...“, sagte er. „Ja, in der Tat, mir ist auch ein wenig unwohl, jetzt wo Ihr es sagt. Wo können wir uns ausruhen, Schwester?“

„Gerissene Frau, diese Irmtrud. Hoffe, dass ihr das nicht zum Verhängnis wird.“ Ortosch legte seine Waffen auf sein Lager und setzte sich daneben.

Er und Garlon standen in einer kleinen Kammer, die allem Anschein nach als weiteres Krankenlager gedacht aber derzeit ohne Patienten war. Vier einfache Betten standen an den Wänden und es gab sonst nichts in der Hütte, außer einem Tisch mit vier Hockern darum. Das einzige Fenster war mir zwei Läden verschlossen, so dass nur wenig Licht ins Innere drang.

„Sie wird schon wissen, was sie tut“, fügte Ortosch hinzu. Statt zu antworten nickte Garlon nur und sah zum Fenster. Von draußen wehten die Geräusche der Stadt herein. Es ging auf den Abend zu und bald würde es ruhiger werden. Noch aber herrsche lautes Treiben auf den Straßen rings um den Tempel herum. Hin und wieder waren auch die Schritte der Gläubigen zu vernehmen, die zum Gebet kamen oder sich wieder auf den Heimweg machten.

Garlon legte die Hand an das Kinn und fuhr sich durch seinen kurzen Bart. „Sie hat recht, mit dem was sie sagt. Der Tempel bietet ihr Schutz. Und uns auch. Aber mir ist nicht wohl dabei. Zuerst war ich dankbar für das Angebot, aber es ist nicht richtig.“

„Was soll daran falsch sein?“, fragte Ortosch und legte sich auf das Lager. Er streckte Arme und Beine lang aus und gab ein lautes Gähne von sich. „Wir haben niemanden dazu gezwungen. Sie hat uns ihre Gastfreundschaft aus freien Stücken angeboten. Wenn auch, auf eine etwas merkwürdige Weise.“

„Nein.“ Garlon schüttelte den Kopf und drehte sich um. „Es ist eine Täuschung. Wir sind nicht krank und haben damit kein Recht auf den Schutz, den sie uns gewähren will. Wir dürfen nicht lange bleiben.“ Der Golgarit war

ernstlich besorgt und versuchte nicht dies vor seinem Freund zu verbergen. „Den Magier können wir hier lassen. Er steht wahrhaftig unter Peraines Schutz. Außerdem können wir hier nicht helfen.“

„Richtig. Wir werden den Tempel kaum gegen Reonar und seinen Haufen verteidigen wollen, wenn sie uns finden. Und sonst sind wir ja zu nichts nütze.“ Er grinste. „Du vielleicht schon, zugegeben. Aber ich habe nicht viel mehr gelernt, als Krieg zu führen und Bier auszuschenken. Wo wir dabei sind.“ Ortosch erhob sich wieder. „Wenn sie noch nicht hier waren, können wir uns doch vielleicht in eine Gaststätte wagen. Ich habe einen wahnsinnigen Kohldampf auf eine warme Mahlzeit. Die ganzen Tage immer nur trockenes Brot, eine paar Früchte aus dem Wald und Wasser! Das ist nichts für einen echten Zwerg!“

„Das sollten wir lassen. Selbst, wenn sie wirklich noch nicht hier waren, werden wir Aufmerksamkeit erregen. Die Menschen werden sich erinnern, wenn nach uns gefragt wird. Außerdem könnten wir Reonar in die Arme laufen, falls er gerade jetzt hier eintrifft. Tut mir leid.“

Ortosch grunzte. „Toll.“ Er dreht den Kopf zur Seite. „Soll ich verhungern? Wir haben fast keinen Proviant mehr!“

„Ich bin sicher, Irmtrud wird sich darum bereits kümmern. Wir sollten uns lieber Gedanken über den morgigen Tag machen. Wenn wir Ission nicht schnell finden, wird dieses Versteckspiel ein böses Ende nehmen.“

Auf dem größten Apfelbaum im Garten des Tempels saß ein Rabe. Er beobachtete den ganzen Tag schon das Treiben unter ihm mit großem Interesse. Jetzt hatte es ihm vor allem anderen das Pferd angetan, dass unter seinem Baum

stand. Er kannte dieses Tier. Es war nicht lange her, da hatte er es schon einmal gesehen. Jetzt war er sich sicher, dass er sich auch bei den anderen nicht getäuscht hatte. Endlich hatte er gefunden, wonach er suchen sollte.

Von seinem Posten aus konnte er nicht nur den Tempelgarten überblicken, er sah beinahe die ganze Stadt und auch einen Teil des Umlands.

Er blickte gen Firun. Der Weg nach Hundsgrab war verwaist. Niemand ritt dort, weder in die eine, noch in die andere Richtung.

Er legte den Kopf in den Nacken und krächzte. Dann erhob er sich elegant in die Luft und gewann mit kräftigen Flügelschlägen schnell an Höhe. Nach ein paar weiten Kreise drehte er nach Firun ab. Er zog flink über den Himmel davon, während Praios bereits am Horizont versank.

Kapitel 6 – Eslamsroden, 24. Ronda 1024 B.F.

Im Brauhaus herrschte, wie so oft dieser Tage, reges Treiben. Der Schankraum war gefüllt mit fahrenden Händlern, rauen Söldnern und einfachen Bürgern der Stadt. Sicher an die fünfzig Kehlen wollten an diesem Abend befeuchtet werden und der Wirt hatte, genau wie seine Schankmägde und -knechte, alle Hände voll zu tun.

Das Stimmengewirr der Gäste war dabei so laut, dass man das eigenen Wort kaum verstehen konnte. Wer etwas zu sagen hatte, brüllte es darum einfach heraus, oder steckte geheimnisvoll die Köpfe zusammen. Die Stimmung war ausgelassen. Das Schwertfest lag nur gut eine Woche zurück und die kleinen Ritterspiele und Turniere gaben noch immer Anlass für farbenfrohe Erzählungen und ungehemmtes Zechen. Vor allem die Kämpfer, die aus den umliegenden Baronien eigens hierfür nach Eslamsroden gekommen waren, hatten offenbar noch lange nicht genug gefeiert. Auch einige Händler, die während des Festtages gute Geschäfte gemacht hatte, gaben sich noch immer großzügig und trinkfest. Jeder in der Schenke schien bei bester Laune.

Jeder? Nein. In einer Ecke des Schankraumes, dicht neben dem Tresen, saß ein alter Mann alleine an einem Tisch. War das Licht im Brauhaus an diesem Abend ohnehin schon schlecht gewesen, so war diese Ecke geradewegs als finster zu bezeichnen. Nur eine kleine Kerze, bis auf einen knappen Finger Länge heruntergebrannt, steckte auf der groben Holzplatte und spendete einen trüben Schein. Der Alte trug eine abgewetzte, grüne Robe. Der Stoff, früher sicher einmal wertvoll, war jetzt schmutzig und an vielen Stellen eingerissen. Hier und dort waren Spuren von Stickereien zu erkennen, die die Bedeutung von Gewandt

und Träger einst hatten unterstreichen sollen. Die Ellenbogen aufgestützt, saß er nach vorne gebeugt da und rührte sich kaum. Mit den Händen stütze er den Kopf, als würde er nachdenken – oder mit Verzweiflung kämpfen. Die große Kapuze hatte er bis weit ins Gesicht gezogen, so dass man Hände und Gesicht nicht sehen konnte. Lediglich einige Strähnen silbrig weißen Haares hingen heraus.

„Was is'n das für'ne Vogelscheuche?“, lallte einer der Zecher. Der Mann, sicher kaum mehr als zwanzig Sommer alt, stand krumm am Tresen. Offenbar hatte er gerade seinen Vorrat an Bier erneuert und sah nun zu dem Alten herüber. Er trug für diese Gegend auffallend edle Kleidung und war vielleicht der Spross eines besonders reichen Bauern.

„Hier wird gefeiert und nicht getrauert!“ Er setzte sich mit seinem neu gefüllten Humpen in Bewegung, wobei er bedenkllich schwankte.

Wäre der Weg zum Tisch des Alten länger gewesen, er hätte ihn wohl nicht ohne Sturz überstanden. So jedoch zog er sich mehr oder weniger geschickt am Tresen entlang und lies sich auf einen der nächsten Stühle fallen. Bier schwappte über den Rand des Humpen und ergoss sich auf die Hose des Zechers.

„He!“, rief er und sah bestürzt an sich hinab. Dann begann er plötzlich schallend zu lachen. Eine Hand voll Gäste stimmte mit ein. Sie hoben ihre Becher und prosteten ihm zu. Nachdem er den Gruß erwidert und einen tiefen Schluck genommen hatte, stellte er seinen Humpen ab. Er beugte sich vor und schob sich dichter an den Alten heran.

Mit einen dämlichen Grinsen im Gesicht rückt er weiter vor, als wollte er sich an den Mann anschleichen und unbemerkt unter seine Kapuze kriechen. Als sein Kopf nur

noch etwa einen Spann von seinem Ziel entfernt war, begann er erneut zu lachen.

„Was seid ihr?“, fragte er undeutlich und hob die Linke. Er streckte den Zeigefinger aus und stieß den Alten unsanft gegen die Schulter. „Ein Waldschrat? Ein Elf? Oder so ein Betbruder, der keinen Spaß versteht und weder Wein noch Bier würdigt?“

Der Alte rührte sich nicht.

„Lasst ihn doch.“ Ein anderer Gast war von hinten an den Betrunkenen herangetreten und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Kommt zurück an den Tisch, Toran.“

Die Hand wurde grob zur Seite geschlagen. „Nein! Ich will, dass er mir jetzt antwortet. Verschwinde, Ulf!“ Toran drehte sich wieder zu seinem Opfer um und Ulf zog sich kopfschüttelnd zurück.

„Du wirst mir jetzt antworten“, lallte er mit drohendem Unterton. „Sonst kannst du was erleben!“ Er versuchte sein Gegenüber drohend mit den Augen zu fixieren, doch es mochte ihm aus verschiedenen Gründen nicht gelingen. Schließlich gab er es auf und hob statt dessen den rechten Arm. Er ließ seine Muskeln schwellen.

„Siehst du das, alter Mann? Ich werd' dir tüchtig in deinen knöchigen Arsch treten, wenn du nicht langsam Respekt vor mir zeigst.“ Er ballte die Hand zur Faust und fuchtelte damit in der Luft herum. „Das is' meine allerletzte Warnung!“

Plötzlich schoss die Rechte des Alten vor und packte Torans Handgelenk. Der Griff war nicht besonders hart, aber er fühlte sich widernatürlich kalt und rau an. Noch bevor der junge Mann seine Schreck überwinden und die Hand zurückziehen konnte, blickte er in zwei unergründliche Augen. Er sah wie schmale Lippen Worte formten, doch er konnte in dem Lärm der Gaststube nichts verstehen. Ge-

bannt von dem stechenden Blick seines Gegenübers erstarrte er.

Die eisige Kälte der fremden Hand schien sich derweil auszubreiten. Sie kroch seinen Arm hinauf und griff nach seiner Brust. Er wollte schreien, doch sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Panik stieg in ihm auf.

In dem Durcheinander des fröhlichen Treibens bemerkte niemand, wie lange die teuflische Umarmung andauerte. Längst hatte ein lautes Würfelspiel die Aufmerksamkeit der Menge auf sich gezogen. Herzschlag um Herzschlag entwich das Leben aus dem jungen Mann, bis er schließlich entkräftet zusammenbrach.

Ission sah mit einem kalten Lächeln auf sein Opfer hinab. So ein Narr. Wie mächtig Heilmagie doch sein konnte, wenn man sie nur ein wenig manipulierte. Er hätte ihn töten sollen. Doch das wäre zu gefährlich gewesen. Jetzt sah es so aus, als habe der gute Toran einfach über seinen Durst getrunken und sei eingeschlafen. Er lächelte unter der Kapuze. Keiner würde merken, was wirklich geschehen war.

Vorsichtig rückte er seinen Stuhl dichter an den Bewusstlosen. Mit einen Seitenblick vergewisserte er sich, dass die Aufmerksamkeit der Menge noch immer auf den Würfeln lag. Sie tat es. Gerade erklang wieder das harte Klappern der Becher und gespanntes Gemurmel erwartete den Ausgang des Wurfes. Ission griff mit geschickten Fingern nach dem Geldbeutel des Bauern. Er hing repräsentativ und unvorsichtig am Gürtel. Schwer. Das würde ihn für einige Zeit über Wasser halten. Er lies seine Beute unter der Robe verschwinden und stand auf.

In der Tür drehte er sich noch einmal um. Er blickte in frohe, vom Wein gerötete Gesichter. Sie hatten ihren Spaß, zusammengerottet in der Mitte der Schankstube. Keiner ahnte, was geschehen war.

Menschen waren so einfältig. Ein einfaches Spiel, das noch nicht einmal etwas mit Können zu tun hatte, sondern allein von Phex gelenkt wurde, erfüllte ihr Dasein völlig. Ission schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. Hier hatte er nichts mehr verloren.

Draußen auf der Straße war es bereits kühl geworden. Noch erhellten die letzten Strahlen der Sonnenscheibe die Stadt, aber die Nacht würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ission zog die Kutte enger und entfernte sich mit langen Schritten vom Brauhaus.

Auf dem Weg begann er zu grübeln. Er war unvernünftig geworden in den letzten Wochen – und jähzornig. Dem Burschen eine Lektion zu erteilen, hätte ihn nicht soviel Kraft kosten dürfen. Er hätte einen einfacheren Zauber weben sollen. „Verflucht“, murmelte er, als er in eine kleinere Gasse abbog. Das Brauhaus lag im Viertel der Handwerker von Eslamsroden und damit im Nordosten der Stadt. Ission hatte diese Gegend gewählt, weil er angenommen hatte, sich hier gut verbergen zu können. Doch jetzt musste er eine neue Bleibe suchen.

Er durchmaß die Gasse mit schnellen Schritten, den Kopf weit zwischen die Schultern gezogen. Hier hinein fielen keine von Praios' Strahlen mehr und in den Schatten wäre es ein leichtes gewesen sich zu verstecken. Zwar war die Stadt nicht gerade für ihr Gelichter berühmt, aber man konnte ja nie wissen. Vielleicht hatte doch jemand den Diebstahl bemerkt und ihn nur deshalb nicht lauthals gemeldet, weil er sich selbst einen Vorteil davon versprach.

Ission blieb stehen und drehte sich um. Hatte er etwas gehört? Er drückte sich an die Wand und lauschte. Noch immer waren Fuhrwerke zu hören, die, nicht weit entfernt, auf der gepflasterten Reichsstraße entlangrollten. Hufe klapperten und Räder knarnten. Auch Stimmen wehten von überall heran. Die Stadt stand in vollem Leben. Doch in dieser Gasse war alles still.

Ission verharnte noch einen Augenblick unbewegt im Schatten, als plötzlich eine kleine Gestalt in die Gasse bog. Sie war gerade einmal so groß wie ein Kind, aber dafür viel zu breit und massig. Ein Zwerg. Er trug einen langen Umhang mit Kapuze, der außer seiner Statur nichts erkennen ließ und hielt den Kopf gesenkt. Offenbar hatte er Ission nicht bemerkt oder kümmerte sich nicht um ihn. Zielstrebig ging er an ihm vorüber und bog nach wenigen Augenblicken am anderen Ende der Gasse nach rechts ab. Vielleicht führte sein Weg zum Brauhaus.

Ission verengte die Augen und sah ihm nach. Er überlegte einen Moment, ob er ihr hinterher gehen sollte, doch dann schüttelte er den Kopf. Zwerge gab es in dieser Gegend so häufig, wie Weisheiten in Rohals Gesetzen. Es war dringend nötig, sich endlich wieder unter Kontrolle bringen und nicht überall die Geister der Vergangenheit sehen.

Andere Dinge waren jetzt vorrangig. Er musste es noch vor Sonnenuntergang aus den Mauern schaffen. Die Tore würden bald geschlossen und dann wäre es ungleich aufwändiger noch hinaus zu gelangen.

Nach Süden hin war Eslamsroden in den letzten Jahren beachtlich gewachsen. Die Menschen waren zu hunderten aus dem umkämpften Tobrien gekommen und man hatte innerhalb der Stadtmauer keinen Platz für sie finden können. Nun gab es dort ein eigenes Viertel. Um die alten

Höfe herum, die dort vor den Mauern lagen, reihte sich ein neues Haus dicht an das andere. Zum Glück für alle, wollten die Städter kein chaotisches Lager von Flüchtlingen vor ihren Toren und so wurden die neuen Häuser zumindest im Ansatz systematisch und mit Hilfe der Herrschenden angelegt. Auch die Bauern wehrten sich dagegen ohne Verstand umbaut zu werden. Es gab jetzt klar erkennbare Wege und auch einen zentralen Platz in der Mitte der Siedlung. Die Häuser der Bauern gingen in der Planung auf. Man hatte sie für den Verlust ihrer Felder entschädigt, indem die Flüchtlinge verpflichtet worden waren, für sie zu arbeiten.

Ission hatte bisher nur davon gehört und diesen Teil der Stadt, der als Klein Ysilia bezeichnet wurde, noch nicht selbst besucht. Dennoch hoffte er, dass die Stadtwache hier weniger häufig ihre Runden zog.

Er hoffte. Hoffnung. Ein Wort, dass ihm lange nicht mehr in den Sinn gekommen war.

Ission hatte gerade das westliche Stadttor passiert und stand nun auf der Reichsstraße 1, den Blick in Richtung Greifenfurt. Der gut gepflasterte Weg, der breit genug war als dass zwei Kutschen ungehindert aneinander vorüberfahren konnten, verschwand in der Ferne zwischen bewaldeten Hügeln. Rechter Hand, fern am Horizont, erhoben sich schemenhaft die schroffen Gipfel des Finsterkammes, jenes mächtigen Gebirges, hinter dem sich das Land der Schwarzpelze erstreckte.

Und dort, an den unwirtlichen Hängen dieser Felsen, lag das Dorf Dunkelbach. Ission verzog das Gesicht und sah hasserfüllt auf die Schatten der Berge. Dunkelbach. Der Ort seiner größten Niederlage. Er versuchte die aufkommenden Erinnerungen zu verscheuchen und ging schnellen Schrittes weiter.

Ein ausgetretener Feldweg führte von der Straße ab und an der Mauer entlang nach Klein Ysilia. Auf halben Weg musste der Fluss, der hier seinen Weg aus der Stadt hinaus fand, auf einer wenig vertrauenerweckenden Brücke überquert werden.

Während Ission auf die beachtliche Ansammlung von hölzernen Hütten zuhielt, ließen ihn seine Gedanken nicht los. Sie hatten ihn besiegt. Nein, nicht einfach nur besiegt. Er war gedemütigt worden. Von einem Haufen elender Einfaltspinsel! Es war pures Glück gewesen, das sie hatte triumphieren lassen. Doch auch er musste sich Fehler eingestehen. Er hätte besser auf seine Verbündeten achten sollen. Vor allem auf die Auswahl eben jener.

Verfluchte Verräter.

ISSION erreichte die ersten Hütten. Genau wie in Eslamsroden, herrschte auch hier noch reges Treiben. Jeder nutzte die letzten Strahlen der Sonne auf seine Weise. Hier wurde Geschnitzt, dort Kleidung ausgebessert, oder genäht. Besonders auf dem Platz, in der Mitte von Klein Ysilia, sammelte sich das Leben. Kinder liefen umher und spielten unbekümmert fangen. Alte saßen auf Hockern oder abgeschlagenen Baustämmen, tranken und erzählten Geschichten.

Die Menschen wirkten fröhlich, beinahe unbekümmert. Es fiel schwer zu glauben, dass sie vor nicht all zu langer Zeit aus einem Land geflohen waren, in das sie wahrscheinlich nie mehr zurückkehren würden. Sie hatten ihre Heimat verloren und konnte von Glück sagen, dass sie mit dem Leben davon gekommen waren. Keiner konnte wissen, welche Schrecken sie hatten mit ansehen oder erleben müssen.

ISSION blieb an einer Häuserecke stehen und blickte in die Menge. Wenn man lange genug hinsah, konnte man die

Schatten erkennen, die die Ereignisse auf den Seelen der Menschen hinterlassen hatten. Zumindest, wenn man so viel Erfahrung mit Menschen und Schrecken hatte, wie Ission. Er kannte sich aus mit Dämonen und allerlei niederhöllischen Dingen. Nicht ohne Stolz konnte er behaupten, in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ein respektabler Meister der schwarzen Künste geworden zu sein. Zwar hatte er sich immer aus den Ränkespielen der Gilden und ihrer Politik herausgehalten, aber seine dadurch entstandene relative Unbekanntheit hatte auch ihr Gutes. Er konnte im Hintergrund agieren und seine Pläne verfolgen, ohne dass jeder Landesherr gleich beim Klang seines Namens ein Banner Schlagetots nach ihm ausschickte. Nur wenige wussten um sein Wissen und seine Talente. Und doch waren es zu viele gewesen - oder vielmehr die falschen.

Gedankenverloren ging der Magier weiter. Er hatte in der Stadt gehört, dass es hier sogar ein eigenes Gasthaus gab und dies sollte nun sein Ziel sein. In der Tat war die Schänke *Zur neuen Hoffnung* nicht schwer zu finden, denn es war das größte Haus am Platz. Ein rundes Schild mit einem Kochtopf und einem Humpen darauf erklärte jedem, was im Inneren zu finden wäre. Wer des Lesens mächtig war, konnte sich auch an dem mehr schlecht als recht gemalten Schriftzug darunter orientieren. Ission ging ohne Umschweife hinein. Zwar fürchtete er nicht in seiner Aufmachung besonders aufzufallen, trotzdem mussten sich nicht mehr Menschen als nötig an ihn erinnern.

Der Schankraum war voll und es herrschte, wie im Brauhaus zuvor, ausgelassene Stimmung. Die Menschen saßen dicht zusammen, lachten, erzählten sich Geschichten und tranken. Die Luft war warm und schwer von der Menge der Gäste. Ission blieb einen Moment an der Tür stehen und zögerte. Doch dann schüttelte er, wie so häufig in

den letzten Tagen, den Kopf und tauchte ein in das bunte Treiben. Geschickt schlängelte er sich durch die Menschen und suchte einen freien Platz.

Während er an Tagelöhnern, Bauer, und Handwerkern vorbeischrift, ging eine Veränderung in ihm vor. Jetzt, wo er dieses lang verschüttete Gefühl wahrnahm, wurde ihm bewusst, dass es sich schon seit Tagen einen Weg in seinen Geist zu bahnen versuchte. Frieden. Die Stimmung war an diesem Ort anders, als in den Mauern der Stadt. Es war ruhiger, vielleicht eine Spur andächtiger und doch ebenso fröhlich.

Ission lies sich auf einen freien Stuhl fallen. Er hatte einen Tisch abseits der großen Menschentrauben gefunden, an dem lediglich zwei Säuer, den Kopf auf dem Holz, ihrem Rausch Tribut zollten. Er lehnte sich zurück und atmete durch. Sein Blick wanderte über die Gäste und ein sanftes Lächeln schlich sich auf seine Züge. Es war lange her, dass er gelacht hatte. Vielleicht könnte er jetzt ein wenig zur Ruhe kommen. Sein Körper verlange danach und der Geist würde es ebenfalls zu schätzen wissen. Satinav ging nun einmal auch mit Magiern hart ins Gericht. Die Anstrengungen der letzten Wochen waren einfach zu viel gewesen.

Die letzten Wochen... mit einem Mal verflog der silberne Funken guter Laune wieder. Er ging so schnell, wie er gekommen war und Ission erinnerte sich an den Grund seiner Flucht und dieses Versteckspiels.

Brogg hatte sie verraten. Seinen eigenen Bruder hatte er ans Messer geliefert und Ission dabei mit ins Verderben reißen wollen. Um ein Haar wäre es ihm auch gelungen, in jener Nacht, am Ende des letzten Jahres.

Vieles war schief gelaufen in diesen Tagen und viele Fehler sind gemacht worden, aber der Verrat war das

Schlimmste. Er hatte alle getäuscht, dieser Sonnenknecht. Hatte sich Praios unterworfen und sein Blut verleugnet. Seinen Bruder, Velin, hatte es das Leben gekostet und der Söldling hatte die Dreistigkeit besessen sich auch Ission selbst in den Weg zu stellen. Dabei war er nur gekommen, um Velin bei seinen Plänen zu helfen. Widerwillig zunächst und dann doch mit ganzem Herzen wollte er dem jungen Kollegen unter die Arme greifen. Alles hätte so einfach sein können. Die Pläne waren ambitioniert, sicher, aber nicht unmöglich gewesen.

ISSION sah auf seine Hände hinab. Sie waren schlank und vom Alter gezeichnet. Doch die Spuren der Zeit waren es nicht, die den Magier seit jener Nacht erschreckten, wenn er seine Finger betrachtete. Wie hatte das passieren können?

Er drehte seine Rechte und blickte auf die Handfläche. Eine grässliche Narbe, die aussah wie ein ins Fleisch gebranntes Spinnennetz, entstellte seine Haut. In der Mitte war sie rund und feine Adern zogen sich strahlenförmig über den Handballen und bis auf die unteren Fingerglieder. Man hätte das Brandzeichen für eine Sonne halten können und wer hörte, wie es entstanden war, der würde diese Interpretation bedingungslos akzeptieren. Die Narbe überwucherte selbst das magische Sigel, das den Träger als Mitglied einer der drei Gilden auswies und eigentlich gegen solche Unbill geschützt sein sollte.

Aber das wunderte Ission nicht mehr.

Der eitle Praios selbst musste die Verantwortung hierfür tragen. Sicher hatte er die Hand seines Sklaven geführt, als dieser sich Ission gestellt hatte. Nur mit einem Wunder des Sonnengottes war zu erklären, was in jener Nacht geschehen war. Er hatte Brogg bereits entwaffnet und stand mit erhobenem Flammenschwert vor ihm, bereit den Todess-

toß zu führen. Was dann geschah, konnte er nicht mehr mit Sicherheit sagen. Das Nächste woran er sicher erinnerte war, dass er am Boden lag. Der Stab war fort und er geschlagen. Seine Hand hatte geschmerzt, als habe man sie in flüssiges Feuer getaucht und eine unglaubliche Leere hatte von ihm Besitz ergriffen. Es war, als habe man ihm einen Teil seiner Seele genommen.

„Wollt Ihr etwas trinken?“

Ission schreckte aus seinen Gedanken. Die Wirtin war herangekommen und sah erwartungsvoll auf ihn herab. Sie war eine stämmige Frau von vielleicht dreißig Sommern mit kräftigen Armen und einem breiten Gesicht.

„Ja, gerne“, antwortet er. „Bringt mir doch einen Wein. Und habt ihr noch ein Quartier für die Nacht?“ Ission zog den Geldbeutel des Bauern hervor und stellte ihn auf den Tisch. Das leise Rasseln der Münzen zauberte ein Lächeln auf das Gesicht der Wirtin.

„Sicher“, antwortete sie knapp. „Der Herr möchte ein eigenes Zimmer?“

„Das wäre mir lieb. Ich habe einen leichten Schlaf, müsst Ihr wissen.“ Er versuchte harmlos zu lächeln.

„Da wird sich etwas machen lassen. Wer bezahlen kann, der wird auch ordentlich bedient. Das soll mir keiner anders Nachsagen.“ Sie nickte ihm zu und verschwand wieder in den Tiefen der Schankstube.

Ission blieb mit seinen Gedanken zurück.

Sein Stab war zerstört. Es gab nicht viele Kräfte auf Dere, die dazu in der Lage waren. Keine davon lag in den Händen dummer Söldner. Es musste der Fürst der Götter selbst gewesen sein. Trotzdem lag die Schuld bei den Sterblichen und an jenen würde er grausame Rache nehmen für das, was sie ihm angetan hatten. Er konnte sich für einen Zauberer kein schlimmeres Schicksal vorstellen,

als das, das sie ihm aufgezwungen haben. Ehrlos. Ohne Sigel, ohne Stab. Er hatte sein Gesicht verloren.

Ission sah auf die schlafenden Zecher an seinem Tisch. Er würde auch die anderen töten. Sie mussten leiden und sollten wissen, wofür sie ihr Leben verloren. Nicht wie beim letzten Mal. Der erste Schritt war bereits getan, auch wenn Ission im Nachhinein nicht damit zufrieden war.

Nach dem Kampf um Dunkelbach, war er in den Wald geflohen. Doch er hatte nicht kopflos das Weite gesucht, sondern gewartet. Gewartet im Verborgenen und mit angesehen, wie Ruhe einkehrte. Es hatte nicht lange gedauert, bis der Söldner dem Dorf den Rücken kehrte. Doch Ission war nicht so dumm gewesen ihn in blindem Zorn zu überfallen. Er war ihm gefolgt, hatte ihn belauert und den rechten Moment für die Tat abgepasst.

Er legte die Spitzen seiner Finger zusammen. An diese Nacht konnte er sich noch genau erinnern. Vier Tage waren seit der Schlacht vergangen gewesen und nur eine kleiner Teil seiner astralen Macht bis hier hin zurückgekehrt, aber er hatte nicht länger warten können. Schon am nächsten Morgen hätte Brogg das sichere Greifenfurt erreicht. Also musste es sein.

Bilder von Broggs Lager flackerten vor seinem geistigen Auge auf. Es war geschickt versteckt, von der Straße aus nicht zu sehen. Das Feuer in einer Grube und nur mit trockenem Holz entfacht. Der Söldner hatte gewusst, was er tat und blieb stets aufmerksam. Doch gegen Magie war er schutzlos gewesen.

So leise wie möglich hatte Ission sich an das Lager herangeschlichen. Brogg hatte am Feuer gesessen und ihn offenbar nicht bemerkt. Dann war alles sehr schnell gegangen. Ein Schlafzauber, ein Dolch in der Nacht und der Kämpfer lag tot in seinem Blut. Gemeuchelt.

Immerhin war es ein ehrloses Ende gewesen und das verschaffte Ission ein wenig Befriedigung. Aber er hatte sich mehr davon versprochen. Nach der Bluttat war die unglaubliche Leere nicht verschwunden, sie war eher noch angewachsen. Einer von vier war tot und Issions Hoffnung bestand darin, dass das Ende der anderen drei ihm mehr geben würde. Schnell hatte er sich vorgenommen seine Rache sorgfältig zu planen, und sich vorerst zurückzuziehen.

Er versteckte sich bei einem Bauern, dem er eine traurige Geschichte von Räubern und dem schlimmen Schicksal im allgemeinen erzählte. Er konnte ihn auch ohne Zauberei überzeugen, dass es besser war über die Tage des Namenlosen einen Magier unter seinem Dach zu haben.

Einige Zeit blieb er und erholte sich. Doch bald schon spürte er, dass die Frau des Hauses ihm nicht traute. So zog er weiter, trieb sich hier und dort herum und versuchte in erster Linie nicht aufzufallen. Er verbrachte trotz aller Gefahren sogar einige Zeit in Greifenfurt, bis er sich im Stande fühlte seine Pläne in die Tat umzusetzen.

Doch dann kam es wieder einmal anders, als er gedacht hatte. Ein beunruhigende Nachricht ging um in den Straßen, dass die Leiche eines Agenten des KGIA gefunden worden sein. Man hätte Spuren entdeckt und die Suche nach dem Täter lief mit allen Mitteln. Schon am nächsten Tag war eine Belohnung ausgelobt worden. Zehn Goldstücke für die Ergreifung des Schuldigen.

ISSION war sich im Grunde sicher, dass man ihm nichts nachweisen konnte, und dass die Kirche des Praios sich ein Bauernopfer suchen würde. Aber er hatte kein Risiko eingehen wollen und so war er nach Eslamsroden ausgewichen. Hier wollte er noch letzte Erkundigungen einholen, um dann zuzuschlagen. Wo er Ortosch finden konnte,

wusste er bereits. Der Zwerg hatte eine eigenen Gaststube, unweit von Dunkelbach. Dorthin würde es ihn als erstes ziehen, aber auch Garlon und sein magischer Freund würden nicht mehr lange auf Dere wandeln.

„Euer Wein, mein Herr.“ Ein junger Schankknecht hatte sich seinen Weg durch die Menschen gebahnt und Ission einen Becher gebracht. „Ich soll Euch von der Wirtin ausrichten, dass Ihr unser bestes Zimmer haben könnt. Es ist noch frei und wirklich großartig. Wenn Ihr dort übernachten wollt, müsstet Ihr den Schlüssel am Tresen holen.“ Der Junge grinste. „Oder ich übernehme diese Aufgabe für Euch.“ Ein schelmisches Glitzern lag in seinen Augen und seine rechte Hand zuckte ein wenig vor.

ISSION jedoch hatte kein Geld zu verschenken. „Ich kümmer mich selbst darum, Junge. Geh du deiner Arbeit nach.“ Der Knabe sah enttäuscht drein, trollte sich dann aber, ohne noch einmal um ein paar Münzen zu heischen. Ission sah in den Beutel des Bauern, der noch immer auf dem Tisch lag. Etliche Silbermünzen blinken dort um die Wette, aber auch Kupfer und nicht eben wenig Gold war zu sehen. Der Bursche war in der Tat reich gewesen. In diesem Moment war das eine gute Nachricht, aber wenn er erwachte und sich trotz des Suffs an Ission erinnern sollte, konnte es zum Problem werden. Reiche Bauern waren meist einflussreich. Sie hatten wichtige Freunde und waren nicht zu unterschätzen. Ein Grund mehr sich zu verstecken und dieser Gegend so schnell wie möglich den Rücken zu kehren. Doch auf seine Rache würde er unter keinen Umständen verzichten. Hier in der Stadt galt es jetzt allerdings nur noch ein paar Besorgungen zu machen. Wenn es zu einem direkten Kampf mit seinen Feinden kommen sollte, musste er auf alles vorbereitet sein.

Ission nahm eine Silbermünze aus dem Beutel und ließ ihn dann wieder unter der Robe verschwinden. Er sah sich nach dem Burschen um, der ihm den Wein gebracht hatte und winkte ihn heran. Nach der Enttäuschung von eben, wäre er nun sicher bereit einiges für die Münze zu tun. „Junge!“, rief er und hielt das glänzende Geldstück offen in der Hand.

„Ja, mein Herr?“ Der Schankknecht sah mit großen Augen auf den Silberling und ignorierte die wütenden Rufe der Gäste, denen er unverrichteter Dinge den Rücken gekehrt hatte.

„Sag an“, begann Ission und drehte die Münze zwischen den Fingern. „Du kennst dich doch sicher aus in der Stadt.“ Der Bursche nickte heftig. „Gut. Dann sag mir, wo ich hier einen Alchimisten finden kann. Jemanden, der sich auf die hohe Kunst der zauberkräftigen Tinkturen versteht. Vielleicht genügt auch ein Kräuterkundiger oder ein Heiler.“

Der Junge sah Ission für einen Moment irritiert an. Dann verzog er das Gesicht und blickte zur Decke. Mit halb geöffneten Mund verharrte er nachdenklich, bis er plötzlich lächelte, als wäre ihm ein Licht aufgegangen.

„Da kann ich Euch tatsächlich helfen, Herr! In den Mauern könntet Ihr es bei den fahrenden Händlern versuchen, die verkaufen alle möglichen Dinge. Sicher auch das, was ihr sucht. Wenn ihr einen Heiler benötigt, so sucht den Perai-netempel auf. Er liegt in der Nähe des nördlichen Stadttorres.“

Ission winkte ab und beugte sich vor. Er bedeutete dem Burschen näher zu kommen. „Ich brauche keinen Heiler für mich selbst“, sagte er leise. „Aber gerne möchte ich mit einem sprechen. Es ist so, dass ich für einen Freund Arznei besorgen muss. Daher bin ich überhaupt in die Stadt

gekommen. Es muss doch jemanden außerhalb des Tempels geben, der sich mit dem Kampf gegen das Siechtum auskennt.“ Ission nahm die Hand des Burschen und sah ihn eindringlich an. Einen kurzen Moment lag Angst in den weit geöffneten Augen und Ission fühlte sich an den letzten Blick des sterbenden Brogg erinnert.

Überrascht. Irritiert. Wehrlos.

Er zögerte, dann wandte er den Blick ab und drückte dem Knecht den Silberling in die Hand. „Also?“

Der Junge löste sich und trat einen Schritt zurück. Er räusperte sich. „Die alte Damila weiß um solche Dinge“, sagte er leise. „Sie ist mit den anderen aus dem Osten gekommen und wohnt hier ganz in der Nähe. Ihre Hütte liegt etwas abseits im Süden, dicht am Waldrand.“ Er deutete in die angegebene Richtung. „Sie kennt sich mit den Kräutern aus, aber auch mit anderen Dingen.“ Er grinste ängstlich und wich Issions prüfendem Blick aus.

Der Magier war sich sicher, dass er nicht log, dafür hatte er zu viel Respekt vor ihm. Was er mit den anderen Dingen meinte, war Ission herzlich egal. Wahrscheinlich handelte es sich um Aberglauben über ihre Heilkräfte oder Hellseherei. Das paarte sich oft mit der Kräuterkunde. Besonders bei Frauen war der Glaube an Hexerei schnell geboren. Selbst wenn sie tatsächlich eine Hexe war, was er ernsthaft in Zweifel zog, wäre es sogar eher von Vorteil für seine Pläne.

„Gut, danke“, sagte Ission schließlich. Der Junge wollte sich schon umdrehen und gehen, da hob der Zauberer den Zeigefinger. „Ach, bevor ich es vergesse. Du hast mich hier nicht gesehen, falls jemand fragen sollte.“

Ein scheues Nicken, dann entfernte der Knecht sich schnell. Ission atmete tief und sah ihm nach. Einige Zeit verfolgte er ihn mit seinem Blick durch den Schankraum

und dachte nach. Vielleicht würde er mit jemandem über ihre Begegnung sprechen. Er konnte keine Zeugen gebrauchen und durfte keine Spuren hinterlassen. Flüchtig in der Gaststätte gesehen zu werden, war kein Problem aber der Bursche würde sich an sein Gesicht erinnern und ihn möglicherweise auf einem Steckbrief wiedererkennen. Vor allem würde er sich auch an seine Fragen erinnern. Das galt es zu verhindern.

Danach würde er der Alten einen Besuch abstatten. Heute Nacht noch. Hier zu schlafen war nun nicht mehr nötig. Wenn sie tatsächlich das war, was Ission hoffte, würde er dort alles finden, was er benötigte. Zwar war er in der Alchimie nicht besonders bewandert, zumindest für einen Magier seines Alters, aber es würde reichen, um einen Orkland Bovisten von Wirselskraut zu unterscheiden.

Er trank den Wein und wartete. Um ihn herum erreichte das Leben im Schankraum derweil seinen Höhepunkt. Ein paar Spielleute hatten sich eingefunden und gaben ihre Kunst zum Besten. Zwei bunte Gesellen spielten auf Trommel und Flöte eine fröhliche Melodie, während ihre Begleiterin ein Lied von den fernen Wiesen Tobriens anstimmte.

Das Schauspiel hatte schnell alle Augen und Ohren angezogen und unter den Gästen eine erwartungsvolle Ruhe ausgelöst. Als die nächste Strophe die Schönheit der Tobimora und ihrer Auen anpries, rollten hier und da Tränen über gerötete Wangen.

Freude und Trauer zugleich ließen die Menschen tief in ihren Gefühlen beben. Ission spürte wie sehr die Worte der Sängerin die Menschen bis ins Mark berührten. Als sich nun der Refrain schon zum dritten Mal wiederholte, fielen mehr und mehr Stimmen mit ein.

Tobrien, mein Heimatland,
von Beilunk bis zur Misa.
Bist du auch in Feindeshand,
wir geben dich nie auf!

Tobrien, mein Heimatland,
vom Bendrom bis Mendena.
Sind die Städte abgebrannt,
wir geben niemals auf!

Die Menschen wollten gar nicht wieder aufhören diese Zeilen zu singen. Keiner wartete auf die nächsten Strophen und die Spielleute passten sich ihrem Publikum an. Einige Gäste sprangen auf und tanzten, während die meisten ihre Becher schwangen und mit Tränen in den Augen mitgrölten. Trotz lag in der Luft. Plötzlich fiel die beklemmende Anspannung von den Menschen ab, die sie seit ihrer Flucht jeden Tag mit sich trugen.

Auch Ission konnte sich dem Sog der Gefühle nicht völlig entziehen. Er spürte wie etwas nach seinem Herzen griff und ihm das Atmen erschwerte. Es war rührend mit anzusehen, wie diese Leute aus etwas so einfachen wie einem Lied Hoffnung schöpften, wo doch schon lange keine mehr bestand.

Dem Magier lief eine einsame Träne über die Wange. Erschrocken über sich selbst wischte er sie rasch fort und stand auf.

Während der Refrain weiter und weiter von dutzenden Kehlen wiederholt wurde und die Spielleute Gefahr liefen sich in Ohnmacht zu musizieren, verließ er das Gasthaus. Noch weit durch die Nacht verfolgte ihn der Gesang, der mit ungebrochener Kraft weiterging.

Selbst nachdem er den zentralen Platz von Klein Ysilia hinter sich gelassen hatte, waren die Worte noch in seinem Kopf. Doch es war kaum mehr der Gesang der Zecher, sondern die frische Erinnerung an das, was dieses Lied in ihm ausgelöst hatte. Wieder rollte eine Träne über sein Gesicht. Nein, es gab keine Hoffnung für Tobrien. Er würde seine Heimat nie wiedersehen.

Kapitel 7 – südlich von Eslamsroden, 24. Rondra 1024 B.F.

Als sich die Nacht vollends über Klein Ysilia ausgebreitet hatte, und die Menschen nach und nach ihre Lager aufsuchten, war Ission an der Hütte der alten Damila angelangt. Wie der Bursche gesagt hatte, lag sie etwas abseits der anderen und ganz im Süden. Sie war klein, mochte vielleicht zwanzig Rechtschritt an Platz bieten und wirkte von außen alles andere als komfortabel. Grobe Bretter bildeten die Wände und das schiefe Dach. Fenster gab es keine. Dennoch konnte man erkennen, dass jemand wach war. Unter der Tür hindurch fand ein schwacher Lichtschein seinen Weg in die Nacht. Das Leuchten flackerte leicht und war so schwach, dass es wahrscheinlich von einer einzelnen Kerze herrührte.

Nur wenige Schritte hinter der Behausung begann ein dichter Wald, der zu dieser Stunde wie eine schwarze Wand dalag. Ission fröstelte, als sich sein Blick für einige Augenblicke in der unergründlichen Dunkelheit der Bäume verlor. Im Gegensatz zur abergläubischen Bevölkerung hatte er keine Angst vor dem unbekannte Grauen, welches die Bauern in jedem finsternen Wald des Nachts vermuteten. Für ihn waren diese Grauen keine Unbekannten, was die Sache nur bedingt besser machte.

Zwischen Hütte und Forst lag ein kleiner Garten, was Ission mit seinen Augen gerade noch erahnen, mit der Nase aber sicher begründen konnte. Der charakteristische Geruch von scharfen Knollen und Wirselskraut lag in der Luft. Dazu mischte sich der Duft frisch aufgeworfener Erde.

Der Magier sah sich um. Ein kleiner Trampelpfad hatte ihn zwischen zwei Feldern hindurch geführt und endete direkt an der Tür. Von hier waren es vielleicht fünfzig Schritte zurück bis zu dem Bauernhof, der das nächste Gebäude in

Richtung Eslamsroden war. Fünfzig Schritt. Das war nicht eben weit. So still wie die Siedlung hinter ihm dalag, würde man jedes laute Geräusch wahrnehmen. Ob es die Menschen kümmern würde, war eine andere Frage.

Entschlossen näherte er sich der Hütte. Noch bevor er auf armeslänge herangekommen war, schwang plötzlich die Tür auf. Im Schein der Kerze stand eine Frau vor ihm.

Sie war mit einer grauen Kutte bekleidet, die auffallend eng anlag. Scharf hob sich ihre Silhouette gegen das Licht ab. Das Gewandt war geschlitzt und bedeckte ihre schlanken Beine nicht vollständig. Es fiel, absichtlich oder nicht, leicht zur Seite und gab den Blick auf einen hellen Schenkel frei.

Ein breiter Gürtel schlang sich um ihre schmale Taille. Einige Beutel und ein Messer in einer fein gearbeiteten braunen Scheide hingen daran. Doch für diese Kunstfertigkeit hatte der männliche Betrachter kaum ein Auge. Der rahjagefällige Anblick, der Ission für einen Augenblick den Atem verschlug, wurde auf perfekte Weise durch zwei große Brüste abgerundet.

Nur auf dem ausladenden Dekolleté, dass sich weiter oben anschloss, waren Spuren der Zeit zu erkennen und verrieten, dass er keine junge Schönheit vor sich hatte. Feine Falten zogen sich durch Täler seidiger Haut.

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit konnte Ission seinen Blick auf das Gesicht der Frau richten. Zwei dunkle Augen, umrandet von schwarzen Wimpern sahen ihn geheimnisvoll an. Ihr Mund war zu einer feinen Linie zusammengezogen und ein Schwall brauner Haare hing ihr bis auf die Schultern.

ISSION konnte nicht erkennen, warum der Junge in der Gaststätte sie als alt bezeichnet hatte. Zwar war ihre Erscheinung nicht die einer jungen Frau, sie mochte viel-

leicht fünfunddreißig, höchstens vierzig Götterläufe erlebt haben, aber alt, nein. Diese Frau als alt zu bezeichnen war ein Frevel gegen die Schöpfung selbst. Allerdings schien nun klar, was er mit den anderen Dingen gemeint hatte. Wer so aussah, der pflückte nicht nur Kraut und stellte Salben her.

Sie war betörend schön. Nicht so, wie eine Jungfrau, die den Mann durch ihre Unschuld reizt. Es war eine andere Schönheit. Reife. Wie eine gute Frucht, die auf dem Höhepunkt ihres Daseins am besten schmeckt und nicht, wenn sie gerade essbar ist. Oder wie ein gutes Buch. Ein altes Exemplar, gereift und ergänzt durch die Notizen von Generationen von Vorbesitzern, würde der Weise immer einem frisch abgeschriebenen vorziehen.

„Was ist Euer Begehr, Zauberer?“ Sie sah ihren nächtlichen Besucher prüfend von oben bis unten an. Auf der Höhe des versteckten Geldbeutels blieb ihr Blick einen Moment länger hängen, doch Ission nahm dies kaum wahr. Er räusperte sich und deutete eine knappe Verbeugung an, um etwas Zeit zu gewinnen.

Sie war völlig anders, als er erwartet hatte. Ein kleines verunzeltes Mütterchen gedachte er angetroffen, seiner Kräuter beraubt und, wenn nötig, getötet zu haben. Jetzt war es an ihm schnell einen neuen Plan flechten, doch das musste nicht zu seinem Schaden ausgehen.

Er erhob sich und hielt in der Bewegung inne. Das war ihm jetzt erst aufgefallen: sie hatte ihn Zauberer genannt. Dabei waren ihm Stand und Profession zur Zeit alles andere, als auf die Stirn geschrieben. Sie war definitiv mehr, denn nur ein Kräutermütterlein.

„Verzeiht die späte Störung, meine Dame!“, begann er und lächelte. „Mein Name ist Ission Merelendian und ich bin in der Tat ein Meister der magischen Künste. Leider verlor

ich durch ein Unglück meinen Stab, darum bin ich etwas irritiert, dass ihr mich als einen solchen erkannt habt. Verzeiht bitte mein Zögern.“ Er verbeugte sich noch einmal knapp.

Ein verführerisches Lächeln umspielte ihr Gesicht, als Ission sie wieder ansah. Er versuchte ihren Blick zu deuten, doch es mochte ihm nicht gelingen.

„So kommt herein, Meister Merelendian. Denn dies war sicher Eure Absicht, nicht wahr?“ Sie trat einen Schritt zur Seite und vollführte elegant eine einladende Geste. „Seid willkommen!“

ISSION trat ein. Die Hütte wirkte ebenfalls völlig anders, als er erwartet hatte. Der Boden war mit Teppichen ausgelegt, so dass er seine eigenen Schritte kaum hören konnte. In der Mitte des Zimmers stand ein niedriger Tisch, auf dem allerlei Töpfe, Pergamente und Kräuter lagen. Statt Stühlen waren große Kissen darum gruppiert und in einer Ecke stand ein kleiner Kamin. In dunklem rot glühten dort die Reste eines Feuers und spendeten mehr als genug Wärme für die kleine Hütte. Über den Kohlen hing ein dicker Kessel an einem Haken.

Die Wände der Kammer waren mit leichten Tüchern verhängt, deren Muster Ission an das ferne Mhanadistan erinnerten. Überhaupt wirkte diese Behausung eher wie das Zelt eines Wüstensohnes oder einer Sharisad, denn wie die Hütte einer mittelländischen Frau.

Als Ission den Tisch erreichte, hörte er wie hinter ihm die Tür geschlossen wurde. Er sah sich zu den Seiten hin um. Es musste noch einen weiteren Raum geben. Ein Durchgang war zu sehen, der mit einem roten Tuch verhängt war. Betrachtete man die Größe der Hütte und die dieses Zimmers, konnte sich dort aber nicht viel mehr als eine

Kammer von vielleicht vier Rechtschritt befinden. Ein Schlafraum.

„Setzt Euch doch“, hauchte Damila und Ission erschrak. Er hatte sie nicht kommen hören. Sie war so dicht an ihn herangetreten, dass er ihren warmen Atem auf der Haut spüren konnte. Instinktiv trat er einen Schritt von ihr zurück, bevor er sich der Aufforderung fügte.

Als er auf eines der weichen Kissen niedersank, erkannte er, dass Damila keine Schuhe trug. Irritiert erappte er sich bei dem Gedanken, das selbst ihre nackten Füße wie ein Geschenk Rahjas wirkten. Sie waren absolut makellos und ein kundiger Bildstecher hatte eine Lilie auf den rechten Knöchel gezaubert. Wie gebannt sah er auf die Blume. Er fühlte sich wie in eine andere Welt entführt.

Eben noch hatte er in den rauen Nordlanden gestanden, getrieben von Rache und ausgezehrt von der Jagd. Er wollte eine alte Frau berauben, um Gift oder sonst etwas nützliches brauen oder erbeuten zu können. Doch jetzt war alles anders. Er saß auf einem Kissen, so weich, wie er seit Jahren keines mehr gespürt hatte und vor ihm stand eine Frau, die aus den göttlichen Paradiesen selbst herabgestiegen sein musste. Wärme umfing seinen geschundenen Körper und der Duft der Kräuter beruhigte seinen Geist.

„Möchtet ihr einen Tee?“

Ission nickte. Er hatte die Frage kaum wahrgenommen und mehr aus antrainierter Höflichkeit reagiert. Wie in Trance sah er Damila dabei zu, wie sie den Kessel mit einem Haken aus dem Kamin zog und den Deckel abnahm. Dampf stieg auf. Sie sah mit prüfendem Blick auf die Kräuter, die zum Trocknen neben der Feuerstelle an der Wand hingen. Einen Moment schien sie sich nicht entscheiden zu können, doch dann pflückte sie von diesem

und jenem Bündel ein paar welke Blätter. Sie zerrieb ihre Auswahl über dem dampfenden Topf und beinahe sofort erhob sich ein schwerer Geruch von dem Gebräu, der Ission in den Kopf stieg. Kaum waren die letzten Blätter gefallen, hatte Damila das Gefäß auch schon wieder ein Stück weit zurückgeschoben.

„Lassen wir ihn ein wenig ziehen“, sagte sie und sah Ission an. Ein warmer Schauer überlief ihn, als sich ihre Blicke trafen. Ihm war, als spiegelten sich all seine Bedürfnisse und Wünsche in diesen dunkelbraunen Augen. Er lächelte.

Mit Frauen hatte er nur wenig Erfahrung, besonders darin, ihnen den Hof zu machen. Dennoch fühlte er sich Damila gegenüber sehr sicher. Er hatte von einem Moment auf den nächsten das Gefühl, dass sie ihn wollte, wie er war und dass er sie nicht erobern musste. Ihr Lächeln sprach Bände. Sie wirkte willig, beinahe unterwürfig und dennoch stark und wild.

Als sie neben ihm auf eines der weichen Kissen sank, stieg ihm erneut ihr Duft in die Nase. Schon an der Tür hatte er ihn gerochen, doch nun war er ungleich intensiver. Hätte man ihm die Augen verbunden, allein dieser Geruch hätte ausgereicht, um ihn um den Verstand zu bringen. Bei den Göttern! Konnte so etwas wahr sein? Konnte das ihm passieren?

Er spürte den schier unbändigen Wunsch diese Frau zu berühren bis plötzlich der letzte Widerstand brach. Warum zurückhalten?

Sie waren allein. Sie wollte ihn und er wollte sie. Er hob die Rechte an ihre Wange und strich eine Haarsträhne zur Seite. Sie lies es geschehen.

„Wie kann ich Euch helfen, Meister Merelendian?“ Damila rückte dichter an ihren Gast heran. Ission überkam ein

überwältigender Schauer, als er ihren Körper an seinem Spürte.

„Ihr seid neu in der Stadt, sonst müsste ich Euch kennen. Wer auch immer Euch geraten hat, meine Dienste in Anspruch zu nehmen, hat Euch damit einen Gefallen getan.“ Während sie sprach, ließ sie ihre Hand über Issions Oberschenkel wandern. Kurz vor ihrem vermeintlichen Ziel hielt sie inne und sah ihn verführerisch an.

„Ihr seid ja völlig verspannt, Magister.“ Ein Lächeln umspielte ihren Mund. „Ich habe bei meinen Reisen durch diese Welt viel über Körper und Geist gelernt. Lasst mich es Euch zeigen!“

Issions Verstand bäumte sich noch einmal auf, doch er hatte keine Chance gegen die Lust, die in den letzten Augenblicken immer stärker geworden war. Die innere Stimme, die den Magier warnen und an sein eigentliches Ziel erinnern wollte, drang nicht mehr zu ihm durch. Sein Herz schlug wie wild und das Blut rauschte ihm mit jugendlicher Kraft durch den Leib.

Er schloss die Augen und spürte noch immer Damilas Hand auf seinem Schenkel. Er nahm diese Berührung so intensiv wahr, wie nie etwas zu vor. Jeden Moment rechnete er damit, nein hoffte er darauf, dass sie sich einen Finger weiter bewegen würde.

Ission begann zu zittern und ließ sich nach hinten auf ein anderes Kissen fallen. Vollkommen ergeben lag er vor dieser Unbekannten und wartete. Innerlich flehte er, es möge beginnen, doch noch hielt ihn Scham davon ab, es auszusprechen.

Plötzlich verschwand der Druck der Hand und im gleichen Moment kam Damila über ihn. Sanft schob sie ihren Körper über den seinen. Er wollte die Augen öffnen, um nichts von diesem Augenblick zu verpassen, doch da tra-

fen ihre Lippen bereits seinen Mund. Der Zauber eines leidenschaftlichen Kusses lies ihm die Sinne schwinden.

Als Ission erwachte, fand er sich auf einem Lager aus dutzenden Kissen wieder. Noch immer benommen von den Düften dieses Hauses, fiel es ihm schwer einen klaren Gedanken zu fassen. Seine Erinnerungen an die vergangenen Stunden waren verschwommen, bruchstückhaft.

Offenbar war er noch in Damilas Hütte, die er am Abend aufgesucht hatte. Und auch, wenn er nicht mit Gewissheit sagen konnte, warum er in ihrer Schlafkammer lag, so war es doch mehr als offensichtlich.

ISSION setzte sich auf und sah sich um. In der Kammer brannte keine Kerze, dennoch war es nicht völlig dunkel. Durch den dünnen Vorhang, der dieses Zimmer vom Rest der Hütte trennte, drang schwach das Licht von flackernden Flammen. Es schien ein größeres Feuer zu sein. Der Kamin. Abgesehen von den vielen Kissen, die den gesamten Boden der Kammer bedeckten, gab es hier nicht viel zu sehen. Die Wände waren, genau wie im Hauptraum, mit fremdländischen Tüchern verhangen und in einer Ecke stand ein kleiner Tisch mit einem Kerzenhalter darauf. Direkt davor lag ein dunkler Haufen. Es sah aus wie zusammengeknüllte Stoffe. Ission runzelte die Stirn, doch dann wurde ihm schlagartig klar, was er vor sich hatte. Seine Hose. Hastig streckte er sich nach dem Bündel und zog es heran. Auf dem Rücken liegend versuchte er das Beinkleid wieder an seine angestammte Position zu bringen. Mehrfach rutschte er dabei ab und rollte auf den Kissen ungewollt zur Seite.

Er spürte, wie seine Finger ihm nicht vollends gehorchen wollten. Es war, als läge ein Schleier zwischen Geist und Körper. Fluchend setzte er immer wieder an, bis er schließlich Erfolg hatte und entnervt aufstand.

Er hielt inne und lauschte. Niemand reagierte auf sein Fluchen. War er allein? Das war unwahrscheinlich. Aber es wäre die perfekte Gelegenheit, um seinen eigentlich Plan doch noch in die Tat umzusetzen. Er straffte sich, zog die Robe zurecht und trat durch den Vorhang.

„Ihr seid schon wach?“, empfing ihn Damilas Stimme. Sie hatte nichts von ihrem verführerischen Klang verloren. Ission verharnte direkt hinter dem Durchgang. Seine Gastgeberin saß an dem niedrigen Tisch und hatte offenbar bis eben in einem Buch gelesen, dass sie nun zuklappte.

„Ich hatte damit gerechnet, dass Ihr bis zum Morgen schlaft. Aber in Euch scheint viel mehr Kraft zu stecken, als man denken sollte. Sogar noch mehr, als Ihr mich diese Nacht habt spüren lassen.“ Sie lächelte und wieder lag dieser Ausdruck in ihren Augen, der jeden Mann wie Wachs in der Sonne schmelzen lies.

Wie schon vor wenigen Stunden traf sie Ission mit ihren Reizen bis ins Mark. Ihr Lächeln und ihre zauberhafte Stimme drangen ohne Widerstand zu finden in seinen Geist und öffneten die Tür zu den Bildern dieser Nacht. Ein wohliger Schauer nach dem nächsten durchfuhr seinen Körper, als er sich an das Liebesspiel erinnerte. Nackte Haut, alle Sinne raubende Düfte und das höchste aller körperlichen Gefühle hatte er erlebt und genossen. Genossen in einem Maße, dass ihn jetzt noch aus der Bahn zu werfen drohte. Für einen Moment stand er stumm da, doch dann gelang es ihm langsam sich von den Bildern zu lösen.

Sie hatte jetzt, hinterher, weniger Macht über ihn. Die leise Stimme, die ihn schon am Abend versucht hatte zu warnen, wurde wieder hörbar. Endlich. Vernunft begann das Ruder wieder an sich zu reißen. Er räusperte sich.

„Ja, in der Tat“, begann er und trat einen Schritt auf den Tisch zu. „Mir ist wieder eingefallen, warum ich eigentlich zu Euch gekommen bin. Eure Schönheit hat mich derart verwirrt, dass ich es ganz vergessen hatte.“ Mit jedem Wort kehrte die Selbstsicherheit zu ihm zurück.

„Ihr hatten ein anderes Anliegen?“

„So ist es. Wobei ich mich sicher nicht über den Hergang der letzten Stunden beschweren möchte, so habt Ihr mich doch falsch verstanden. Verzeiht bitte dieses Missverständnis.“ Ission deutete eine Verbeugung an.

Er war mittlerweile am Tisch angekommen und warf einen unauffälligen Blick auf das Buch, in dem Damila gelesen hatte. Der Titel war kaum noch zu erkennen, so abgenutzt war der lederne Einband. Drei Worte hatten dereinst auf dem Deckel gestanden. Ein sehr kurzes, ein mittleres darunter und mit etwas Abstand ein langes, größer geschriebenes. Letzteres war noch am besten erhalten. *Paramanthus*, konnte Ission entziffern. Er hatte so etwas erwartet.

„Was lest Ihr da, wenn ich fragen darf?“

„Das hier?“ Sie hob das Buch an und Ission nickte. „Oh, das ist nichts besonderes. Ich erweitere mein Wissen über die hiesigen Pflanzen. Es gibt immer etwas zu lernen, was ich jemandem wie Euch ja nicht erzählen muss.“ Wieder lächelte sie, doch mittlerweile glitten ihre Reize an Ission ab, wie eine Klinge an Granit. Dennoch hätte er diese Lüge wohl geglaubt, wenn er nicht genau gewusst hätte, was im Lexikon des *Paramanthus* zu lesen war.

„Ist das so?“ Er lächelte ebenfalls. „Ihr habt Recht. Wissen anzuhäufen, kann nie schaden.“ Er setzte sich ihr gegen-

über auf eines der Kissen und sah sie an. Jetzt, wo sich sein Geist von ihrem Zauber befreit hatte, wirkte sie nicht mehr so makellos schön, wie noch vor wenigen Stunden. Eine attraktive Frau war sie, mit Sicherheit, aber keine Präsenz von Rhaja selbst.

Issions Verhalten schien sie zu verunsichern, denn das Lächeln zog sich mit jedem Herzschlag weiter aus ihrem Gesicht zurück. Es wurde kühler, aufgesetzter. Offenbar spürte sie, dass sie in diesem Spiel nicht mehr alle Fäden in der Hand hielt. Und sie schien auch zu ahnen, dass das gefährlich werden konnte.

„Nun. Genau deshalb kam ich eigentlich zu Euch. Ein Junge sagte mir, dass Ihr Euch auskennt mit der Pflanzenkunde und ich benötige das eine oder andere.“ Ission verschränkte die Beine zu einem Schneidersitz und legte die Fingerspitzen aneinander. „Da Ihr mich gestern erkannt habt und auch des Lesens mächtig seid, nehme ich an, dass Ihr mehr seid, als eine einfache Kräutersammlerin.“

„Habe ich Euch das nicht schon gezeigt?“, säuselte sie und sah ihn aufreizend an. Sie beugte sich ein wenig vor und schob gleichzeitig die Arme eine Spur weiter zusammen, um ihr Dekolleté noch üppiger aussehen zu lassen.

„Bitte.“ Ission winkte ab. „Lassen wir doch dieses alberne Maskenspiel. Ich meine nicht Euer Nebengeschäft mit reisenden Männern. Ich meine das da.“ Er deutete auf das Buch. „Wir wissen beide, dass es kein einfacher Pflanzenalmanach ist. Ihr seid eine Alchimistin. Oder mindestens wisst Ihr um solche Dinge und treibt vielleicht Handel damit.“

Damila verschränkte die Arme vor der Brust. „Und wenn es so wäre?“

„Dann könnte wir ins Geschäft kommen. Ich bin zufällig im Besitz einer größeren Menge Gold und möchte dies gerne in einige andere Dinge tauschen.“

Ission lies seine Hand in die Robe wandern. Doch da, wo er den Beutel des Bauern gelassen hatte, war nichts. Hastig tastete er danach, doch das Gold war fort. Er sprang auf und lief, ohne sich um Damila zu kümmern, in die Schlafkammer. Kaum hatte er damit begonnen nach dem Beutel zu suchen, fand er ihn auf einem der Kissen. Er nahm ihn an sich und spürte sofort, dass er viel zu leicht war. Waren die Münzen etwa herausgefallen? Kaum hatte er diesen Gedanken gefasst, wurde ihm klar, dass er hier genauso gut nach der Dämonenkrone suchen könnte. Beides würde er nicht finden.

„Diese Hexe!“, fluchte er und dreht um. Wilder Zorn loderte in ihm auf. Plötzlich war alles wieder da. Die Verzweiflung, das Gefühl versagt zu haben und der Hass, die seine letzten Wochen bestimmt hatten. Er stürmte zurück in den Hauptraum und griff nach seinem Dolch. Nichts.

Als er, mehr fallend als laufend, durch den Vorhang kam, sah er gerade noch wie die Tür zufiel. Sie wollte fliehen! Sofort setzte er nach und sprintete nach draußen.

Im schwachen Licht der Sterne sah er einen Schatten über das Feld in Richtung Stadt laufen. Sie hatte nur einen kleinen Vorsprung, vielleicht zehn oder fünfzehn Schritt. Offenbar war sie erst hinter der Tür in schnellen Lauf übergegangen und war bis dahin geschlichen, um ihn möglichst nicht bei seiner Suche zu stören.

Ission hielt sich nicht lange mit Überlegungen auf. Die Wut trieb ihn zu ungeahnter Schnelligkeit. Sein Gesicht war zu einer grausigen Grimasse verzerrt und jeder, der ihn so, mit flatternder Robe und erhobenen Händen, über

das Feld hätte laufen sehen, hätte an eine niederhöllische Erscheinung geglaubt.

„*Blitz Dich find!*“, brüllte er durch die Nacht und im selben Augenblick schrie Damila auf. Sie schlug sich die Hände vors Gesicht und geriet ins Straucheln. Als sie blind über eine Ackerfurche stürzte, hatte Ission sie bereits eingeholt. Er packte sie an der Schulter und drehte sie herum. Offenbar war sie noch immer geblendet, denn ihre Augen, in Panik weit aufgerissen, suchten hastig und doch vergebens nach dem Angreifer.

„Elende Hure!“, zischte Ission. „Du hast mich betrogen.“ Seine Stimme war getränkt von Bosheit und Rachsucht. „Aber du hast dir das falsche Opfer gesucht.“

Sie versuchte sich gegen seinen Griff zu wehren, doch der Hass verlieh dem Magier ungeahnte Kräfte. Scheinbar mühelos hielt er sie am Boden und grinste dämonisch.

„Ich habe nichts unrechtes getan!“, schrie sie und bäumte sich noch einmal auf. „Ihr habt einen Dienst von mir erhalten und dafür gezahlt! Behauptete nicht, dass ihr es nicht genossen hättet!“

„Nie hatte ich danach verlangt, dass du mit mir das Lager teilst! Du hast mich gegen meinen Willen dazu gebracht, mich um den Finger gewickelt. Das hat noch keine gewagt! Dafür werde ich dich...“

Plötzlich sah Ission eine schlanke Klinge aufblitzen. Noch bevor er sich zur Seite werfen konnte, bohrte sich der Stahl in seinen Körper. Kalt wie der Griff der Niederhöhlen drang sie ihn seinen Bauch, nur um sofort wieder herausgerissen zu werden.

Für einen Moment war er wie erstarrt, als er spürte wie das eigene Blut pulsierend aus der Wunde rann. Dann brach sich der Schmerz mit einem Schlag Bahn und er

schrie gepeinigt auf. Von aller Kraft verlassen fiel er zur Seite.

Er sah an sich hinab. Ein bereits bedenklich großer Fleck breitete sich weiter um den Stich herum aus. Dunkles Blut tropfte in langen Fäden auf die Erde. Sie hatte ihn tief getroffen. Wenn er nichts unternahm, würde er schon bald das Bewusstsein verlieren.

Aus den Augenwinkel sah er, wie Damila sich aufrappelte. Sie hielt den blutigen Dolch noch in der Rechten, seinen Dolch. Ohne sich noch einmal umzusehen hechtete sie davon.

Noch hatte scheinbar niemand etwas von den Geschehnissen am Rande der Siedlung bemerkt, doch Ission blieb keine Zeit mehr. Er streckte seine linke Hand aus und fixierte die fliehende Frau. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn und er spürte wie die Lebenskraft seinen Körper verließ – viel schneller, als er gedacht hatte.

„*Fulminictus*!“, rief er kraftlos und fürchtete schon er wäre nicht mehr in der Lage den Zauber zu wirken. Für einen atemlosen Augenblick wartete er auf die Entladung, bis sie schließlich doch mit gewohnter Gewalt einsetzte. Ein mächtiger astraler Hieb schoss aus seinem Geist und bohrte sich in Damilas Kopf.

Während Ission seine Hand mit schmerzverzerrtem Gesicht zurückzog und gegen die aufkommende Ohnmacht ankämpfte, fiel sein Opfer lautlos in sich zusammen. Wie von einem unsichtbaren Blitz gefällt und ohne einen Schrei auf den Lippen blieb sie reglos liegen.

ISSION versuchte sich zu erheben. Er musste sichergehen, dass sie nicht weiterlaufen konnte. Mühsam zog er sich über den Boden. Immer wieder tanzten ihm schwarze Flecken vor den Augen und er musste Pausen einlegen, doch schließlich erreichte er sein Ziel.

Damila lag merkwürdig verrenkt da, das Gesicht in der lockeren Erde vergraben. Mit blutigen Händen griff Ission an ihren Hals. Sie lebte noch. Aber das Leben zog nur noch sehr schwach durch ihren Körper. Wahrscheinlich würde sie nicht wieder von selbst erwachen und spätestens am Morgen tot sein. Er nahm ihr seinen Dolch aus der schlafenden Hand und hob ihren Kopf mit der Linken ein wenig an.

Keine Spiele mehr, kein Risiko. Mit versteinertem Gesicht setzte er die Klinge an, zögerte ein letztes Mal, dann schnitt er der wehrlosen Frau mit einem Ruck die Kehle durch. Ihre Ohnmacht war so tief, dass sie nicht einmal zuckte, während sich der letzte Rest ihrer Lebenskraft aus ihrem Körper ergoss und auf dem Acker versickerte.

ISSION fühlte sich von innerer Kälte erfüllt. Sie überdeckte seinen Schmerzen und beruhigte ihn. Er sah auf die Leiche hinab, doch er spürte nichts. Kein Mitleid, keine Schuld, reine Reue, selbst der Hass schien für einen Moment verflogen. Sein Blick war der eines Herrschers, der einen unbedeutenden Dieb zum Tode verurteilt hatte. Einen Wurm, von dessen Existenz er zuvor nichts gewusst hatte und der für ihn völlig ohne Bedeutung war.

Er hatte diese Überlegenheit schon oft gespürt doch plötzlich überkam ihn jenes Gefühl, dass er erst seit wenigen Wochen kannte. Leere.

Wind kam auf und zerrte an Issions Umhang. Wolken zogen über den Himmel und kündigten baldigen Regen an. In weiter Ferne war Donnergerollen zu hören. Aus dem nahem Wald knarrte und ächzte es.

ISSION versuchte aufzustehen. Doch kaum hatte er sich auch nur halb erhoben, da durchfuhr ihn stechender Schmerz und ließ ihn wieder zu Boden gehen. Er sackte auf die Knie und stöhnte. Die Wunde begann wieder stär-

ker zu bluten. Übelkeit stieg in ihm auf. Mit zitternden Händen griff er unter seine Kleidung. Die eigene Berührung fühlte sich eiskalt an. Vorsichtig tastet er nach der Verletzung. Lang und tief. Tödlich.

Er würde nirgendwo mehr hingehen, wenn er nichts unternahm. Doch auf diesem Feld zu sterben, war nicht Teil seines Planes. Eigentlich hatte er gehofft den Schutz der Hütte erreichen zu können, um sich dort um die Wunde zu kümmern, doch es blieb keine Zeit.

Er lies sich nach hinten sinken und legte beide Hände auf den Schnitt. Das Blut sickerte jetzt nur noch schwach durch seine Finger, doch das war kein gutes Zeichen. Schon zu viel Lebenssaft hatte er verloren. Er schloss die Augen und sammelte sich. Die Heilung von körperlichen Verletzungen war eine seiner leichtesten Übungen, er beherrschte die alte elfische Formel wie im Schlaf. Doch jetzt, wo ihn dämonischer Schmerz immer wieder in seiner Konzentration störte und ihm die Zeit davon lief, war diese Aufgabe alles andere als leicht.

„*Balsam Salabunde*“, murmelte er und zwang seinen Geist unter Kontrolle. Er spürte deutlich, dass er noch genug astrale Macht in sich hatte, um selbst einen Toten zu erwecken, doch es fiel ihm um Etliches schwerer als sonst, sie in die richtigen Bahnen zu lenken. Kostbare Momente verstrichen.

Plötzlich drang dem Magier ein Rauschen in die Ohren. Erst war es leise wie der Flügelschlag einer Schwalbe, dann immer Lauter bis es zu einem stürmischen Brausen answoll. Gleichzeitig wurde es kälter und ISSION begann zu zittern. War das Gulgari? Sollte es doch so enden? Auf einem Acker verreckt, getötet von einer elenden Hure. Wegen ein paar Goldmünzen?

Ission hatte jedes Zeitgefühl verloren, während er auf dem Feld lag und mit Boron um sein Leben kämpfte. Irgendwann, es mochte nur wenige Augenblicke oder viele Minuten später gewesen sein, setzte Regen ein. Dicke Tropfen fielen aus den niedrigen Wolken und weckten ihn langsam aus seinem dumpfen Dämmern. Er sah an sich hinab und befühlte die Wunde. Dort, wo eben noch ein tiefer Stich sein Leben bedroht hatte, war nur noch glatte Haut. Die Heilung war gelungen und das offenbar sogar besser als gehofft.

Voll neuer Hoffnung stand Ission auf. Nicht einmal die rasche Bewegung lockte den Schmerz erneut hervor. Er sah in die Wolken und lächelte. Wieder einmal dem Raben entkommen. Mit Glück, sicher und das nächste Mal würde er bei jemandem, den er zu Boden drückte besser auf die Hände achten. Oder noch besser: er würde einfach nie wieder mit einer bewaffneten Frau ringen.

Er sah noch einmal auf die Leiche hinab, die neben ihm auf dem Boden lag. Der Regen hatte das Blut von ihrer Haut gespült und einen merkwürdigen Glanz hinterlassen. Sie sah beinahe unecht aus, wie das perfekte Werk eines elfischen Bildhauers. Wobei ein Künstler aus dem Volk der Elfen wohl kaum eine solche Pose gewählt hätte.

Mit einem Ruck wandte Ission sich ab und lief über den aufgeweichten Boden davon. Unweit vor sich sah er sein Ziel als leuchtendes Rechteck hinter einer grauen Wand aus Wasser. Die Tür zu Damilas Hütte stand noch immer offen und er hatte sie bald erreicht. Triefend nass trat er ein und sofort umfing ihn angenehm warme, trockene Luft. Er verriegelte die Tür hinter sich und atmete durch. Hier hatte sich nichts verändert, alles sah genauso aus, wie bei seinem ersten Besuch vor wenigen Stunden.

Neben dem Tisch lag das Buch, in dem Damila gelesen hatte. Ission trat heran und hob es auf. Der kleine *Paramanthus* war zwar äußerlich in keinem guten Zustand, doch im Inneren ein wahrer Schatz. Er überflog die Seiten. Beinahe auf jeder waren Ergänzungen und Kommentare in feiner Schrift zu erkennen. Es waren viele verschiedene Sprachen und einige würde selbst er nicht übersetzen können.

„Bei Hesinde“, murmelte er. „Ein Alchimist würde einiges dafür geben, dieses Werk zu besitzen.“ Er klappte das Buch zu. Hier musste es noch mehr zu finden geben. Egal wie sehr die Zeit drängte, diese Gelegenheit durfte nicht ungenutzt verstreichen.

Rasch durchsuchte er die Kammer, fand jedoch zunächst nichts von größerem Wert. Ein paar saubere Verbände und etwas Wirselsalbe waren die nützlichsten Dinge, die er zutage förderte. Als letztes packte er Vorräte, die er in einer Truhe gefunden hatte sowie einen Wasserschlauch in mehrere Tücher und Band alles zu einem Bündel.

Gerade wollte er gehen, als er mit seinem Umhang am offenen Deckel der Truhe hängen blieb und stolperte. Der Stoff riss und Ission landete auf den Kissen. Verärgert sah er zurück und verfluchte das hölzerne Gefäß. Doch dann veränderte sich seine Mine schlagartig.

Warum hatte sich die Truhe nicht bewegt? Er hatte, wenn auch unfreiwillig, mit derart viel Gewalt daran gezogen, dass sie durch den halben Raum hätte katapultiert werden müssen, leer wie sie jetzt war.

Issions Stimmung hellte sich auf. Für dieses Phänomen gab es nicht viele Erklärungen und einige davon würden seine Lage erheblich verbessern. Hastig nährte er sich und untersuchte die Truhe mit mehr Aufmerksamkeit als zuvor. Tatsächlich schien etwas mit dem Innenraum nicht zu

stimmen. Von außen betrachtet schien sie höher zu sein, als wenn man hineinsah. Ein doppelter Boden.

Aufgeregt suchte Ission nach einer Möglichkeit an das Versteck zu gelangen und tatsächlich ließen sich die Bodenbretter mit etwas Mühe und vor allem mit Hilfe seines Dolches anheben. Darunter lagen fast ein Dutzend Fläschchen und Phiolen, sorgsam in Tücher gewickelt, sowie seine Münzen. Das war der Schatz auf den er gehofft hatte. Hastig nahm er die wertvollen Gefäße und das Gold an sich. Einen Augenblick lang dachte er daran, dass hier noch mehr verborgen sein mochte, doch er hatte bereits, wonach es ihn verlangte.

Mittlerweile war die Nacht weit vorangeschritten. Es konnte nun nicht mehr lange dauern, bis jemand die Leiche auf dem Feld entdeckte. Schnell würden sie herausfinden, wer zuletzt zu Damila wollte und bald schon würden sie nach ihm suchen.

Er musste fort von hier.

Es gab ohnehin nichts mehr, was ihn noch in Eslamsroden hielt. Das Gasthaus *Zum doppelten Drachen* war sein nächstes Ziel.

Kapitel 8 – Im Lichthag, 25. Rondra 1024 B.F.

Am nächsten Morgen war die Luft geschwängert vom Regen der Nacht. Die klamme Feuchtigkeit war tief in Issions Kleider gezogen und so fröstelte es ihn sehr, als er mit den ersten Strahlen der Sonne erwachte.

Es war erst wenigen Stunden her, dass er aus Damilas Hütte und Eslamsroden geflohen war. Weit war er nicht gekommen. Nur einige Meilen hatten ihn seine Beine in der Nacht noch getragen. Von seinem schließlich gewählten Versteck aus hatte er immer noch die Lichter der Türme sehen können. Geschlafen hatte er vielleicht drei, höchstens vier Stunden und entsprechend verwirrt blickte er jetzt in den Morgen hinein.

Er lag auf einer kleinen Lichtung, unweit der Straße die von der Stadt aus nach Norden führte. Umgeben von viel Buschwerk und Bäumen, hatte er sie für ein ideales Versteck gehalten doch nun, bei Tageslicht, musste er sich eingestehen, dass seine Wahl schlecht gewesen war. Nicht nur, dass sich in der Senke Regenwasser gesammelt hatte, was für seine durchnässten Schuhe Verantwortung trug, sie war auch weit besser einzusehen, als gedacht. Dennoch war ihm dies offensichtlich nicht zum Verhängnis geworden und so hielt sich sein Ärger über die eigenen Unfähigkeit in Grenzen.

Auf dem Weg war auch zu dieser frühen Stunde, oder vielleicht gerade jetzt, reges Treiben auszumachen. Vor allem das einfache Volk war bereits auf den Beinen, um sich um die Felder zu kümmern oder dem Wald seine Schätze abzuja-gen. Gerade lösten sich einige kleine Wagen aus den Schatten der Stadtmauer.

Für einen Augenblick beschleunigte sich Issions Herzschlag. Doch schnell erkannte er, dass es sich dabei sicher

nicht um einen Suchtrupp der Wache handelte, sonder eher um fahrende Händler. Genauer war auf die Entfernung allerdings nicht zu erkennen.

Er stand auf und schüttelte den Kopf. Sie würden ihn nicht hier draußen suchen. Selbst wenn der Mord entdeckt und der Zeuge gefunden war, würde man ihn sicher innerhalb der Stadt vermuten. Außerdem blieb zu bezweifeln, dass sich die Wächter von Eslamsroden mit Feuereifer um die Angelegenheiten der Flüchtlinge kümmerten. Nein, wahrscheinlich war er relativ sicher vor Verfolgung, wenn er sich hier einfach nicht mehr sehen ließ.

Er blickte nach oben. Durch das lichte Blätterdach konnte er einen hellblauen Himmel erkennen. Er war über und über mit kleinen, weißen Wolken bedeckt, die sehr an eine Schafherde erinnerten. Es sah aus, als würde das Wetter halten und Efferd so bald keinen neuen Regen schicken. So sollte er sein Ziel in wenigen Tagen erreichen können.

Ission hob sein Bündel auf und schritt durch das Unterholz zur Straße. Angenehm wärmend umhüllten ihn Praios Finger, als er den Schatten der Bäume hinter sich ließ. Die Straße, zu der, wenn man ehrlich war, die Bezeichnung Feldweg besser passte, führte direkt nach Hundsgrab. Man konnte zwar auch über Greifenfurt dorthin gelangen und das wäre unter normalen Umständen auch sicherer, aber nicht für einen gesuchten Mörder.

Vor einigen Monden war er schon einmal hier entlanggekommen, damals allerdings mit eigener Kutsche. Das war in der Tat wenig angenehm gewesen, da der Weg im weiteren Verlauf immer schlechter wurde und etliche Schlaglöcher aufwies. Auch gab es bis Hundsgrab keine Gaststätten oder andere Orte zum angenehmen Rasten. So musste er sich wohl oder übel auf mindestens eine weite-

re Nacht im Freien einstellen, schließlich waren es fast sechzig Meilen.

Ission seufzte. Lange Märsche waren nichts für ihn. Aber es half alles nichts. Er würde jetzt nicht anfangen seine Kraft zu verschwenden und sich teleportieren. Der Zwerg lief ja nicht davon. Sicher würde er mit einem dicken Grinsen hinter seinem Tresen stehen und sich lautstark mit seinen Heldentaten brüsten.

Eine schwarze Wolke schob sich vor Issions Gemüt. Dieser Wicht würde schon bald büßen. Sterben sollte er. Leiden. Ein dämonisches Grinsen trat auf Issions Gesicht. Er würde die nächsten Stunden nutzen, um sich einen möglichst würdiges Ende für den Zwerg zu überlegen. Oder besser, ein möglichst unwürdiges.

Er stand noch einige Momente in der Sonne und ließ sich trocknen, während er in Rachephantasien schwelgte. Langsam wich das klamme Gefühl der Nacht von ihm und seine Stimmung hellte sich auf. Erst das Geräusch der herannahenden Wagen weckte ihn aus seinen Gedanken. Er trat zur Seite und wartete ab.

Das Klappern und Schnauben wurde von tiefen Stimmen begleitet. Ission konnte noch nicht verstehen worüber sich die Reisenden unterhielten, aber es klang ausgelassen und fröhlich. Im nächsten Augenblick kam der erste Wagen über die Kuppe, die bisher den Blick in Richtung Eslamsroden eingeschränkt hatte. Zwei weitere folgten dicht auf. Es waren kleine Gefährte mit jeweils nur einer Achse und einem Zugtier. Die Händler, es waren drei Männer und zwei Frauen, gingen nebenher und führten die Pferde an den Zügeln. Sie trugen einfache Reisekleidung, wirkten aber nicht arm, was auch an den schwer beladenen Wagen lag. Neben Kisten und Fässern waren allerlei Decken, Geschirr und sonstiger Hausrat zu erkennen. Fahrende

Händler waren es, die es gewohnt waren auch einmal tagelang auf sich allein gestellt zu sein.

Als die Gruppe näher herangekommen war, hielten sie an. Ein älterer Mann mit einem mächtigen braunen Vollbart trat auf den Magier zu und hob die Hand. „Phex zum Gruß! Kann man Euch helfen? Ihr seht aus, als hätte das Schicksal Euch übel mitgespielt.“

Ission war für einen Moment irritiert, doch dann wurde ihm schnell klar, was der Mann meinte. Nicht nur, dass er noch immer in seiner abgetragenen Kutte steckte, die er seit vielen Tagen nicht gewaschen hatte, sie war nun auch noch mit Blut getränkt und eingerissen. Außerdem konnte er sich gut vorstellen wie heruntergekommen er nach den Erlebnissen der letzten Nacht selbst in einem neuen Gewandt ausgesehen hätte. Er strich sich über die strähnigen Haare, die nun mehr grau als weiß waren und lächelte beschämt.

„Die Zwölfe zum Gruß“, erwiderte er. „Habt Dank für Eure Sorge, mir ist aber nichts zugestoßen. Jedenfalls nichts, bei dem Ihr mir helfen könntet.“

„Wie Ihr meint“, gab der Mann zurück und sah Ission misstrauisch an. „Ihr habt es jedenfalls so gut wie geschafft. Es sind nur noch ein paar Meilen die Straße entlang.“ Er deutete in Richtung Eslamsroden.

„Verzeihung, was habe ich geschafft?“, fragte Ission ehrlich verwirrt.

„Nun, ihr seid doch sicher seit Tagen durch die Wildnis geirrt, um in die nächste Stadt zu kommen. Und das habt ihr bald geschafft. Eslamsroden ist nicht mehr weit.“

„Oh, ja. Danke.“ Ission beschloss das Missverständnis nicht aufzuklären. Schließlich hätte man sich fragen können warum jemand wie er in seinem Zustand den Schutz einer Stadt verließ, um sich tagelang durch die Wildnis zu schla-

gen. Ohne die rechte Kleidung und Ausrüstung. Und wahrscheinlich wäre man auf die richtige Antwort gekommen.

Natürlich wäre es sinnvoll gewesen sich den Händler anzuschließen, aber unter diesen Umständen hätte daraus schnell mehr Schlechtes als Gutes erwachsen können.

Der Bärtige sah Ission lange an, dann wechselte er einige vielsagende Blicke mit seinen Begleitern. „Ihr seid von Firun her gekommen?“

„Ja, das bin ich“, log Ission.

Der Blick des Mannes war stechend geworden. Die braunen Augen funkelten verschlagen unter breiten Brauen. Hatte man in der Stadt doch schon angefangen nach ihm zu suchen? Seine Erscheinung war alles andere als unauffällig und einem wachen Geist, den er mit diesem Mann sicher vor sich hatte, mochte eine gute Beschreibung reichen.

„Gibt es etwas, das wir über den Weg wissen sollten? Gehen Räuber um? Orks? Wie man hört, soll es hier erst vor Kurzem wieder größere Probleme mit dem Schwarzpelzen gegeben haben.“

ISSION zögerte kurz und schüttelte dann den Kopf. „Nein, keine Probleme. Ich bin keinem räuberischen Volk begegnet, weder menschlichem noch sonstigem. Auch hab ich davon nichts gehört.“

Er sah flüchtig von Händler zu Händler. Diese Leute waren sicher keine ausgebildeten Kämpfer, aber man konnte jedem von ihnen ein langes und hartes Leben auf der Straße ansehen. Sie waren erfahren und wussten sich ihrer Haut zu erwehren. Ission konnte ein paar Dolche, Knüppel und sogar zwei kurze Schwerter erkennen, die griffbereit an Gürteln hingen. Wenn es hart auf hart kommen sollte, würde ihm wohl oder übel nur die Flucht bleiben.

Die Frau, die bis eben schweigend neben dem Bärtigen gestanden und Ission keinen Moment aus den Augen gelassen hatte, trat an den Sprecher heran. Sie war etwa in dessen Alter, vielleicht standen sie sogar im Bund der Travia, so vertraut wie sie wirkten. Genau wie die anderen war sie kräftig gebaut und von einem entbehrungsreichen Leben gezeichnet. Sie neigte ihren Kopf und schien ihrem Mann etwas zuzuflüstern. Dieser nickte mehrfach und verzog sein Gesicht zu einer nachdenklichen Mine. Schließlich löste sich die Frau wieder.

ISSION war innerlich gespannt wie der Bogen eines Jägers vor dem Schuss. Was ging hier vor? Er beschloss die Situation so schnell wie möglich aufzulösen.

„Ihr habt sicher noch einen weiten Weg vor Euch, daher möchte ich Euch nicht aufhalten.“ Ission trat einen Schritt in Richtung Stadt. „Und auch ich bin froh, wenn ich so schnell wie möglich eine warme Gaststube betreten kann.“ Er lächelte, war sich aber nicht sicher, ob man ihm seine Maske abkaufte.

„Wohlan denn“, sagte der Bärtige. „Möge Praios Euren Wege erhellen.“

Die Händler setzten sich wieder in Bewegung und auch Ission tat so, als wolle er zügig nach Eslamsroden kommen. Ein paar misstrauische Blicke wurden ihm noch hinterher geworfen, dann war die Gruppe hinter der nächsten Biegung verschwunden.

ISSION blieb nachdenklich zurück. Er würde etwas warten müssen, bevor auch er gen Firun aufbrach. Es musste ja nicht sein, dass er irgendwelchen Ärger mit diesen Leuten riskierte. Er wollte nichts von ihnen und somit war es besser, ihnen aus dem Weg zu gehen. Das sollte auch nicht weiter schwer sein. Schließlich würde er kaum schneller reisen als sie und so mochte es genügen, ihnen einen

tüchtigen Vorsprung zu gewähren. Da er es aber für ungünstig hielt mitten auf dem Weg stehenzubleiben, trat er wieder ein paar Schritte in den Wald und ließ sich auf einem sonnenbeschienenen Baumstumpf nieder.

Er stellte sein Bündel vor sich auf den weichen Waldboden, öffnete es und sah nach den erbeuteten Gefäßen. Wenn er schon zum Warten verdammt war, konnte er die Zeit auch sinnvoll nutzen.

Es waren elf Stück von verschiedener Machart und Form, wobei keines die Größe einer Faust überschritt. Die leichten Tücher in die sie gewickelt waren, verbargen nur wenig. Fünf waren aus wertvollem Glas oder Kristall gefertigt und zogen so Issions Aufmerksamkeit besonders stark auf sich. Er befreite eines davon aus seiner Umarmung und hielt es ins Licht.

Die Phiole war kunstvoll geschwungen und für sich alleine wohl schon viele Dukaten wert. Die Flüssigkeit im Inneren glitzerte im Licht der Sonne. Sie war völlig klar und man hätte sie wohl für Wasser halten können, wäre es nicht höchst ungewöhnlich gewesen Quellwasser in einem solchen Gefäß aufzubewahren.

Ission drehte die Phiole zwischen den Fingern und runzelte die Stirn. Er wusste um einige alchemistische Tinkturen, wobei der Blick alleine bei den wenigsten reichte, um sie zu erkennen. Vorsichtig zog er den Korken aus dem Fläschchen und roch daran. Sofort zuckte er zurück, als ihm der stechende Gestank von Alkohol in die Nase stieg. Er schüttelte sich, doch dann setzte er die Analyse fort. Behutsamer als zuvor nährte er sich der offenen Phiole. Alkohol, ganz klar, aber da war noch mehr. Es roch ein wenig ranzig und unter all dem erkannte er nach einer Weile den würzigen Duft von Alraune und Kairan. Das hier musste ein Elixier der Verwandlung sein!

In was es verwandeln konnte, blieb allerdings eine Überraschung. Es könnte vielleicht noch einmal nützlich werden. Zumindest war es wertvoll und im Notfall konnte man es gegen eine Menge Gold eintauschen. Jedenfalls, wenn man einen Händler fand, der um den Wert dieser Arbeiten wusste.

Ission ahnte jedoch, dass es im Umkreis von etlichen Meilen kaum viele solcher Händler geben mochte, und dass er wahrscheinlich einen davon vor wenigen Stunden selbst ermordet hatte. Er steckte den Korken wieder auf. Wie auch immer, es musste doch etwas dabei sein, dass ihm tatsächlich helfen konnte.

Er nahm ein weiteres gläsernes Gefäß aus dem Bündel. Es war viel einfacher gearbeitet als das erste und auch breiter. Er musste hier eine Art Vorratsgefäß vor sich haben, denn es enthielt sicher mehr als nur Stoff für eine Anwendung. Der Inhalt hatte eine rötlichbraune Färbung und bewegte sich äußerst träge, wenn man das Glas auf die Seite kippte. Ission ahnte bereits, worum es sich handeln musste und drehte den breiten Korken besonders vorsichtig heraus. Die Substanz roch nach schwerem Wein und geröstetem Kraut. Schlafgift. Schnell entdeckte er ein weiteres Gefäß, das anscheinend den gleichen Inhalt hatte.

Damit lies sich schon mehr anfangen, auch wenn es immer ein Risiko war, das Gift in das Essen oder die Getränke eines Opfers zu mischen. Theoretisch konnte man damit auch eine Klinge, zum Beispiel einen Dolch, vergiften, das barg allerdings noch größere Gefahren für ihn selbst. Mit dieser Menge sollten sich einige Menschen in den Schlaf schicken lassen. Wie viele genau, hing von der Potenz des Mittels ab.

Zwei Phiolen waren noch übrig. Der Rest sah unscheinbar aus. Fläschchen aus Ton oder stumpfem Metall. Darum

würde er sich als letztes kümmern. Ission griff die letzten Phiolen heraus. Auch sie waren hübsch anzusehen und sicher das Werk meisterhafter Glasbläser. Im Inneren schien sich aber auf den ersten Blick, genau wie bei der ersten Phiole, nur Wasser zu befinden. Völlig klar war die Flüssigkeit und Ission wollte sie schon, enttäuscht über noch mehr Verwandlungselixier, zurücklegen, da kam ihm ein Gedanke. Er erinnerte sich an noch einen magischen Trank, den man leicht mit dem ursprünglichsten aller Lebensspender verwechseln konnte. Der Zaubertrank. Richtig gebraut war dieses, das vielleicht mächtigste aller Elixiere, rein wie eine Bergquelle. Das Problem war nur, dass es auch keinen typischen Geruch hatte. Erkennen konnte man es nur an seinem Geschmack oder wenn man es in einem Labor untersuchte. Ission hätte auch einen hellseherischen Zauber weben können, doch wollte er seine Kraft zur Zeit möglichst nur im Notfall einsetzen. Für die Begegnung mit Ortosch, brauchte er jeden Funken magischer Energie.

So also öffnete er die Phiole und ließ ein paar Tropfen auf seinen Zeigefinger fallen. Er führte ihn an die Nase. Es war tatsächlich geruchlos. Gerade wollte er die Flüssigkeit probieren und hatte den Finger bereits an den Mund gefühlt, da hielt er inne und wischte sie schließlich energisch an seinem Umhang ab.

Was für ein Trottel war er? Es gab noch mehr alchemistische Werke, die hier in Frage kamen. Nachdem er bereits ein Gift gefunden hatte, war es nicht ausgeschlossen, ja vielleicht sogar wahrscheinlicher, dass auch das hier kein Zaubertrank, sonder tödliches Gift war. Zumindest von dem berühmten Purpurbliß hatte er gehört, dass man es weder riechen noch schmecken konnte. Wer wusste schon für welche niederhöllischen Tinkturen dies noch

gelten mochte? Hier verblieb er also bei einer Vermutung, das musste vorerst reichen.

Es blieben noch sechs weitere Behälter. Vier aus Ton, zwei aus Kupfer. Behutsam, aber mit weit weniger Ehrfurcht öffnete er alle der Reihe nach und untersuchte den Inhalt. Nach wenigen Minuten war er sich sicher, dass es sich in allen sechs Fällen um heilkräftige Tränke handelte, was seiner Stimmung einen tüchtigen Aufschwung verlieh. Damit lies sich Einiges anfangen.

Er verstaute die wertvolle Fracht wieder in dem Bündel und nahm etwas Brot heraus. Für einen Moment sah er den Laib schräg an, doch dann war er sich sicher, dass Damila ihr eigenes Brot bestimmt nicht vergiftet hatte.

Es würde ein schöner Tag werden, denn die wenigen Wolken, die er zuvor noch ausgemacht hatte, verzogen sich zusehends. Praios schien immer stärker von seinem Thron herab und wärmte Luft und Land sommerlich auf.

Nach einer Weile stand Ission auf, klopfte sich ein paar Brotkrumen vom Umhang und schulterte das Bündel. Die Händler müssten jetzt einen ausreichenden Vorsprung haben, so dass er ihnen nicht gleich wieder begegnen sollte. Dennoch wollte er vorsichtig sein. Da er sowieso keine Chance sah, Hundsgrab vor Sonnenuntergang zu erreichen, gab es auch keinen Anlass für besondere Eile.

Er machte sich also auf den Weg und schon bald war Es-lamsroden nicht mehr zu sehen. Auch die Geräusche und Gerüche der Stadt wurden schnell durch den Duft der Wildnis und den Klang der Tiere ersetzt. Wie erwartet hielt das Wetter und er kam gut und ohne Probleme voran.

Die Landschaft um ihn herum veränderte sich in den nächsten Stunden. Waren die Wiesen weiter im Süden saftig und die Felder üppig gewesen, wurde die Vegetation

immer karger. Es war nicht so, dass der Wald, durch den der Weg führte, lichter geworden wäre. Nein, er war im Gegenteil sehr dunkle und undurchdringlich, aber es gab mehr Nadeln als Blätter. Das Gras am Boden wirkte hart und unverwüstlich. Auch gab es immer häufiger Hügel, durch die sich der Weg hindurch schlängeln oder sie erklimmen musste. Hier und da traten gar Felsen aus der Erde und erinnerten daran, dass die mächtigen Zinnen des Finsterkammes nicht mehr weit waren. Sehen konnte man das Gebirge bisher nur als schemenhaften Schatten am Horizont, und auch das nur, wenn der Weg gerade über die Spitze eines Hügels führte.

Ission nahm all diese Eindrücke anders wahr, als auf seiner letzten Reise. Erst vor wenigen Wochen war er genau diesen Weg entlanggefahren, doch mit anderen Zielen. Er zog grimmig die Brauen zusammen. Damals hatte er seinen Stab noch besessen.

Unvermittelt stieg Wut in ihm auf. Der Stecken war ihm immer ein treuer Begleiter gewesen. Von dem Tage an, da er seinen Meister in Beilunk als frisch gebackener Adept verlassen hatte, war er immer an seiner Seite gewesen. Ission hatte ihn aus der Krone einer hohen Blutulme geschnitten und über viele Wochen bearbeitet und aufwendig verziert. Das abschließende Ritual, welches den Stab an den Zauberer binden und das Holz unzerstörbar machen sollte, würde er nie vergessen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl gehabt, wahrhaftige Magie zu erleben. Unzerstörbar. Ission blieb stehen. Er wiederholte den Gedanken. Der Stab hätte unzerstörbar sein sollen. Und doch war er es nicht gewesen.

Er ballte die Fäuste bis seine Knöchel die Farbe von frischem Schnee annahmen. Der Zorn wurde immer stärker und tobte in ihm wie ein unbändiger Sturm. Er atmete

schwer. Schließlich senkte er den Kopf. Er musste seine Wut unter Kontrolle bringen. Wenn er Rache wollte, dann war es zu gefährlich, blindem Jähzorn zu folgen. Nach einer Weile des inneren Kampfes gelang es ihm tatsächlich sich zu beruhigen.

Als sein Geist wieder klar war, kam ihm ein eigentümlicher Gedanke. Völlig unerwartet fragte er sich zum ersten Mal seit langer Zeit, ja, vielleicht überhaupt zum ersten Mal, ob er seinen Plan weiterverfolgen sollte. War es nicht Brogg gewesen, der seinen Stab zerstört hat? Der Söldner war bereits tot. Ission ging langsam weiter.

Objektiv betrachtet war seine Rache also schon getan und doch fühlte er immer wieder Wut in sich. Er zuckte mit den Schultern. Wenn er den Zwerg getötet hatte, würde er wissen, ob ihn dieser Weg zu seinem geistigen Gleichgewicht zurückführt. Vielleicht würde es auch genügen ihm sein Liebstes zu nehmen. Gleiches mit Gleichem vergelten. Ission lächelte finster. In der Gaststätte wird sich sicher etwas finden lassen, das dem alten Veteranen soviel bedeutete wie ihm sein Stab. So oder so, mussten nun Taten folgen, denn Gedankenspiele allein brachten ihn nicht weiter.

Die nächsten Stunden wanderte er ruhig vor sich hin, bis etwas am Wegesrand seine Aufmerksamkeit erregte. Ein Trampelpfad führte rechter Hand ab und verschwand zwischen hohen Bäumen. Ission blieb stehen und legte die Hand ans Kinn. Er erinnerte sich an diese Stelle. Dort lag ein kleiner Bach, an dessen Ufer es sich vortrefflich rasten ließe. Er hatte damals hier nur frisches Wasser für sich und sein Pferd geholt, aber er sah die kleine Wiese neben dem Bach noch deutlich vor sich. Der Tag war mittlerweile weit vorangeschritten und etliche Meilen überwunden. Es

sprach also nichts dagegen die Reise für heute zu beenden.

Wenig später hatte Ission den Lagerplatz erreicht. Schnell erkannte er, dass hier öfter Reisende herkamen. Eine große Feuerstelle, umrundet von dicken Steinen, war in der Mitte der Wiese angelegt worden. Sie sah aus, als hätten in ihr schon unzählige Feuer dem Wanderer die Nacht erwärmt. Auch war das Gras an vielen Stelle heruntergetreten und zum Bach hin gab es einen weiteren, kurzen Trampelpfad.

ISSION setzte sich auf einen der Baumstämme, die um die Feuerstelle herum gelegt worden waren. Missmutig sah er auf die dunkle Asche. Soviel mächtige Magie er auch zu wirken im Stande war, Feuer konnte er nicht machen. Jedenfalls nicht mehr. In diesen Dingen hatte er sich immer auf seinen Stab verlassen können. Hastig stand er auf. Er wollte sich nicht schon wieder in trüben Gedanken verlieren. Es war Sommer und er würde die Nacht auch so überstehen können.

Er sah auf sein Bündel hinab, dass er neben dem Stamm abgelegt hatte. Kurzenschlossen zog er eine der kleinen Tonflaschen heraus. Sein Körper war geschwächt von den Strapazen der letzten Tage. Die Dolchwunde hatte er zwar geheilt, aber er fühlte, dass er eigentlich mehrere Tage Ruhe gebraucht hätte, um sich völlig davon zu erholen. Aber wozu hatte ihm das Schicksal diese Tränke zugespielt? Entschlossen entkorkte er die Flasche und trank sie in einem Zug aus.

Das Gebräu glitt seine Kehle hinab. Wie ein heilendes Feuer breitete es sich aus, kroch jede Ader entlang, bis die Hitze schließlich seinen ganzen Körper erfüllte. Ission spürte, wie die Lebenskraft innerhalb weniger Augenblicke zu ihm zurückkehrte. Er fühlte sich jung wie der Mor-

gen und standfest wie eine alte Eiche. Das war ein mächtiger Trank gewesen! Diese Tinktur hätte sicher einen Sterbenden aus Golgaris Krallen reißen können.

Voll Überschwänglichkeit warf er das Fläschchen davon und streckte sich. Warum rasten? Für ein paar Stunden würde Praios noch vom Himmel leuchten und auch danach konnte er den Weg wahrscheinlich noch gut genug erkennen. Er lief zum Bach, nahm einen kräftigen Schluck und füllte den Wasserschlauch, den er von Damila gestohlen hatte.

Jetzt würde der Rest des Weges kein Problem mehr sein. Wenn er die Nacht hindurch reiste, könnte er die Händler vielleicht überholen, ohne dass sie ihn bemerkten. Dann wäre er nicht mehr darauf angewiesen, immer auf sie zu achten.

Die Wirkung des Tranks war wirklich erstaunlich stark. Selbst, als er wenige Minuten später wieder auf dem Weg war, spürte er noch lange das angenehme Brennen im Körper. Wenn jeder seiner erbeuteten Heiltränke so war, musste Damila dafür einen stolzen Preis bezahlt haben.

Ission schritt tüchtig aus. Er hatte sich einen Stecken von einem Baum geschnitten und ihn ein wenig mit dem Dolch bearbeitet. Wäre seine Robe nicht noch immer blutbesudelt gewesen, man hätte ihn jetzt für einen fröhlichen Wandersmann gehalten, der im Sinne der Götter unterwegs war.

Gute drei Stunden lief er dahin, hauptsächlich mit angenehmen Gedanken an bessere Zeiten beschäftigt, und hatte noch keine Spur der Händler oder ihrer Wagen entdeckt. Sie mussten später aufgestiegen und dann schneller vorangekommen sein als er.

Schließlich kündigte sich die Nacht an. Es wurde rasch dunkler und Ission begann die Belastung in den Beinen

zu spüren. Auch war die den Geist berausende Wirkung des Trankes verfliegen. Müdigkeit und Erschöpfung machten sich breit. Er ertappte sich bei dem Gedanken einfach gleich noch einen Heiltrank zu nehmen, doch das wäre unvernünftige Verschwendung gewesen.

Als er begann nach einem Plätzchen für die Nacht zu suchen, vernahm er plötzlich Stimmen. Er blieb stehen und lauschte. Sie kamen aus dem Wald. Zwei Menschen unterhielten sich. Doch so sehr er sich auch anstrengte, er verstand nichts von dem, was sie sagten. Es mussten die Händler sein. Er zögerte kurz, dann beschloss er sich besser darüber zu vergewissern.

In geduckter Haltung schlich er in den Wald und näherte sich den Stimmen. Nachdem er in den Schatten der Bäume eingetaucht war, so dass man ihn vom Weg aus nicht mehr sehen konnte, legte er sein Bündel ab. Es würde ihn nur behindern. Er sah sich um, und prägte sich die Stelle genau ein. Dann schlich er, den frischen Stecken in alter Gewohnheit wie eine Waffe vor sich haltend, weiter.

Der Wald war noch immer wach. Überall hörte man Tiere und das Knacken von Ästen. Zwar war es viel leiser als bei Tage, doch es sollte reichen, um ihm etwas Deckung zu geben. Er war wesentlich besser im Schleichen, als viele seiner Kollegen. Stets hatte er sich über das Bild des ungeschickten Magiers geärgert, dass sich in den Köpfer der einfachen Menschen eingebrannt hatte. Ein Zauberer musste nicht per Definition körperlich unzulänglich sein. Sein Vorbild waren in diesem Punkt oft die Elfen gewesen. Sie vereinten hohe magische Kunst mit nahezu perfekter Körperbeherrschung. Zwar wäre er nie so vermessend gewesen, sich mit ihnen zu vergleichen, aber für einen Magier schlug er sich gut in diesen Dingen. Das er mittlerweile ein viel mächtigerer Zauberer geworden war,

als es die meisten Elfen dieses Zeitalters wurden, erfüllte ihn ebenso mit Stolz.

Wenig später konnte er zwischen den rauen Stämmen der Kiefern Feuerschein erkennen. Vorsichtig näherte er sich weiter und bald konnte er zwei Gestalten ausmachen, die neben einem niedrigen Lagerfeuer saßen und sich unterhielten. Es waren tatsächlich die Händler. Der Bärtige und seine Frau hielten offenbar die erste Wache. Alle anderen lagen bereits unter ihren Decken und schliefen.

Die Wagen standen etwas abseits in Richtung des Weges, die Pferde waren mit langen Leinen daneben angebunden. Jetzt konnte Ission auch erkennen, warum sie hier waren. Das Lager lag in einer natürlichen Senke und von hier aus führte eine Schneise durch den Wald. Sie endete allem Anschein nach am Weg. Gleichzeitig konnte er das leise Plätschern des Baches vernehmen, der hier offenbar erneut dem Weg nahe kam. Die Bäume standen an der Kuppe der Senke sehr dicht und boten so guten Sicht- und Windschutz. Hätten sich die beiden nicht so laut unterhalten, er wäre wohl an ihnen vorbeigelaufen, ohne sie zu bemerken.

Nach einer Weile zog Ission sich wieder zurück. Er hatte schließlich nichts mit diesen Leuten zu schaffen. Gleichzeitig spürte er immer mehr, wie müde er eigentlich war. Offensichtlich hatte der Trank ihn seine Kräfte falsch einschätzen lassen.

Kaum hatte er sein Bündel erreicht, sank er auch schon auf den Waldboden. Er lehnte sich gegen einen umgestürzten Baum und stellte das Bündel neben sich. Es würde keine angenehme Nacht werden, aber schon Morgen könnte er wieder in einem echten Bett schlafen, wenn die Götter es so wollten.

Als Ission erwachte, war es stockdunkel. Irritiert blickte er in die Finsternis, denn er wusste nicht, was ihn aus dem Schlaf gerissen hatte.

Ruhig blieb er sitzen und lauschte. Etwas stimmte nicht. Jemand war hier. Jemand anderes, außer ihm und den Händlern. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Vorsichtig hob er den Stecken auf, der neben ihm lag und hielt ihn vor seine Brust.

Plötzlich nahm er eine Bewegung wahr. Er sah schemenhafte Gestalten, die, nur wenige Schritte entfernt, durch das Unterholz schlichen. Doch sofort nach dem ersten Schrecken erkannte er, dass sie nicht zu ihm kamen. Sie schienen ihn nicht einmal bemerkt zu haben.

Wenige Augenblicke später waren sie schon nicht mehr zu sehen. Ission hatte sie nicht zählen können, aber er schätzte ihre Zahl auf ein halbes Dutzend, vielleicht mehr. Ihr Ziel schien klar. Sie mussten das Feuer der Händler gesehen haben und wer sich daraufhin in dieser Weise durch den Wald drückte, der hatte sicher nicht vor höflich nach Gastfreundschaft zu fragen.

Isson ließ noch einen Moment verstreichen, dann packte ihn die Neugier und er machte sich daran sie zu verfolgen. Das Bündel nahm er mit sich. Kaum hatte er sich erhoben, da zerrissen Schreie die Nacht. Grausiges Gebrüll drang durch die Bäume, dicht gefolgt von einem ängstlichen Aufschrei.

Rufe und Kampflärm flogen Ission entgegen, und ließen ihn seine Schritte beschleunigen. Metall klirrte und Pferde wieherten. Kurz vor der Lichtung hielt er an und versteckte sich hinter einer Baumgruppe.

Sechs Angreifer konnte er ausmachen. Vier Männer und zwei Frauen. Sie sahen heruntergekommen und furchterregend aus. Ihre Gesichter hatten sie mit Kohle geschwärzt und in ihren Augen lagen Wut und Gier. Mit Knüppeln und Dolchen drangen sie auf die Händler ein, die sich Rücken an Rücken um das Feuer gestellt hatten. Erst jetzt sah Ission, dass dort nur vier Männer und Frauen um ihr Leben fochten. Der Fünfte lag bereits in seinem Blut, über ihm der finsterste der Räuber. Der kräftige Mann zog gerade seinen Säbel aus der Leiche. Offenbar hatten sie ihn noch im Schlaf überrascht.

Sechs gegen vier. Das würde übel ausgehen für die Händler. Sie sahen zwar wehrhaft aus und zwei von ihnen trugen die Kurzschwerter in Händen, aber die Überzahl und die Entschlossenheit der Räuber würde triumphieren. Zumindest ging Ission davon aus. Dennoch hatte er nicht vor sich einzumischen. Jedenfalls jetzt noch nicht.

„Lasst uns in Ruhe, ihr Hunde! Bei den Zwölfen, verflucht sollt ihr sein!“, rief der Bärtige mit dem Ission früher am Tag gesprochen hatte. Mittlerweile standen sich beide Gruppen lauernd gegenüber. Die Händler waren eingekreist und die Räuber warteten auf ihren Anführer.

„Oh, wir werden euch in Frieden lassen“, antwortete dieser höhnisch und kam näher. „Wenn wir all eure Haben an uns genommen und eure toten Körper als Warnung für andere auf die Straße geworfen haben! Mit Baros dem Blutigen ist nicht zu spaßen!“ Er verzog sein vernarbtes Gesicht zu einer grausigen Grimasse. „Solltet ihr euch allerdings ergeben wollen, werden wir zumindest die Weiber verschonen.“

„Ha!“, rief die Frau neben dem Bärtigen. „Wie gnädig! Kommt her, wenn Ihr euch traut!“ Sie hob ihr Kurzschwert und sah den Anführer der Räuber scharf an.

„Genug!“, brüllt er. „Erschlagt auch das Weib! Es kommen noch andere, die leichter zu zähmen sind.“ Mit dem letzten Wort auf den Lippen sprang Baros vor. Er hieb mit seine Klinge nach dem Sprecher der Händler. Gleichzeitig griffen die übrigen Räuber an.

Der Kampf dauerte nicht lange. Ission sah, wie ein Händler nach dem anderen unter Baros Säbelhieben fiel. Aber auch die Angreifer blieben nicht ohne Blutzoll. Die jüngere Frau und einer der anderen Räuber zogen sich üble Stichwunden zu, als sie die Verteidiger zu stürmisch angingen. Schließlich lagen alle Händler, abgesehen von der Frau mit dem Kurzsword, am Boden. Auch sie war mehrfach getroffen worden, hielt sich aber noch auf den Beinen. Verzweifelt sah sie von Gegner zu Gegner und umklammerte ihre Waffe mit beiden Händen.

Baros machte eine ausladende Geste mit der Linken, so als wolle er einen Vorhang zur Seite schlagen. „Haltet euch zurück!“, rief er. „Die werd' ich mir allein vornehmen.“ Seine Mannen wichen zurück und er trat auf die Frau zu. „Keine Angst! Ich werd' dich nicht töten. Jedenfalls nicht, bevor ich nicht meinen Spaß mit dir hatte! Wehrhaften Weibern kann ich nicht widerstehen!“

ISSION sah der Frau an, dass sie etwas erwidern wollte, doch die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Plötzlich fühlte er sich an Damila erinnert. Nur jetzt wurde seine Sicht auf die Dinge nicht durch unbändigen Hass getrübt. Sein Jähzorn schlummerte tief und gab so den Weg frei für ein lange ignoriertes Gefühl. Mitleid.

„Haltet ein!“, rief er und trat aus seinem Versteck. „Lasst diese Leute in Frieden!“ Er stand aufrecht am Rand des Lagers, den Stecken in selbstsicherer Geste neben sich, wie einst den Magierstab. Überlegen. Plötzlich ging eine Veränderung in ihm vor. Es war berauschend endlich wieder

zu spüren, was er war. Mächtig. „Lauft davon, solange ich es Euch und Eurem Haufen noch erlaube!“ Sein weißes Haar mit den silbrigen Strähnen hing ihm unordentlich über die Schultern und leuchtete im Kontrast gegen den finsternen Wald.

Die Räuber waren für einen Moment sichtlich erschrocken, nur Baros überwand dies schnell. Er drehte sich um und sah den Magier entsetzt an. „Wo kommst du denn her?“, polterte er. „Seit wann laufen in diesem Wald so viele Verrückte herum?“ Als Ission nicht reagiert, trat der Räuber auf ihn zu. „Ihr passt mir auf die Hübsche auf, während ich mich kurz um diesen dahergelaufenen Helden kümmer“, sagte er über die Schulter und schwang den Säbel. Anstatt zurückzuweichen riss Ission die Linke hoch. „*Fulminictus*!“, donnerte er und sofort entlud sich der magische Angriff in Baros Kopf. Blut schoss ihm aus der Nase. Er ging in die Knie und der Säbel fiel dumpf zu Boden. Stöhnend tastete er nach seinem Kopf. Als er sich taumelnd erheben wollte, hieb Ission ihm seinen Stab mit aller Kraft über den Schädel. Das Holz knackte. Baros kippte zur Seite, wie ein gefällter Baum und blieb reglos liegen.

Der Rest der Bande hatte das kurze Schauspiel mit offenen Mündern verfolgt. Nachdem ihr Anführer ausgeschaltet war und Ission Anstalten machte sich ihnen zuzuwenden, flüchteten sie in heilloser Panik.

„Danke“, kam über die Lippen der Frau. Ihre Stimme war kraftlos, so als würde auch sie nicht mehr lange bei Bewusstsein bleiben.

Ission winkte ab. Er wusste selbst nicht genau, warum er das getan hatte. Sicher, es hatte ihm Freude bereitet diesem Geschmeiß zu zeigen wer der Stärkere war, aber seine Kraft war für anderes Gedacht. Er sah zu der Frau hin-

über. Ihre Verletzungen waren schwer. Sie würde daran sterben. Für die anderen Händler kam ohnehin schon jede Hilfe zu spät.

Da kam es wieder. Er wandte den Blick ab und dennoch konnte er sich nicht davor verschließen, dass sie ihm Leid tat. Was machte das Schicksal nur mit ihm? Wo waren Selbstdisziplin und Prinzipientreue geblieben? Er schüttelte den Kopf und holte sein Bündel aus dem Unterholz. Schnell war eines der übrigen Tonfläschchen gefunden.

„Hier.“ Er drückte es der Verletzten in die Hand. „Trinkt das, bevor ich es mir anders überlege! Und dann verschwindet von hier.“

Ohne noch einmal nach ihr zu sehen, ging Ission zu den Pferden. Die Tiere waren aufgeregt, aber er war geübt im Umgang mit ihnen, hatte er doch selbst lange eines besessen. Mit scharfem Blick wählte er ein gutes aus und band es los. Auch Decke und Sattel waren schnell gefunden. Er führte das Pferd zum Weg, redete ihm noch einmal gut zu und stieg dann auf.

So schnell er konnte, ritt er davon. Nicht nur fort von den Räubern und der Frau, nein, in dieser Nacht auch vor sich selbst.

Kapitel 9 – Im Lichthag, 27. Rondra 1024 B.F.

Am Abend des dritten Tages nach Issions Flucht aus Es-lamsroden, lag sein Ziel zum greifen nah. Nach der Begegnung mit den Räuber war er noch fast die ganze Nacht geritten und dann voller Erschöpfung neben dem Weg eingeschlafen. Tags darauf erreichte er Hundsgrab. Dort gönnte er sich eine längere Rast und nutzte die Zeit, um seine Robe waschen und nähen zu lassen. Da er den Schneider überaus gütig entlohnte, war die Arbeit schon bis zum Mittag getan. Auch seinen Körper versetzte er wieder in einen ansehnlicheren Zustand.

Zwar hatte das Nest seinen Namen zu Recht, denn hier lag in der Tat der sprichwörtliche Hund begraben, es gab aber dennoch alles, was er derzeit benötigte. Er konnte dem gestohlene Pferd sogar gutes Futter kaufen. Schlussendlich hatte er dem örtlichen Krämer noch einen stabilen Kampfstab abgekauft. Nur mit dem Dolch bewaffnet fühlte er sich nicht wohl.

So hatte er sich schließlich, frisch wie Reiter und Ross nun waren, kurz nach Mittag an die letzten Meilen des Weges gemacht. Das Pferd erwies sich überdies als sehr gute Wahl. Schnell hatte es den Magier als neuen Herren akzeptiert und leistete ihm gute Dienste. Er kam bedeutend schneller voran, als damals mit seinem Wagen und so war er sich sicher gewesen, das Gasthaus noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen.

So war es schließlich auch gekommen.

Kurz vor dem Ziel, Praios berührte gerade erst die Spitzen des Finsterkammes, zügelte er sein Pferd. Er wollte nicht in Eile ankommen. Gerade hatte er eine Waldinsel durchquert und konnte das Gasthaus schon in der Ferne sehen. Das zweistöckige Gebäude lag neben einem Bach, im

Schatten der untergehenden Sonne. Der untere Teil war aus großen Steinen gemauert, das Obergeschoss nach Art des Fachwerks errichtet. Die Lichter hinter den kleinen Fenstern brannten bereits.

Einsam stand es da, und dennoch war die Lage gut gewählt, denn in beide Richtungen des Weges bräuchte man zu Fuß etwa einen Tag, um zum nächsten Ort zu gelangen. So war dieser Platz zur Rast mehr als willkommen. Dass der Gasthof darüber hinaus für sein gutes Bier bekannt war, hatte Ission in Hundsgrab gehört.

Als er näher kam, drangen aus den offenen Fenstern Stimmen zu ihm herüber. Er stieg ab und ging die letzten Schritte zu Fuß. Sein Pferd band er an den Balken, die zu eben diesem Zweck neben einer Tränke aufgestellt worden waren. Kurz überlegte er, ob es zu gewagt wäre das Bündel hier zu lassen. Die wertvollen Tränke trug er seit der Rast in Hundsgrab in einer Flachen Tasche am Körper. So waren sie sicherer, egal wie unbequem das auch war. In dem Bündel, von dem er sich nicht hatte trennen wollen, bewahrte er nur noch Proviant und den Paramantus auf.

Er sah sich um. Weit und breit war die nächtliche Landschaft menschenleer. Schließlich entschied er, das Bündel am Sattel zu lassen, wo es auch bisher gehangen hatte. Lange wäre er ohnehin nicht fort.

Er ging auf die Tür zu. Über dem Eingang hingen zwei kunstvoll geschnitzte Drachen. In der herrschenden Dunkelheit waren sie nur schwer zu erkennen, alleine ihre Form hob sich deutlich gegen den Lichtschein aus dem Haus ab. Zackig und tiefschwarz hockten sie dort wie zwei uralte Wächter. Ission blieb einen Moment stehen und sah zu ihnen hinauf. Drachen standen für Macht und Weisheit, konnten aber auch als Zeichen des Bösen gese-

hen werden. Das hing schwer davon ab, wen man fragte. Eine Eigenschaft würde aber wohl niemand jenen Wesen absprechen. Mut.

Ission lächelte. Wie passend. Sich feige anzuschleichen, war heute Nacht nicht Teil seines Plans. Er würde dem Zwerg direkt gegenüberreten und diese Sache hier und jetzt aus der Welt räumen. Es sollte ein Leichtes sein ihn mit einem Beherrschungszauber zu kontrollieren, sobald er dicht genug heran war. Alles andere würde sich dann ergeben.

Auf der Schwelle angekommen, zögerte er noch einmal. Was, wenn ihn auch diese Tat nicht weiterbringen konnte? Was, wenn auf Rache erneut Leere folgt?

Energisch zog er die Kapuze seiner Robe tief ins Gesicht und senkte den Kopf. Er betrat den Schankraum.

Wohlig warme Luft, die nach gutem Essen duftete, empfing ihn. Doch er war nicht auf der Suche nach Traviass Gaben.

Rasch sah er sich nach dem Zwerg um und war enttäuscht. Hinter dem Tresen stand nur ein junger Bursche von vielleicht sechzehn Sommern. In einer Ecke des Raumes lag eine Treppe, die den Aufstieg nach oben ermöglichte und mehrere Türen führten in die Tiefe des Hauses. Eine davon stand offen. Von dort drang das Klappern von Töpfen und das Prasseln von Feuer in den Schankraum. Die Küche. Ortosch musste dort sein. Der obere Teil eines solchen Hauses war typischer Weise mit den Zimmern für die Gäste belegt.

Abgesehen von dem Burschen waren nur vier weitere Personen im Raum. Sie saßen um einen runden Tisch versammelt und sahen kurz auf, als der Magier hereinkam, steckten jedoch schnell wieder die Köpfe zusammen.

Gefährlich sahen sie aus. Alle waren kräftig gebaut und trugen lederne Rüstungen. Die Haare waren bei jedem militärisch geschoren und Armen und Hälse mit düstere Hautbilder verziert. Auf dem Tisch neben ihnen, hatten sie ein beachtliches Waffenarsenal abgelegt. Ission konnte in dem Haufen mehrere lange Schwerte erkennen, aber auch eine mächtige Streitaxt und zwei Schilde lagen dabei. Auf der Spitze dieser Sammlung thronte ein Bogen, der zusammen mit mehr als einem Dutzend Pfeile in einem Köcher steckte. Unter dem Tisch fanden sich vier Helme und ebenso viele schwere Rucksäcke. Es waren wahrscheinlich Söldner, bezahlte Kämpfer.

ISSION wollte sich ob dieser Erkenntnis schon wieder zurückziehen, da drehte sich einer der Männer erneut zu ihm um.

„He, Ihr da!“, rief er. „Was schaut Ihr uns so verschlagen an? Noch nie echte Männer gesehen?“

Die anderen begannen zu lachen und prosteten sich zu. Auch der Sprecher hob jetzt seinen Humpen vom Tisch, nahm einen tiefen Zug und stand auf. Offenbar waren sie schon eine ganze Weile beim Zechen, jedenfalls wirkte er etwas unsicher, als er den ersten Schritt auf Ission zu tat.

„Oder habt Ihr etwas zu verbergen? Seid ein entlaufener Mordbube, auf den ein hübsches Sömmchen ausgesetzt ist?“ Er grinste und kam näher.

ISSION war für einen Moment wie versteinert. Das war doch nur ein unbedachter Ausspruch, oder? Nein, er wurde nicht gesucht, jedenfalls nicht hier. So schnell würde man keine Boten in das Umland schicken, nur weil ein unbedeutendes Weib getötet worden war. Aber es war im Grunde egal, ob der Söldner es ernst meinte oder nicht. Offenbar war ihm langweilig und nun hatte er etwas gefunden, das ihn und seinen Haufen amüsierte.

Ission überlegte fieberhaft, was er tun sollte. Der Söldner war unterdessen heran und packte ihn unsanft am Arm. Er überragte den Magier um einen ganzen Kopf und war so breit und massig, dass er nun die Sicht seiner Kameraden auf die Tür und den abendlichen Besucher völlig versperrte.

„Ich hab Euch was gefragt“, sagte der Söldner bedrohlich leise und verstärkte den Druck seiner Hand.

Ission zog sich mit der freien Hand die Kapuze vom Kopf und sah seinem Gegenüber tief in die Augen. „*Bannbaladin*“, murmelte er so leise, dass nicht einmal sein Opfer ihn verstehen konnte. Der Zauber begann sofort, sich seinen Weg durch den vom Bier weichgemachten Geist des Söldners zu bahnen. Ohne großen Widerstand durchbrach Ission die Pforten zu seinem Verstand und siegte über seinen Willen. Nach wenigen Augenblicken löste der Mann sich von Ission und sah ihn irritiert an.

Der Magier grinste und bot ihm die Hand. „Ihr hier?“, sagte er lauter als nötig. „Lange haben wir uns nicht mehr getroffen, alter Freund! Ich bin sehr erfreut Euch wiederzusehen! Erkennt ihr mich nicht?“

Die Verwirrung wollte nicht recht aus des Söldners Antlitz weichen. Doch als er die Hand des Magier packte und kräftig schüttelte, begann auch er zu lächeln.

„Doch, doch!“, bekräftigte er nach kurzem Zögern und nickte. „Das muss eine Ewigkeit her sein, dass wir uns begegnet sind! Kann mich gar nicht mehr daran erinnern, wo ich Euch das letzte Mal gesehen habe. Verzeiht mir bitte!“

Ission winkte ab. „Macht Euch nichts draus. Es sind wilde Zeiten und es ist in der Tat schon viele Jahre her, dass wir zusammen gefochten haben.“

„Kommt doch zu uns!“, forderte ihn der Söldner auf. „Es gibt hier wirklich gutes Bier.“ Er lachte und begann Stück um Stück seine Selbstsicherheit zurück zu gewinnen.

Ission folgte der Einladung gerne. Die Wirkung seines Zaubers würde zwar nicht die ganze Nacht anhalten, aber er hatte genug Zeit, damit ihm die Söldner bei seiner Rache nicht im Weg waren. Vielleicht konnten sie ihm sogar nützlich sein.

Sie kamen zum Tisch, wo die anderen Männer sie mit skeptischen Blicken empfingen. Jetzt würde es noch einmal brenzlig werden.

„Was bringst du uns diesen alten Kauz an den Tisch, Goran?“, fragte einer von ihnen abschätzig. „Ich dachte du wolltest ihm die neugierige Nase brechen!“

„Frag nicht so dumm, du Sumpffranze! Das ist kein alter Kauz, sonder ein guter Freund von mir. Ich hab ihn nur nicht sofort erkannt. Also zeigt ein bisschen Respekt vor...“ Ission hatte diesen Moment erwartet und half nach, bevor die Pause drückend werden konnte. „Ranakus, von Punin“, sagte er und verbeugte sich. Der Name war zwar nicht besonders kreativ, dafür, dass er auf die Schnelle erdacht war, aber durchaus brauchbar und glaubhaft.

„Ich bin ein großer Zauberer und tatsächlich ein langjähriger Freund des guten Goran hier.“ Ission lächelte und klopfte Goran auf die Schulter. Alles lief wie am Schnürchen. „Er war schon immer etwas vergesslich, aber lassen wir das. Ich darf mich setzen?“

„Sicher!“, rief Goran, der offenbar froh war über die eigenmächtige Vorstellung des Magiers. „Los, macht etwas Platz, Männer!“

Die Söldner nickten zustimmend. Einer von ihnen zog einen der leeren Stühle heran, von denen es zur Zeit ge-

nug gab, und bot ihn Ission an. „Ein Freund von Goran ist auch ein Freund von uns.“

„Wir haben uns bestimmt damals an der Trollpforte gesehen, als ich noch bei der Greifenfurter Landwehr war“, sagte Goran, nachdem er sich wieder auf seinem Platz niedergelassen hatte. „Ich kann mich nicht mehr an viel aus jenen Tagen erinnern, aber es gab einige Zauberer in unseren Reihen.“ Er sah Ission mit einem kaum zu deutenden Ausdruck an. „Doch lasst uns besser nicht von dieser Schlacht sprechen“, setzte er seine Rede nach einem Moment fort. „Sonst verhagelt es uns noch die Stimmung!“ Er klopfte Ission auf die Schulter und lächelte gequält. „Außer uns hatte nicht viele das Glück, dort heil heraus zu kommen.“

Trotz Gorans Appell rannen die nächsten Augenblicke in andächtigem Schweigen dahin. Ission erkannte in den Gesichtern der Söldner, dass jeder mit seinen eigenen Dämonen zu kämpfen hatte. Die Situation drohte zu kippen, doch dann wurde mit lautem Gebrüll eine neue Runde Bier bestellt. Die Anspannung fiel von den Männern ab, wie der späte Schnee vom Dach, wenn es endlich zu tauen beginnt.

Nachdem der Schankknecht die Humpen gebracht hatte, prosteten die Söldner sich zu und auch Ission versuchte sich so gut es ging anzupassen. Er nahm eine Schluck und war überrascht, wie angenehm das Gebräu schmeckte. Nach ein paar weiteren Zügen hatten die Männer wieder angefangen sich über Praios und Dere zu unterhalten. Bis auf Goran warfen die anderen ihm immer mal wieder einen misstrauischen Seitenblick zu, blieben aber friedlich. „Sagt“, begann Ission und neigte sich zu Goran. „habt ihr den Wirt gesehen? Ich müsste etwas ernstes mit ihm besprechen.“

„Den Wirt? Ich dachte der Bursche da ist das.“ Er deutet auf den Tresen. „Sonst läuft hier noch eine Zwergin herum, aber ich glaube die ist für die Küche zuständig. Ach, und eine Magd hat unsere Pferde in den Stall hinterm Haus gebracht. Sie wird sicher noch damit beschäftigt sein, sich um sie zu kümmern. Ich weiß nicht, ob noch jemand hier arbeitet. Wir sind selbst erst vor etwas mehr als einer Stunde angekommen. Aber wartet, Freund, das haben wir gleich.“ Goran hob die Hand und drehte sich um. „He da, Bursche, komm heran!“

Der Schankknecht näherte sich. Trotz seines zarten Alters und der bedrohlich wirkenden Gäste trat er sicher auf, was Ission beeindruckte.

„Ja, meine Herren?“

„Wo ist der Wirt?“, fragte Goran, ohne Umschweife.

„Oh, der Herr Ortosch ist vor ein paar Tagen nach Dunkelbach gereist. Er wollte eigentlich schon lange zurück sein, aber dann ist etwas geschehen.“ Er senkte den Kopf.

„Wir wissen nichts Genaues.“

„Was wisst ihr?“, warf Ission ein.

„Er wurde gefangengenommen. Es waren Bannstrahler! Sie haben ihn und andere aus dem Dorf in Ketten gelegt, sagt man. Ein paar der Dörfler sind vor Kurzem hier gewesen und haben uns davon berichtet. Sie haben erzählt, dass sie aus dem Dorf vertrieben wurden und jetzt alle in Beldenheim sind. Der Baron hat angeordnet, dass sie dort zu warten haben, bis die Bannstrahler etwas anderes erlauben. Der Herr Ortosch, der Geweihte des Dorfes und noch ein paar andere sollen sogar im Kerker der Burg liegen.“

ISSION hob überrascht die Brauen und legte die Hand ans Kinn. „Das heißt, dass ein paar sich nicht daran gehalten haben. Sonst wüsstest du ja nichts davon.“

Der Knecht wich dem Blick des Magiers aus, nickte dann aber. „Bitte verratet mich nicht an die Ritter!“ Er sah ängstlich auf.

„Nein“, gab Ission milde zurück. „Das musst du nicht befürchten.“

„Haben wir das Geheimnis also gelöst“, schaltete Goran sich ein. „Der Herr des Hauses ist nicht zugegen und hat seine ganz eigenen Probleme. So ein Ogermist.“

„Allerdings.“

„Nun, wir werden dann nicht lange hier bleiben.“ Er zuckte mit den Schultern. „Gibt nichts mehr zu tun für unsere Schwerter. Die Ritter von denen der Junge gesprochen hat, haben wohl auch uns einen Strich durch die Rechnung gemacht.“

Goran nahm einen tiefen Schluck Bier und warf den leeren Humpen über die Schulter. Donnernd schlug er auf dem hölzernen Boden auf und rutschte unter lauten Geklapper weiter, bis er unter einem Tisch liegenblieb.

„Wie das?“, fragte Ission.

„Ach, wir waren hinter einem Mörder her. Jemand hat einen Agenten der KGIA gemeuchelt. Sein Kopf ist den hohen Herren nun zwanzig Goldstücke wert.“

„Schon zwanzig?“, sagte Ission zu sich selbst. Doch er hatte viel zu laut gesprochen, als dass ihn nicht jeder am Tisch gehört hätte.

„Ihr wisst davon?“

„Was? Ja, ja!“ Er verfluchte sich für diese Unbeherrschtheit.

„Habe davon gehört. Aber auf dem letzten Steckbrief las ich etwas von zehn Goldstücken. Daher meine Verwundung.“

„Uns versprach man zwanzig. Nun, wie auch immer, Ihr könnt Eure Pläne ebenso ändern. Sie werden den Wirt sicher nicht so bald herauslassen.“ Goran schlug unvermit-

telt mit der Faust auf den Tisch und Ission erschrak. „Verdammt! Und ich hab euch gesagt, dass meine Informationen richtig sind. Er versteckt sich hier. Eine Rote Bannstrahler rückt nicht auf einen bloßen Verdacht hin aus.“

Was ging hier vor? Ission dachte angestrengt nach. Es hatte sich einiges geändert. Einer Gruppe Ordensritter wollte er unter keinen Umständen in die Hände fallen. Aber seine Rache einfach so aufgeben, kam auch nicht in Frage. Dass die Bannstrahler nur wegen eines Mannes hier waren, glaube er unterdes keineswegs. Sie waren nicht hinter ihm her, die Söldner hingegen schon. Immerhin gab es offensichtlich keine Beschreibung von ihm, sonst wären sie sogleich über ihn hergefallen. Er sah in die Runde.

Lange würde sein Zauber nicht mehr halten und dann sollte er besser hier verschwunden sein. Es hieß also möglichst bald den geordneten Rückzug anzutreten. Er saß noch eine Weile bei seinen neuen Freunden, die sich schon nicht mehr um die neusten Entwicklungen kümmerten. Schnell war das Thema gewechselt und man plante das weitere Vorgehen. Rückschläge waren offenbar nicht ungewöhnlich in ihrem Geschäft. Schließlich verabschiedete Ission sich von den Söldnern.

„Wir werden morgen bei Sonnenaufgang Reiten. Wenn Ihr uns begleiten wollt, könnt Ihr das gerne tun“, sagte Goran, als der Magier aufstand.

„Habt Dank.“ Ission winkte ab. „Aber ich werde noch etwas bleiben. Meine Reise war anstrengend und vielleicht kommt der Wirt ja doch bald wieder.“

„Wie Ihr meint. Ich würde jedoch sicher keinen müden Kreuzer darauf verwetten.“ Goran nickte dem Magier noch einmal zu und drehte sich wieder um.

ISSION ging zügig zum Tresen, hinter dem er den Schankknecht fand. Der Junge wischte mit einem alten Lappen

über die Theke. Sein Gesicht stand voller Sorge. Mit den Gedanken war er weit weg.

„Sie sind noch alle in Beldenheim?“

Der Bursche sah verwirrt auf, als Ission ihn aus seinen Träumen aufschreckte. Doch sein Blick wurde schnell wieder klar. „Alle, bis auf zwei“, antwortete er. „Sie waren hier und haben berichtet. Dann wollten sie weiter, um Hilfe zu holen. Sie hatten es so eilig, dass ich ihre Namen schon wieder vergessen habe. Ich glaube, sie wollten nach Greifenfurt.“

„Nach Greifenfurt? Warum? Wollten sie zum Grafen? Oder zur Burg der Bannstrahler?“, fragte Ission und verzog skeptisch das Gesicht.

„Ich weiß es auch nicht genau. Der Dorfvorsteher hat ihnen wohl Pergamente mitgegeben. Ich denke, dass sie selbst nicht genau wussten, was darin geschrieben stand.“

„Hm“, machte der Magier und lehnte sich an den Tresen.

„Das ist sehr merkwürdig.“

„Verdammter Goblindreck ist das!“ Eine Zwergin war in der Tür zur Küche aufgetaucht. Sie stand mit den kräftigen Händen in der Hüfte da und sah sehr verärgert aus. „Meinen unschuldigen Mann einzusperren! Und was fragt Ihr überhaupt soviel? Seid Ihr einer von denen? Ein Spion?“ Sie trat auf Ission zu und blickte finster zu ihm auf. Zwar ragte sie ihm nur bis knapp unter die Brust, aber dennoch wirkte sie sehr bedrohlich.

Instinktiv trat Ission einen Schritt zur Seite. „Hesinde bewahre! Ich habe nichts mit den Bannstrahlern zu tun!“ Er hob die Hände und die Zwergin verengte die Augen. „Ich bin nur besorgt, weil ich Ortosch recht gut kenne und ihn besuchen wollte.“

„Er hat nie von Euch gesprochen, Ranakus von Punin! Ja, ich habe gute Ohren, Söhnchen.“ Sie verschränkte die

Arme vor der Brust. „Also, sagt schon, was wollt Ihr wirklich von ihm?“

Diese Frau konnte er nicht so einfach belügen. Ein Zauber wäre auch zu riskant gewesen, da der Schankknecht zu dicht neben ihnen stand und sicher etwas gemerkt hätte.

„Verzeiht, aber ich wollte nicht unverschämt erscheinen. Tatsächlich schuldet Euer Gefährte mir eine beträchtliche Menge Gold.“ Ission sah der Frau fest in die Augen. Ihr Blick war stechend, doch er hielt ihm stand. „Es ist eine ältere Schuld. Es ist gut möglich, dass er nie davon erzählt hat.“

„So? Dann kommt Ihr zu spät und von mir werdet Ihr keinen Heller bekommen!“ Sie hob drohend den Zeigefinger. „Und Lügner möchte ich unter meinem Dach auch nicht haben. Schon schlimm genug, was sich sonst so hier herumdrückt in den letzten Tagen. Kopfgeldjäger. Pah!“ Offenbar hatten die Söldner die Zwergin nicht gehört, jedenfalls kam aus ihrer Richtung keine Reaktion. „Wenn Ihr also keinen Anspruch auf meine Gastfreundschaft erhebt, geht bitte!“

„Ich werde Euch nicht weiter belästigen.“ Ission verbeugte sich steif und schluckte den Ärger über die dreiste Wirtin hinunter. Hier hatte er zunächst sowieso nichts mehr verloren. „Dürfte ich so vermessen sein und um einen Platz in Eurem Stall bitte?“

„Bei Angroschs Großmut, dort könnt Ihr Euch von mir aus einrichten. Er ist hinter dem Haus. Aber mit der aufgehenden Sonne seid Ihr mir verschwunden!“

„Habt Dank.“ Ission verneigte sich noch einmal, drehte sich um und verschwand schnellen Schrittes aus der Gaststube. Er hatte natürlich nicht vor in dem Stall zu schlafen, aber trotz der Schmach war ihm diese Bitte als unauffälliger Abschluss günstig erschienen.

Bei seinem Ross angekommen band er es los und ging hinter das Haus. Tatsächlich fand er einen kleinen Stall vor, aus dem das Schnauben von Pferden zu hören war. Ein matter Feuerschein, wie von einer einzelnen Kerze, fiel durch das geöffnete Tor ins Freie. Die Magd war offenbar noch bei der Arbeit.

Die Nacht hatte sich mittlerweile in ihrer vollen Pracht über das Land gelegt. Bäume und Sträucher zeichneten sich als pechschwarze Silhouetten gegen das dunkle Blau des Himmels ab. Es war still geworden.

Der Gasthof lag offen, umgeben von üppigen Wiesen. Nur um den Stall herum standen ein paar alte Bäume. Dorthin zog es den Zauberer. Auf dem Boden wuchs dichtes Gras, so dass seine Schritte kaum zu hören waren. Er ging in einem Bogen um den Lichtschein aus dem Stall herum und verbarg sich in der Finsternis.

Er wartete und lauschte. Etwas klapperte, dann waren leichte Schritte zu hören. Wenig später flackerte Licht auf und jemand trat, mit einer Kerze in der Hand, aus dem Stall. Es war tatsächlich ein junges Mädchen. Wie alt genau sie sein mochte, war in der herrschenden Dunkelheit und noch dazu von hinten, nicht zu sagen. Sie schien den Magier nicht bemerkt zu haben und entfernte sich rasch in Richtung des Gasthauses.

Während sein Pferd begann dicke Büschel vom Boden zu reißen und genüsslich zu zermahlen, dachte ISSION nach. Er lehnte sich an einen der Bäume und sah zum Gasthaus hinüber. Er war seinem Ziel so nah gekommen und doch so fern.

ORTOSCH war nicht hier. Es gab keinen Grund das anzuzweifeln. Es hätte ihn freuen können, dass seine Feinde allem Anschein nach in einem Kerker saßen und vielleicht sogar gefoltert wurden. Wer konnte wissen, was man ih-

nen vorwarf. Das die Bannstrahler nicht zimperlich sein würden, konnte er sich nur zu gut vorstellen. Aber es freute ihn nicht. Er selbst kam nun nicht mehr an den Zwerg oder den Geweihten heran. Plötzlich fühlte er wieder eine unsagbare Leere in sich. Er senkte den Kopf.

Der Wille Ortoschs Liebsten etwas anzutun oder sein Haus niederzubrennen war erloschen. Das alles schien jetzt so sinnlos. Welche Pläne er auch gefasst hatte, sie waren dahin wie ein flüchtiger Gedanke, wie ein Traum am hellen Tage. Kraftlos sank er ins Gras und ließ er die Zeit an sich vorüberziehen.

Was sollte jetzt kommen? In sein altes Leben zurückkehren, schien nicht möglich. Er konnte sich nirgendwo blicken lassen. In einem Teil der Welt würde man ihn in einen Kerker werfen und in dem anderen Teil höhnisch über ihn lachen. Ein entehrter Meister der dunklen Künste, wohin konnte sich so jemand wenden? Sein Leben schien jeden Sinn verloren zu haben.

Was auch geschah, Satinav würde nie anhalten. Die Sonne würde wieder aufgehen und ihre Bahnen ziehen, egal wie viel Leid oder Freude unter ihr geschah. Bitterkeit bemächtigte sich seiner Gedanken. Er wusste schon ganz genau, warum er nie ein frommer Mensch gewesen war.

Nicht lange war es her, da ging er wie ein tumber Scholar hohe Risiken ein, um ein bisschen mehr Macht zu erlangen. Doch wozu das alles?

Es würde immer einen größeren Magier geben und selbst wenn nicht, dann gab es andere Kräfte, die nur darauf wartete ausgefeilte oder tollkühne Pläne zu zerschmettern. Die darauf warteten sie wie beiläufig zu zertreten und dann kaltlächelnd davonzuschreiten.

Ission vergrub das Gesicht zwischen den Händen. Der Durst nach Rache war es gewesen, der ihn die letzten Wo-

chen am Leben gehalten und den Blick auf die Wahrheit verstellt hatte. Doch jetzt musste er sich eingestehen, dass in jener Nacht des letzten Jahres, als sein Stab vernichtet wurde, auch er gestorben war. Doch der Tod war nicht sofort gekommen. Er fühlte sich wie ein Gefangener, der auf die Vollstreckung seiner Strafe wartete oder wie jemand, der an einem unheilbaren Siechtum litt. Man ist schon lange tot, allein das Sterben lässt noch auf sich warten.

Plötzlich weckte ein Geräusch Ission aus seinen Gedanken. Ein helles Klirren war an sein Ohr gedrungen, als er seinen Sitz korrigiert hatte. Die Fläschchen.

Er sah an sich hinab und erkannte die Beule, die der Beutel unter der Robe aufstellte. Behutsam strich er über den Stoff. Zwei der Tränkte hatte er noch immer nicht identifiziert. Die Chancen standen nicht schlecht, dass es sich dabei um venische Tinkturen handelte. Aber auch das Schlafgift könnte wohl Gulgari rufen, wenn es in zu hohen Dosen eingenommen wurde.

Er saß noch eine ganze Weile unbewegt im Schatten. Seine Gedanken kreisten düster und ziellos umher. Erst, als er leise Schritte vernahm, die sich vom Gasthaus her näherten, kehrte er in diese Welt zurück.

Zuerst erschrak er, doch schnell war ihm klar, dass es nicht die Söldner sein konnten. Vorsichtig erhob er sich und sah um die Ecke. Es war der Schankknecht. Er war nur noch wenige Schritte vom Stall entfernt und schien Ission nicht bemerkt zu haben. Der Junge hatte kein Licht dabei, bewegte sich aber dennoch mit traumwandlerischer Sicherheit. Offenbar kannte er hier jeden Stein mit Namen.

Am Tor des Stalles angekommen, klopfte er behutsam gegen das dicke Holz. Das Geräusch war trotz seiner Zu-

rückhaltung laut. Ein Pferd gab ein kräftiges Schnaufen zur Antwort, ob dieser nächtlichen Störung.

„Herr?“ Der Junge klopfte noch einmal. „Es tut mir sehr leid, wenn ich Euch wecke. Aber ich muss dringend mit Euch sprechen, bevor Ihr uns verlasst. Darf ich eintreten?“ Ission zögerte einen Moment, doch es schien keine Falle zu sein. Er trat aus dem Schatten.

„Das wird nicht nötig sein, mein Junge.“ Der Bursche erschrak und trat einen Schritt zurück. „Nur die Ruhe. Ich wollte dich nicht ängstigen.“ Ission wob beschwichtigend die Hände. „Der Himmel ist heute so wunderbar klar, dass ich vor dem Schlafengehen noch etwas in den Sternen lesen wollte.“ Issions Stimme war geschwängert von der Melancholie der letzten Augenblicke und es fiel ihm schwer das zu verbergen. Er räusperte sich.

Der Junge nickte. Er war offenbar viel zu aufgeregt, um auch nur im Traum an dem zu zweifeln, was sein Gegenüber gesagt hatte.

„Ihr müsst uns helfen“, sagte er und kam näher. „Bitte. Ihr müsst meinen Herren befreien! Ich habe gehört, wie ihr mit den Söldner gesprochen habt. Ihr seid wahrlich ein großer Zauberer, nicht wahr?“

ISSION deutete eine Verbeugung an. Er konnte sich kaum dagegen wehren, dass ihm die aufgeregte Verehrung des Jungen schmeichelte. „So ist es.“

„Dann könnt Ihr tun, was wir nicht vermögen! Jemand muss Ortosch und die Dunkelbacher retten! Eine große Ungerechtigkeit geht dort vor! Mein Herr ist ein ehrenwerter Mann und würde sich nie gegen die Zwölf stellen! Und sein Freund, der Geweihte, doch erst recht nicht!“ Die Erregung des Burschen steigerte sich mit jedem Wort und er sprach immer lauter. Ission packte ihn an den Schultern und sah ihm in die Augen. Sofort verstummte er.

„Junge!“, begann der Magier. „Wie ist dein Name?“ Ission wollte Ruhe in die Situation bringen. Gleichzeitig galt es etwas Zeit zu gewinnen, um überlegt zu handeln.

„Jurik“, antwortete der Schankknecht.

„Gut. Jurik, hör mir zu. Ich bin nicht der Mann, nachdem du suchst. Mein Weg führt nicht nach Dunkelbach oder Beldenheim und sicher werde ich ohne Not keine Bannstrahler angreifen.“

„Aber Ihr seid doch nicht allein! Eure Freunde sind doch da! Nehmt sie mit und dann zeigt Ihr denen mal was ein echter Kampf ist! Außerdem kennt Ihr meinen Herren doch und wisst selbst, dass das alles ein schlimmes Missverständnis sein muss. Dabei könnt Ihr doch nicht einfach untätig zusehen!“

Der Junge war hartnäckig und er schien in Ission tatsächlich einen ehrenhaften Kämpfer für die gute Sache zu sehen. Ission schüttelte den Kopf. Juriks trauriger und zugleich hoffnungsvoller Blick hatte ihn tief in seinem Inneren getroffen. Es war erschreckend wie weit der Verfall seiner Selbstbeherrschung schon vorangeschritten war. Jetzt war er sogar schon rührselig, wie ein altes Weib. Er musste aus dieser Situation entkommen.

„Also gut“, sagte er und sah Jurik fest in die Augen. „Ich werde gehen und deinen Herren retten. Sag niemandem etwas davon, sonst bringst du alle in große Gefahr!“ Es hatte eine Lüge sein sollen, um den Jungen loszuwerden, aber es fühlte sich nicht so an. Ein Teil seiner Selbst hatte die Worte tatsächlich ernst gemeint.

Tief in der Nacht hatte Ission sich schon weit vom Doppelten Drachen entfernt. Gleich nach der Begegnung mit

Jurik war er losgeritten, um nicht doch noch den Söldnern in die Arme zu laufen. Jetzt saß er, ein gutes Stück ab vom Weg, unter einem großen Baum und dachte nach. Sein Pferd stapfte derweil müde durch das hohe Gras und fraß, wohl mehr aus Gewohnheit denn aus Hunger. Es sah dabei so lethargisch aus, als wolle es gleich umfallen und Is-sion ging es nicht anders. Dieser Tag war anstrengend gewesen, wie die vorher. Er brauchte Ruhe.

Einfach einmal wieder wirkliche Ruhe.

Später wusste er nicht, ob er in jener Nacht überhaupt geschlafen hatte, doch als die Sonne aufging kehrte er in die Welt der Lebenden zurück.

Kapitel 10 – Eslamsroden, 21. Rondra 1024 B.F.

Direkt am Marktplatz von Eslamsroden stand ein auffallend prächtiges Haus. Es überragte mit seinen drei Stockwerken und dem spitzen Dach viele der umstehenden Gebäude, blieb in der Höhe aber selbstverständlich unter den Tempeln der Stadt. Die Wände waren im Fachwerk errichtet, wie man es in diesem Landstrich oft sah. Weiße Rechtecke setzten sich in starkem Kontrast von tiefschwarzen Balken ab und wirkten wie frisch gekalkt. Auf jeder Etage gab es mehrere große Fenster, die mit schweren Läden verschlossen werden konnten. Am Tage jedoch standen die hölzernen Klappen offen und der Betrachter konnte mit Bewunderung die kunstvollen Bleiglasfenster betrachten. Durchsichtiges, grünes und gelbes Glas wechselten sich in komplizierten Mustern ab und betonten den Reichtum des Hauses.

Über der zweiflügligen Eingangstür, die man schon beinahe als Tor hätte bezeichnen können, hing eine hölzerne Schnitzerei in Form einer mächtigen Ähre. Die Körner waren vergoldet und das Kunstwerk wurde von einem eisernen Haken an seinem Platz gehalten. Direkt darunter stand auf einem der schwarzen Balken in güldenen Lettern der Name dieses Gasthauses: *Zur Goldenen Ähre*.

Die Goldenen Ähre war unbestritten das beste Haus am Platz und verfügte über ungewöhnlich viele Gästezimmer, weshalb man es auch ein Hotel hätte nennen können. Gerade in diesen Tagen hatte man alle Hände voll mit den Übernachtungen zu tun, denn das Schwertfest war gerade erst vorüber und so mancher Gast noch nicht wieder abgereist. An den meisten Tagen des Jahres jedoch, war in der Gaststube, die das halbe Erdgeschoss des Hauses einnahm, das meiste Gold zu machen. Zwar gab es auch

dann Gäste in den oberen beiden Etagen, doch die meisten fahrenden Händler und Glücksritter nutzen eher die billigeren Absteigen, wenn sie nur wenige Nächte in Es-lamsroden bleiben wollten. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, hatte sich der Besitzer schon lange darauf verlegt sein Augenmerk auf die Küche und den Weinkeller zu konzentrieren.

Besonders nach dem Orkkrieg waren Orte, an denen ein anspruchsvoller Gaumen Genugtuung erfahren konnte, rar geworden in dieser Gegend. Tatsächlich war die Goldene Ähre eines der ersten Gasthäuser gewesen, die nach Ende des Krieges wieder aufgebaut worden waren. Nun jedenfalls hatte es seine alte Stellung wieder inne und sich einen Namen gemacht, der bis an die Grenzen der Grafschaft und vielleicht sogar noch darüber hinaus reichte.

Zur Mittagszeit und auch am Abend war die Gaststube beinahe an jedem Tag gut besucht. Von betuchten Händlern über reisende Adlige bis hin zu Magiern und neureichen Abenteurern fand sich hier alles ein, was sein Gold in gutes Essen und Wein verwandeln wollte. Hier suchte man die typische, raue Atmosphäre eines nordaventurischen Gasthauses vergebens. Die Gäste verhielten sich meist kultiviert und zurückhaltend, worauf sehr geachtet wurde. Zu jeder Tages- oder Nachtzeit stand eine Wache an der Tür, die strikte Anweisung hatte nur passende Gäste einzulassen. So erhielt man sich seine eigene Welt.

Dieser Umstand hatte beim einfachen Volk schnell Befremdung ausgelöst. Bald kursieren Gerüchte über das, was dort wohl jeden Abend vor sich gehen mochte. Es war zwar nicht ungewöhnlich, dass die Reichen und Adligen sich abschotteten und auch nicht, dass sie auffallend gute Beziehungen zur Stadtwache besaßen, aber dennoch weckte es den Argwohn der Bürger.

Im Gegensatz zu den meisten Gästen, die in der Regel sehr auf ihren Stand oder ihre Geldkatze bedacht waren, gab es hin und wieder auch welche, die nicht auffallen wollten. Sie waren selten, aber es gab sie. Holgrim, der Wirt und Besitzer der Goldenen Ähre, sah es als eine seiner vornehmlichen Aufgaben, auch diesen Gästen ihre Wünsche zu erfüllen. Er war in diesem Punkt ein echtes Kind des Phex und weniger der Travia. Denn es war nun einmal so, dass oft nicht die, die lauthals mit ihrem Reichtum prahlen, die Kasse gut füllten, sondern die Stillen. Loyalität war mehr wert, als gutes Essen und Wein. Wer das erkannte, und sich mit den richtigen Würdenträgern gut stellte, der konnte sich eine goldenen Nase, nein, ein komplettes goldenes Haupt verdienen. Genau das hatte Holgrim getan und er vergaß nicht Phex jeden Tag aufs Neue für diesen Einfall zu danken.

Im Sinne des himmlischen Fuchses war dieser Umstand jedoch bei weitem nicht jedem bekannt. Nur wenige Eingeweihte wussten um den Sinn der einträglichen Zuschläge, die mancher der Gäste bereitwillig zahlte. Wer bestochen werden musste, hörte schnell auf zu fragen, wenn nur der Haufen des gebotenen Goldes hoch genug war. Und so gab es in der Goldenen Ähre keine überraschenden Besuche der Wach oder Durchsuchungen. Großzügige Spenden an die örtlichen Tempel bescherten dem Haus zudem das Wohlbefinden der hiesigen Geistlichkeit.

Das Ganze darf, bei Phexens Schweif, nicht falsch verstanden werden. Holgrim achtete sehr darauf, wem er seinen Schutz gewährte. Wilden Mordgesellen und finsternen Schwarzkünstlern erteilte er höfliche Absagen. Den nötigen Mut dafür zog er aus dem Wissen, wer in dieser Stadt alles auf seiner Seite stand. Außerdem glaubte der kräftige Mann mit der glänzenden Glatze sich von Phexens Segen

behütet, wenn er nur die in dessen Sinne Unschuldigen einließ.

Doch hin und wieder, wenn Holgrim trotz der Erfahrung seiner fünfzig Sommer nicht ganz sicher war, mit wem er es zu tun hatte, siegte der Ruf des Goldes über die Vorsicht. Bisher war es immer gut gegangen, was vielleicht daran lag, dass auch die schlimmsten Schurken ihrem eigenen Versteck keinen Schaden zufügen wollten.

Gerade saß Holgrim an seinem Schreibtisch im Erdgeschoss des Hauses und sah aus dem Fenster. Draußen würde schon bald die Sonne untergehen. Es war Zeit sich auf die abendlichen Gäste vorzubereiten.

Er nahm den ledernen Beutel, der bisher vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte. Nachdenklich wog er ihn in den Händen. So wollte sie also noch etwas hierbleiben. Anfang des Jahres war eine Frau in der Goldenen Ähre abgestiegen. Sie war eine von den Stillen. Auf den ersten Blick unscheinbar aber doch faszinierend. Stünde er nicht selbst seit vielen Jahren glücklich im Traviabund, er hätte sicher versucht ihr den Hof zu machen.

Obwohl sie nun schon beinahe einen ganzen Mond hier wohnte, hatte er nicht viel von ihr gesehen. Sie verließ das Zimmer unterm Dach kaum, ließ sich sogar das Essen hinauf bringen. Aber die wenigen Male, da er ihr begegnet war, hatten ausgereicht, um ihn zu verzaubern.

Sie war zierlich, besaß aber dennoch alles, was eine Frau ausmachte. Ihr langes, nussbraunes Haar fiel in angedeuteten Locken und ihre dunklen Augen vermochten jedem Mann den Verstand zu rauben. Beinah war Holgrim froh, dass sie ihr makellostes, jugendliches Antlitz unter einer grauen Kapuze verbarg, wenn sie durchs Haus ging. Sonst hätte er sicher um seine Knechte fürchten müssen, denn dass diese so harmlos wirkenden Frau gefährlich war,

spürte er mit jeder Faser seines Körpers. Er hatte genug Erfahrung, um zu erkennen, dass es sich bei ihr um eine Magierin handelte. Neben dem Stab, den sie stets bei sich führte und ihrem Auftreten, überzeugte ihn vor allem eines: seine Intuition.

Holgrim stand auf und ging zu einer schweren Truhe, die in einer Ecke des Zimmers stand. Er zog einen Schlüssel unter dem Wams hervor und öffneten sie. Viele ähnliche Beutel lagen schon dort. Seine Geschäfte machten ihn wahrlich zu einem reichen Mann. War er dieses eine Mal zu weit gegangen? Hätte er die Frau, die sich als Alima von Perricum ausgab, abweisen sollen? Ihm war nicht wohl gewesen, als sie vor ihm gestanden hatte. Mit nichts als ihrem Stecken, einer abgetragenen, grauen Robe und einer ledernen Tasche. Heute konnte er nicht mehr sagen, warum er sich darauf eingelassen hatte, sie aufzunehmen. Sie konnte an dem Tag nicht einmal bezahlen. Vielleicht hatte sie ihn verhext.

Der Wirt zuckte mit den Schultern und warf den Beutel zu den anderen. Klirrend landete er in der Truhe. Im Grunde war es auch völlig gleichgültig. Schon am nächsten Tag hatte sie bezahlt und seit dem gab es nicht den geringsten Ärger mit ihr. Es war beinahe so, als sei sie gar nicht mehr zugegen. Würde ihr nicht täglich jemand das Essen bringen und nach ihren Wünschen fragen, man würde sie glatt vergessen.

Holgrim schloss die Truhe und versteckte den Schlüssel wieder unter der Kleidung. Jetzt hatte sie also für einen weiteren Mond gezahlt und er würde ihr auch weiterhin seinen Schutz gewähren. So war es Tradition in der Goldenen Ähre und daran sollte sich auch nichts ändern.

Die geheimnisvolle Frau aus der zweiten Etage verhielt sich auch an diesem Tag unauffällig. Wie immer hatte sie ihr Essen zur zwölften Stunde erhalten. Schon von Anfang an war es dabei so gewesen, dass der Knecht oder die Magd das Tablett vor der Tür abstellen und nach einem vereinbarten Klopfzeichen verschwinden musste. Alima von Perricum wollte es so. Was sich die Bediensteten des Hauses daraufhin auch über den Inhalt des Zimmers ausgemalt haben mochten, sie wären herbe enttäuscht worden, hätten sie tatsächlich einen Blick hinein werfen dürfen. Es gab dort, für das nicht eingeweihte Auge, nichts von besonderem Interesse.

Alima saß zu beinahe jeder Stunde auf dem breiten Ledersessel, der hinter einem mächtigen Schreibtisch stand und betrachtete ein abgegriffenes Buch, das darauf lag. Die Hände nachdenklich auf dem Bauch gefaltet versank sie zwischen den hohen Armlehnen und wirkte, als würde sie jeden Moment einschlafen. Doch dieser Eindruck täuschte. Sie war zu jeder Zeit hellwach. Ihr Geist arbeitet unermüdlich an einem alten Problem.

So war es auch an diesem Abend. Alima hockte in dem Sessel und blickte auf das Buch. Es war ein Foliant. Der Einband war aus rauem, schwarzen Leder gefertigt und die Ecken sowie der Rücken wurden durch silberne Beschläge geschützt. Es trug keinen Titel oder sonstige Beschriftung. Die Seiten schimmerten in dunklem Gelb unter dem finsternen Leder und verströmten einen unangenehmen, muffigen Geruch. Gegen unbefugten Zugriff sollte ein Schloss schützen, dass die beiden Deckel zusammenhielt. Nun jedoch, lag der Mechanismus offen.

Es hatte viele Tage Arbeit gekostet ihn zu überwinden. Nicht nur, dass es wahrscheinlich das Werk eines zwergi-

schen Meisters war, auch mächtige, dunkle Magie hatte versucht das Geheimnis des Buches zu schützen. Alima war in ihrer ganzen Kompetenz gefordert gewesen, um schlussendlich zu triumphieren. Doch seit diesem Tag vor etwa zwei Wochen war sie nicht weiter gekommen. Zwar ließ sich das Buch nun öffnen, aber das allein hatte kaum geholfen. Die Zeilen schienen keinen Sinn zu ergeben, auch wenn man die Schrift lesen konnte. Die Worte waren wie beliebig angeordnet, ohne dass jemals ein Punkt oder ein Komma gesetzt wurde. Man bekam schon nach einer Seite Kopfschmerzen. Jedoch war das nicht einmal das größte Problem.

Alima stand auf und ging zum Fenster. Der magische Schutz, den sie zum Öffnen des Schlosses hatte überwinden müssen, war noch nicht endgültig gebrochen. Vor langer Zeit musste jemand eine finstere Seele oder einen Dämon an die Seiten gebunden haben. Das Buch hatte einen eigenen Willen und versuchte den Geist des Lesers zu vergiften. Sie hatte das gewusst, bevor sie es selbst erleben musste. Der Magier, dem sie es letztendlich abjagen konnte, war Opfer dieser Stimmen geworden. Sie hatten seinen Verstand in eine Weiche Masse verwandelt. Der Größenwahn hatte ihn gepackt und in den Abgrund gerissen.

Seit jener Nacht am Ende des letzten Jahres, war klar, wie gefährlich das Buch war. Zum Glück begannen die Stimmen erst, wenn man es gewagt hatte in den Seiten zu lesen. Das hatte Alima Gelegenheit gegeben sich vor der Wirkung zu bewahren. Doch das machte sie langsam. Vor jedem Versuch den Zeilen ihr Geheimnis zu entreißen, musste sie komplizierte Schutzzauber um ihren Geist weben. Es funktionierte. Sie fühlte sich unbeeinflusst von dem leisen Flüstern, das trotz aller Magie hin und wieder

seinen Weg zu ihrem Verstand fand. Aber so konnte es dennoch nicht weitergehen. Zwei Jahre ihres Lebens hatte sie darauf verwendet in den Besitz des Buches zu gelangen. Jetzt war ihre Geduld aufgezehrt. Sie wollte endlich das Rätsel lösen und ihren Plan zu Ende bringen.

Sie sah nachdenklich aus dem Fenster. Das Buch war ein Wegweiser. Soviel wusste sie bereits aus den Quellen, die sie auf seine Spur gebracht hatten. Wegweiser und Anleitung in einem. Wer sein Rätsel löste, der würde einen Ort unvorstellbarer Macht finden und dort dem Pergament seinen letzten Schatz entreißen können.

So wage wie diese Worte waren, hätte sie sich sicher nicht auf die Suche danach gemacht. Doch mit etwas Neugier und einer großen Portion weiblicher Überzeugungskraft, war sie tiefer in die Archive der Festumer Akademie eingedrungen. Schlussendlich fand sie nicht nur den Ort, an dem das Buch versteckt gehalten wurde, sondern auch persönliche Korrespondenzen des letzten Besitzers mit der hiesigen Spektabilität. Letztere waren natürlich nicht in den Archiven zu finden gewesen, aber wer einmal im Gebäude ist, der mag sich hierhin und dorthin verirren. Alima lächelte. Wie leichtgläubig die meisten Männer werden, wenn sie eine Frau wie sie vor sich sehen.

Diese Schriftstücke jedenfalls ließen tiefer blicken. Der Vorbesitzer stand in einem regen Austausch mit der Akademie über die Forschung an dem Werk. Selbstverständlich schickten sich die Herren keinen Klartext, aber dennoch hatte Alima erkennen können, um was es ging. Leider rissen die Briefe mitten in der Diskussion ab. Wie sich später herausstellte war Magister Winkelfried, der damalige Hüter des Buches, in den Wirren des Orkkrieges verschwunden. Nach allem, was er aber bis hier hin geschrie-

ben hatte, war es unwahrscheinlich, dass die Schwarzpelle das Buch in ihre Klauen bekommen hatten.

Da Alima aus älteren Quellen, die sie vor Jahren in ihrer Heimatakademie fand, eine klare Vorstellung davon hatte, wohin das Buch sie führen konnte, wenn man es schaffte es zu lesen, war es jede Mühe wert danach zu suchen. Ob Winkelfried es selbst einmal so weit gebracht hatte, war den Briefen nicht zu entnehmen gewesen. Das war jedoch sehr stark zu bezweifeln, wenn ihre Vermutungen stimmten.

Jetzt hatte sie es also in Händen. Sie drehte sich um und sah auf das Buch.

Die Informationen, die sie bisher hatte, reichten nicht aus und das, obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach die größte Kenntnis über dieses Geheimnis besaß. Zumindest unter den lebenden Zauberer auf Dere. Nur wenn sie selber die letzten Zeichen entschlüsseln würde, da war sie sich sicher, konnte sie den Weg zum Turm finden und das Portal aktivieren. Bis dahin musste noch zwei Dinge gelingen. Zum Ersten war es nötig den Dämon aus dem Buch zu vertreiben, auf das sie sich intensiver und länger damit befassen konnte. Zum Zweiten musste Magister Winkelfried ein für alle mal aus dieser Welt scheiden. Er würde kaum freiwillig den Platz räumen. Der alte Mann war vor ein paar Wochen plötzlich wieder in Dunkelbach aufgetaucht und hatte einen großen Anteil am Scheitern ihrer Pläne. Genau in dieses Dorf musste sie aber zurückkehren. Der dort liegende Nodix sollte es erleichtern das Rätsel zu lösen, wenn man den Briefen glaubte. Ohne diesen mächtigen Ort, kam sie einfach nicht weiter, so ungern sie das auch zugab.

Winkelfried war allerdings noch immer ein ernstzunehmender Gegner, weshalb es keine Option gewesen war,

dort einfach aufzutauchen. Außerdem konnte sie sich nicht in Dunkelbach blicken lassen. Die Menschen dort hielten sie für tot. Lange Zeit hatte sie unter ihnen gelebt und sich als harmlose Heilerin ausgegeben. Am Ende stand der vorgetäuschte Tot, der allerdings viel dichter an einem tatsächlichen Eintritt in Borons Hallen gewesen war, als geplant. Wie auch immer, es war alles gut gegangen. Sie hatte ihr Ziel erreicht und die Heilerin Isinde war gestorben. Würde sie jetzt zurückkehren, hätte sie nicht nur mit dem alten Magier, sondern gleich mit dem ganze Dorf ein Problem. Nein, diese Sache musste listenreicher ausgeführt werden.

Mittlerweile war es draußen so dunkel geworden, dass Alima ihr eigenes Spiegelbild im Glas besser sehen konnte, als die Reichsstraße, die unter ihrem Zimmer entlanglief. Sie blickte sich in die Augen.

Isinde, Fassa, Alima. Viele Namen hatte sie getragen in den vergangenen Jahren. Es war an der Zeit das Maskenspiel aufzugeben. Schon bald hätte ihr Handlanger seine Aufgabe erfüllt und der alte Magier wäre aus dem Weg. Wahrscheinlich war es sogar bereits getan. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie Nachricht erhielt.

Alima stand noch geraume Zeit unbewegt da und dachte nach. Gerade wollte sie sich vom Fenster abwenden, da fesselte eine schnelle Bewegung ihren Blick. Ein Schatten flog dicht über den Dächer dahin. Er kam rasch näher. Es war ein Rabe. Das Tier steuerte direkt auf ihr Fenster zu. Wie ein Pfeil schoss es heran.

Erst im letzten Moment riss es den Kopf hoch und breitete seine Schwingen aus. Lautlos, wie eine fallende Feder, landete es auf dem Fensterbrett. Der Rabe schüttelte sein Gefieder und plusterte sich auf. Mit schräg gestelltem Kopf sah er zu der Magierin auf, die noch immer hinter dem

Glas stand. Er krächzte leise, als sie nicht sofort reagierte und klopfte mit dem Schnabel gegen die Scheibe.

Alima öffnete.

„Endlich“, sagte sie und das Tier hüpfte herein. „Haben sie es also geschafft.“ Behutsam nahm sie dem Raben die kleine Pergamentrolle ab, die um sein Bein gewickelt war. Sie entrollte das filigrane Schriftstück und las die winzigen Zeilen.

Als sie geendet hatte, blickte sie verachtungsvoll und erstaunt zugleich auf den Boten hinab. Enttäuscht lies sie das Pergamente auf den Schreibtisch fallen.

„Ich hätte es wissen müssen“, zischte sie. Der Rabe hüpfte zur Seite und duckte sich. „Keine Angst, dich brauch ich noch“, stellte die Magierin lauernd fest. Das Tier zog sich noch etwas weiter zurück. „Du wirst mir eine Antwort an deine Herrin überbringen.“

Sie ging hastig um den Tisch herum und setzte sich. Das Pergament das sich schon wieder selbst zusammengerollt hatte, bot auf der Rückseite noch genug Platz für ihre Botschaft. Sie zog es glatt, hielt es mit der Linken fest und griff mit der Rechten nach ihrem Federkiel. Ein paar Striche später war die Nachricht verfasst.

Entkommen. Eigentlich war ihr Plan war so perfekt, dass er sogar Rückschläge wie diesen verkraften sollte. Lediglich bei dem, was als nächstes zu tun war, durfte Reonar nicht versagen. Sie brauchte Zugang zum Dorf.

Sie sah zum Fenster. Sicher war Magister Winkelfried gefährlich, aber einem Dutzend Kämpfer hätte es unter diesen Umständen gelingen sollen, ihn zu fassen. Jetzt versteckte er sich zusammen mit dem Zwerg und dem Golgarit irgendwo im Wald. Dort verlor sich die Spur. Zumindest stand es so in der Botschaft. Immerhin waren sie damit aus dem Dorf.

Sie wollte weiter verfahren, wie geplant. Der Magier würde sich nicht mehr einmischen können, wenn sie jetzt nicht unnötig Zeit verlor. Reonars Auftritt schien dem alten Zauberer und seinen Freunde zumindest einen tüchtigen Schrecken eingejagt zu haben. Wer konnte wissen wie weit sie fliehen würden, bevor sie an eine Rückkehr überhaupt dachten. Allem Anschein nach hatten sie noch einmal Glück gehabt.

Nachdem die Zeilen getrocknet waren, band sie das Pergament wieder zusammen und befestigte es dort, wo es zuvor gewesen war. Der Rabe lies sie dabei nicht aus den Augen. Offenbar traute er der Frau nicht. Als sie fertig war, sprang er auf und flatterte zum Fenster. Ohne sich noch einmal umzudrehen, flog er davon und war wenig später mit der Nacht verschmolzen.

Alima sah dem Vogel noch eine Weile nach, während unter ihr die Stadt nur langsam zur Ruhe kam. Noch immer waren viele Menschen auf den Straßen unterwegs. Zwar waren die Tore lange geschlossen, aber die Gaststätten und Freudenhäuser noch nicht.

Sie schloss das Fenster.

Vielleicht war es falsch gewesen sich auf Reonar und seinen Mannen zu verlassen. Bisher hatten sie sich als wenig hilfreich erwiesen. Nun sollte sich zeigen, ob sie immerhin in der Lage waren ein paar Dorfbewohner zu verjagen.

Er war ihr als erstes in den Sinn gekommen, als sie nach Verbündeten gesucht hatte. Sie kannte ihn seit über vier Jahren. Er und sein Haufen hatte sie damals aus den Händen der Inquisition gerettet. Es war mehr Zufall gewesen, oder Schicksal, dass er zu jener Zeit ein skrupelloser Räuberhauptmann gewesen war, der nicht einmal vor den Dienern der Kirche Halt machte. Um ein Haar wäre auch sie seine Beute gewesen. Doch es war ihr gelungen ihn

um den Finger zu wickeln. Er war ihr verfallen, wie schon viele Männer vor ihm und sie hatte es zu mehr genutzt, als nur ihre Freiheit zurück zu bekommen. Es war immer nützlich, ein paar gottlose Schlagetots zu kennen, die man um den einen oder anderen Gefallen bitten konnte.

Sie hatte erkannt, wie schwarz seine Seele war und beschloss ihn in seinem Bestreben zu unterstützen. Er verehrte schon damals den Gott ohne Namen, doch war er ungebildet und chaotisch in diesen Dingen. Er ging intuitiv vor. So gab sie ihr Wissen über den Widersacher des Guten an ihn und seine Leute weiter, was ihr Ansehen vor allem bei Reonar massiv ausbaute.

Sie selbst war alles andere als eine Kultistin, wusste aber wie gut man mit diesen Leuten zusammenarbeiten konnte, wenn man keine Skrupel kannte und die rechten Wort wählte.

Reonar war bei seinem Fanatismus und seinem Hang zu Bösen kein Dummkopf. Er hatte nur wenige, dafür aber wirklich treue, Kämpfer um sich geschart. Sie zogen als Räuber durch die Wildnis und versuchten möglichst keinem Landesherren zu sehr auf die Finger zu schlagen. Da dieses Leben ihn allerdings in den letzten Jahren nicht weiter gebracht hatte, war es ein Leichtes gewesen, ihn bei seinem Ehrgeiz und seiner Machtgier zu packen und für ihren Plan zu gewinnen. Sie hatte ihm eine große Belohnung versprochen, wobei es nicht in erster Linie um Gold ging. Wie viel er am Ende tatsächlich davon haben würde, kümmerte sie wenig.

Bei aller Gerissenheit war er nicht in der Lage sie zu durchschauen. Doch so sehr sie ihn auch unter Kontrolle hatte, seine Männer und Frauen blieben ein Risiko. Besonders Sira, die Hexe, war mit Vorsicht zu genießen. Sie war vor einem Jahr zu der Gruppe gestoßen und Alima konnte

sich noch keinen rechten Reim darauf machen, warum sie sich Reonar angeschlossen hat.

Bei den wenigen Treffen die es gegeben hatte, hatte sie sich stets als loyal gegeben, doch das mochte täuschen. Sie war allerdings kaum verzichtbar. Schon ihr Vertrauter leistete unbezahlbare Dienste und auch magisches Talent würde, bei dem was jetzt kommen sollte, sehr hilfreich sein. Trotz aller Zweifeln musste Alima also mit ihr Leben. Es gab auch wenig, was sie tun konnte, um sich ihrer Loyalität sicher zu sein.

Bei Reonars Leuten war es einfacher gewesen. Nachdem sie ihnen Gold und Macht versprochen hatte, waren die wenigen mürrischen Einwürfe schnell verstummt. Hätten sie ihrem Anführer jedoch nicht in dem Maße vertraut, wie sie es taten, sie hätten auf eine Anzahlung und weniger wage Versprechungen bestanden. So jedoch genügte ihnen sein Wort. Alima durfte diesen Vorschuss nicht ohne Not verspielen. Sie brauchte auch diese Männer und Frauen noch eine Weile.

Sie hatte sich in den letzten Tagen zu sehr mit dem Buch aufgehalten. Schon lange war klar, dass sie ohne den Nodix nicht weiterkommen würde. Sie war lediglich zu stolz gewesen sich das einzugestehen. Es war Zeit sich auf den Weg zu machen und in Dunkelbach fortzufahren. Allerdings machte das jetzt noch keinen Sinn. Ein paar Tage würde sie noch warten und sich ausruhen. Ihre Kräfte waren nicht dort, wo sie sein sollten. Der tägliche Kampf mit dem Buch war zu anstrengend gewesen und es würde am Nodix nicht viel leichter werden, auch wenn die Chance zum Sieg stiegen. Jeden Funken astraler Energie würde sie brauchen.

Außerdem musste sie sich noch um das Gold kümmern, dass sie Reonars Leuten versprochen hatte. Die Gefahr de-

ren Gefolgschaft zu verlieren, wenn sie erneut mit leeren Händen zu ihnen kam, war schlicht zu groß. Zu diesem Problem hatte sie sich bisher nur wenig Gedanken gemacht.

Sie ging in dem kleinen Zimmer auf und ab. Nachdenklich hielt sie den Blick am Boden und die Hände auf dem Rücken. Es musste eine ausreichend große Menge Gold sein. Schließlich wollte sie fast ein Dutzend gieriger Herzen damit gewinnen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie stahl. Schließlich hatte sie dem Wirt ein hübsches Sümmchen zahlen müssen und das Gold war auch nicht vom Baum gefallen. Doch so wie damals, würde sie nicht wieder vorgehen. Es kostete zu viel Kraft reisende Händler zu verzaubern, auf dass sie großzügige Geschenke machten. Außerdem war das Risiko zu hoch. Nein, es musste ein anderer Plan her.

Alima lies sich auf ihr Bett sinken. Sie griff nach ihrem Stab, der bisher neben der Schlafstätte an der Wand gelehnt hatte. Er war nicht so protzig und makellos, wie die anderer Zauberer. Keine edlen Steine oder wertvollen Metalle zierten ihn. Er war natürlich, so wie die Magie selbst. Ein geschwungener Ast, knorrig und für viele auf den ersten Blick nichts anders als Treibholz. Doch wer ihn berührte, merkte schnell, dass mehr in ihm steckte. Er fühlte sich angenehm glatt an, wie geölt und ein Hauch unbeschreiblicher Macht umwehte jede Faser.

Ein angenehmer Schauer lief Alima über die Haut, als sie den Stab an sich zog. So lange hatte sie sich nicht zu ihrem Stand bekennen können, hatte im Verborgenen gelebt. Doch es würde sich auszahlen. Sie würde etwas vollbringen, was kaum ein anderer Magier je getan hatte. Und das sollte ihr die Dankbarkeit von ein paar sehr einflussreichen Männern einbringen.

Die Welt wandelte sich. Macht verfiel und entstand an anderer Stelle neu, so schnell wie das Chamäleon seine Farbe wechselte. Es hieß sich auf die richtige Seite zu stellen oder seine Seite zu der richtigen zu machen. So wie sich alles in den letzten Monden entwickelte, war eher letzteres an der Zeit.

Alima lag einige Augenblicke auf dem Bett und sah zur Decke. Es dauerte etwas, bis sie ihre Gedanken zurück zu ihrem derzeitigen Problem lenken konnte. Wie an genug Gold gelangen? Es musste unauffällig geschehen. Man durfte sie so wenig wie möglich auf den Straßen sehen.

Jetzt, wo der Magier und seine Freunde entkommen waren, war das gefährlicher geworden. Zwar würde sie ihnen kaum über den Weg laufen, aber dennoch bestand die Möglichkeit, dass sich die falsche Person an ihr Gesicht erinnerte.

Was blieb also? Magie einzusetzen, um unerkannt zu bleiben, war keine Option. Kraft zu sparen war derzeit viel wichtiger, als das Gold. Des Nachts den Schutz der Dunkelheit zu nutzen, wäre auch keine gute Idee, denn diesen nutzten auch ganz andere Gestalten.

Sie legte die Hände hinter den Kopf und zog die Augenbrauen zusammen. Beim listigen Phex, wer hätte gedacht, dass stehlen so schwer sein kann!

Während sie weiter eine Idee nach der anderen Verwarf, schritt die Zeit voran. Bald schon war das Gemurmel der Gäste unter ihr lauter geworden, als der Lärm der Stadt. Die Stimmen kamen hier oben als nicht mehr, denn ein dumpfes Wabern an. Zu viel Holz lag zwischen Mund und Ohr.

Nach einer Weile wurde es ruhiger und wenig später war Gesang zu vernehmen. Leier und Schellen begleiteten den

Barden. Wovon das Lied handelte, konnte man nicht verstehen aber es klang nach einer fröhlichen Geschichte.

Alima fragte sich, ob in der Goldenen Ähre überhaupt Platz für ernste Lieder war. Die anderen Gäste waren so sehr auf den äußeren Schein und ihren Stand bedacht, dass man sie besser nicht an die Wahrheiten dieser Welt erinnerte.

Die feisten Händler kümmerten sich um nichts, außer um sich selbst. Diese Einstellung unterschied sich im Grund nicht von Alimas eigener, dennoch waren sie ihr ein Dorn im Auge. Vielleicht war es die Arroganz, mit der sie durch das Leben gingen. Diese Haltung, als seien sie bessere Menschen, obwohl ihr Verstand nicht mal an den eines Scholaren im ersten Jahr heranreichte. Widerlich.

Plötzlich hellte sich Alimas Gesicht auf. Das war die Idee. Nicht besonders einfallsreich, aber dafür bestimmt einträglich. Sie würde den anderen Zimmern einen nächtlichen Besuch abstatten. Wer hier wohnte, der ging nicht gerade am Bettelstab. Außerdem genoss das Haus einen guten Ruf und die Gäste vertrauten darauf, dass sie und ihre Habe hier sicher waren. Es würde sich so einiges finden lassen, wenn man in Truhen und Schränken stöberte.

Doch wie vorgehen? Zunächst durfte sie sich nicht an die falschen Zimmer wagen. Schließlich gingen hier auch Reken ein und aus, mit denen man keine Fehde vom Zaun brechen sollte. Mit ein wenig Beobachtung wäre dieses Problem aber rasch aus der Welt.

Weiter würden Diebstähle schnell auffallen. Es gab im Haus selbst zwar keine Wachen aber die Gäste achtete sicher auf ihr Gut. Sie hätte also wahrscheinlich nicht mehr als eine Nacht Zeit und müsste dann sogleich fliehen. Es konnte damit nicht sofort geschehen. Erst musste sie ein paar Tage abwarten, beobachten und ausruhen. Reonar

würde nicht lange brauchen, um das Dorf zu räumen. Zwei, vielleicht drei Tage sollte reichen.

Für die Flucht würde sie ein Pferd stehlen. Zu dem Gasthaus gehörte ein eigener Stall und dort standen sicher viele gute Tiere. Zumindest dorthin würde sie also einen kleinen Ausflug wagen müssen, bevor es losging. Böse Überraschungen wollte sie in jener Nacht nicht erleben.

Damit blieb schließlich die Frage, was zu tun wäre, wenn man sie bei ihrer Unternehmung erwischte. Alima lächelte. Sie drehte sich zur Seite. Neben ihr, auf einem kleinen Tisch, lag ein Dolch. Er steckte in einer auffallend verzierten Scheide. Feine, silberne Beschläge waren mit Gold verflochten und um dunkles Leder gelegt.

Sie streckte die Hand danach aus und packte den gekrümmten Griff. Er fühlte sich kalt und hart an, dennoch schmiegte er sich ideal in ihre Faust. Die kurzen Parierstangen mündeten in stilisierten Krallen und bogen sich zur Klinge hin. Es schien sich mehr um ein Schmuckstück, als um eine Waffe zu handeln. Doch dieser Eindruck täuschte.

Mit einem Ruck zog sie den Dolch heraus und hielt ihn ins Licht der Kerzen. Die geschwungene Klinge trug ein kunstvolles Muster, nach Art der Tulamiden. Sie war sehr dünn und lang, wirkte zerbrechlich. Einen kraftvollen Stoß mochte sie nicht überstehen, doch dafür war der Stahl scharf wie der Verstand eines Kaiserdrachens. Er schnitt mühelos durch Haut und Fleisch. Die Waffe war ein Geschenk aus alten Tagen. Bisher hatte Alima sie wenig verwendet und tatsächlich wie ein Schmuckstück getragen. Jedenfalls bevor sich anfangen sich zu verstecken. Seit zwei Jahren fristete der Dolch sein Dasein nun schon im Verborgenen.

Die Magierin legte ihn zurück. Noch ein paar Tage Ruhe, dann war es an der Zeit zuzuschlagen.

Kapitel 11 – Eslamsroden, 25. Rondra 1024 B.F.

Es hatte Alimas Selbstbeherrschung herausgefordert, sich in den folgenden Tagen tatsächlich von dem Buch fernzuhalten, doch sie bestand die Prüfung. Die Zeit ging mit Schlafen, Essen und Meditieren dahin. Auch die eine oder andere nützliche Beobachtung konnte sie machen, ohne dabei Aufmerksamkeit zu erregen. Sollten die anderen Gäste sie ruhig für einen verschrobenen Bücherwurm halten, der nie aus seiner Kammer kroch. So würde der Verdacht sicher als letztes auf sie fallen.

Nun jedenfalls, nach vier Tagen, wollte Alima nicht länger warten. Außerdem hatte sie am Mittag erneut Nachricht von Sira erhalten. Zwei wichtige Informationen hatten auf dem kleinen Pergament gestanden. Erstens, dass alle Vorbereitungen getroffen worden waren und dass man nun nur noch auf sie wartete. Zweitens, dass der geflohene Magier und seine Helfer entdeckt worden waren. Nicht irgendwo hatte der Rabe sie gefunden, sondern hier, mitten in Eslamsroden.

Zuerst war Alima überrascht gewesen, doch dann erschien es ihr nicht unlogisch, dass sie sich hier hin verirrt hatten. Für einen Moment war sie versucht gewesen ihre Pläne für die Nacht zu ändern und den alten Magier doch noch aus der Welt zu räumen, doch diesen Gedanken verwarf sie schnell wieder. Er war geflohen und würde kein Problem mehr sein. Warum ein Risiko eingehen? Sie hätte nichts davon gehabt und nur wertvolle Kraft verschwendet. Reichtümer wären ebenfalls nicht zu holen gewesen bei drei Männern, die gerade tagelang durch die Wildnis geirrt waren. Nein, sie sollten sich in ihrem Versteck verkriechen und aus lauter Angst vor Verfolgung das Haupt in den Sand stecken. Sie würden erst merken was gespielt

wurde, wenn schon lange alles zu spät war. Alima lächelte. Recht bedacht, konnte sie es dann nicht mehr bemerken.

So oder so, es war Zeit sich aus der Stadt zu verabschieden. Alima hatte zwei Zimmer für einen letzten Besuch ausgewählt. Sie gehörten wohlhabenden Händlern, die wenig bedrohlich wirkten. Gleichzeitig waren sie arrogant genug gewesen, ihr Personal, damit auch ihre Wächter, im Stall schlafen zu lassen.

Sie erweckten den Anschein, als gehörten sie zum gleichen Handelshaus, oder waren zumindest enge Partner. Jeden Abend saßen sie in der Gaststube beisammen und tranken teuren Wein.

Von einem Schankknecht hatte Alima erfahren, dass sie wohl noch ein paar weitere Tage hier bleiben wollten. Sie warteten auf die Ankunft eines weiteren Händlers und hatten bis dahin offenbar nichts Besseres zu tun. Somit sprach vieles dafür, dass sie auch an diesem Abend dem Rausch frönen und erst spät auf ihre Zimmer gehen würden. An den beiden vergangenen Abenden, hatten sie damit bereits bei Sonnenuntergang begonnen und eine solide Kondition bewiesen.

Alima wartete also bis zu eben jener Stunde. Die Zimmer lagen unter ihr, im ersten Stock des Hauses. Da derzeit aber keine weiteren Gäste in dieser Etage wohnten, genügte es zu lauschen, um den Fortgang der Männer zu bemerken. Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis sie Schritte vernahm. Fröhliche Stimmen begleiteten das Knarren von Holz. Die beiden Händler hatten sich auf den Weg gemacht.

Wenige Augenblicke später war es wieder ruhig geworden. Wie an jedem Abend drang gemütliches Gemurmel aus dem Schankraum herauf. Sonst war nichts zu hören.

Alima lies noch etwas Zeit verstreichen, dann löste sie sich von der Tür und ging zum Fenster. Ohne Zauberei sah sie kaum eine Chance auf dem üblichen Weg in die Zimmer zu gelangen. Die Schlösser waren gut und das Holz der Türen dick. Auch fehlte ihr die Erfahrung und das Werkzeug für einen solchen Einbruch. Was ihr jedoch nicht fehlte, war ein überaus scharfer Verstand. Sie hatte eine Schwäche in der Sicherung der Zimmer entdeckt, die sie nutzen konnte. Es waren die Fenster. Zwar war die Außenwand gut gearbeitet und man hatte darauf geachtet einem Kletterer die Arbeit nicht durch unnötig überstehende Balken zu erleichtern, aber oberhalb des Erdgeschosses war auf Gitter oder sonstige Sicherungen verzichtete worden.

Offenbar ging man davon aus, dass niemand dort hinaufgelangen würde. Vielleicht verließ der Wirt sich auch auf den Ruf des Hauses und den Schutz seiner einflussreichen Freunde.

Was auch immer der Grund war, wenn man an die Fenster gelangte, sollte es ein Leichtes sein, sie von außen zu öffnen. Das größte Risiko an diesem Vorgehen lag darin, dass die Fenster zur Reichsstraße hinausgingen. Es hieß also den rechten Moment abzapfen und schnell zu sein, um nicht der Stadtwache oder sonst wem aufzufallen.

Die Magierin öffnete das Fenster. Nur noch wenige Lichter erhellten die Stadt. Auch sah man kaum noch jemanden durch die Gassen irren. Sie verharrte einen Moment und beobachtete die dunklen Schatten.

In einiger Entfernung konnte man die Mauern und Türme erkennen, die der Stadt Schutz boten. Dort waren vereinzelt Wachen zu sehen, die auf den Wehrgängen ihren Dienst taten. Sie waren allerdings viel zu weit entfernt und zu sehr auf die andere Seite konzentriert, als das sie ein

Problem dargestellt hätten. Bis jetzt hatte Alima innerhalb der Befestigung noch keine Patrouille ausgemacht. Vielleicht waren sie noch nicht so weit. Dass es welche gab, wusste sie aus den Beobachtungen der letzten Nächte. Häufig kamen sie jedoch nicht an der Goldenen Ähre vorbei.

Alima drehte sich um und sah nach oben. An der Decke ihres Zimmers lagen mehrere der Dachbalken frei. Zugänglich für jedermann und jeden Zweck. Sie hob ihren Stab, streckte den rechten Arm aus und drehte die Hand so, dass der Stecken waagerecht über dem Boden war. Dann schloss sie die Augen und konzentrierte sich.

Augenblicklich verlor Zauberstab seine Stabilität. Die beiden Enden sackten nach unten und zogen dabei mehr Material mit sich, als möglich schien. Es sah aus, als würde der Stab schmelzen. Immer weiter ergoss er sich zu beiden Seiten und wurde dabei länger und länger. An Dicke verlor er kaum, bis er schließlich gut zehn Schritt lang war. Während der Verwandlung veränderte sich die Farbe und die Maserung des Holzes ging in die Struktur eines fasrigen Seils über. Im nächsten Moment konnte niemand mehr erkennen, dass Alima gerade noch einen Stab in der Hand gehalten hatte. Sie rollte das Seil halb auf und schleudert die andere Hälfte mit einer eleganten Handbewegung nach oben.

Ihr Wurf streifte den anvisierten Balken nur, doch das sollte genügen. Wie von Geisterhand schlang sich das Seil selbst um das Holz und vollendete seine Aufgabe in einem perfekten Knoten. Alima zog noch einmal daran, doch sie wusste bereits, dass es halten würde. Das tat es immer. Wurde diese Übung von vielen Kollegen auch als simpel belächelt und kaum eines Gedanken gewürdigt, so wusste sie das magische Seil sehr zu schätzen. Wenn man

sich die Mühe machte ein paar Stunden darüber zu meditieren, konnte man eine große Fülle an möglichen Anwendungen für diesen Trick finden. Zumal, da es niemals reißen würde. Nein, diese Magie war nicht zu unterschätzen, vor allem auch, weil sie so gut wie keine Kraft kostete, wenn man sie dem Stab einmal beigebracht hatte.

Während Alima wieder zum Fenster ging, band sie sich das freie Ende des Seils um ihre Taille. Sie sah in die Tiefe und zögerte.

Ein paar Trunkenbolde torkelten auf der anderen Seite der Straße entlang und grölten irgendein Sauflied. Vielleicht war der Plan doch nicht so gut, wie sie gedachte hatte. Es mochte zwar gelingen durch die Fenster in die Zimmer zu gelangen, aber der Weg wieder hinaus wäre ein Problem. Wenn sie das Seil hängen lies, so dass sie daran zurückklettern konnte, wäre es lange zu sehen. Würde sie es aber mitnehmen, hätte sie nur noch durch die Tür entkommen können. Das allerdings führte wieder zu dem Problem, dass sie dort ohne Magie nicht hindurch kam. Verflucht. Einbrechen war direkt eine Wissenschaft. Wie immer schien auch hier zu gelten, dass man ohne Erfahrung zu Fehlern neigte.

Ein wenig enttäuscht nahm sie das Seil wieder von ihrem Körper und sah zum Balken hinauf. Augenblicklich löste sich der Knoten und die andere Hälfte fiel herab. Mit einem Rauschen zog es sich zusammen und im nächsten Moment hielt sie wieder den Stab in Händen.

Sie musste ihrem zweiten Plan folgen. Zu Beginn hatte sie ihn für riskanter gehalten und ihn daher auf den nachrangigen Platz verwiesen, aber jetzt sah sie die Dinge anders. Sie legte den Stab aufs Bett und griff nach dem Dolch. Geschickt verbarg sie ihn so unter der Robe, dass man ihn nicht sehen, sie ihn aber jederzeit ziehen konnte. Auf dem

Weg zur Tür zog sie die Kapuze tief ins Gesicht und trat auf den Flur.

Es war ruhig hier oben. Nur eine einzelne Kerze, die auf einem eisernen Halter an der Wand stand, spendete etwas Licht.

Alima ging zur Treppe, die auf der anderen Seite des Gangs hinabführte. Die Dielen knarrten verräterisch unter ihren Schritte, egal wie vorsichtig sie sich auch bewegte. Sofort schoss ihr eine Formel in den Kopf, die ihr das lautlose Vorankommen ermöglichen konnte. Sie hatte den Mund bereits geöffnet und die erste Silbe gesprochen, als sie sich stoppte. Keine Magie. Jeder Funke war für etwas anderes bestimmt. Das hier musste auch so gelingen und es würde gelingen.

Entschlossen setzte sie ihren Weg fort. Sie stieg die schmale Treppe herunter und erreichte den ersten Stock. Doch dieser war jetzt noch nicht ihr Ziel. Sie stieg weiter hinab, bis zum Erdgeschoss.

Hier unten war der Lärm aus der Gaststube deutlicher zu vernehmen und knarrende Dielen würden niemandem auffallen. Der Flur, auf dem sie jetzt stand, führte zum Eingang des Gasthauses. Es gab hier fünf Türen. Eine führte zum Empfangsraum, von dem aus es weiter in die Gaststube oder nach draußen ging. Hinter einer anderen verbarg sich das Arbeitszimmer des Besitzers der Goldenen Ähre. Die dritte und vierte gehörten zu den Schlafgemächern der Familie. Die letzte Tür, die unweit neben dem Fuß der Treppe lag, führte auf den kleinen Hof, der sich hinter dem Haus erstreckte. Dort war auch der Abort zu finden.

Es war nicht schwer gewesen diese Dinge herauszufinden, denn der Sohn des Wirts, Wulfen, war ein Schwätzer und hörte sich gerne reden. Gleichzeitig hatte er eine Schwäche für Frauen, besonders für geheimnisvolle, wie es schi-

en. Jedenfalls war nur ein Abend und etwas Wein nötig gewesen, um ihm beinahe jedes Geheimnis dieses Hauses zu entlocken. So wusste Alima jetzt auch, dass es für jedes Zimmer einen zweiten Schlüssel gab. Dieses große Bündel lag in einer Truhe, im Arbeitszimmer. Dort hinein gelangte man freilich nur, wenn man die Tür aufbrach, was sie wieder an den Anfang ihrer Probleme führte. Den einzigen Schlüssel trug der Wirt immer an einer Kette um den Hals. Ohne dieses kleine Stück Metall wäre sie also nicht weiter, als vor wenigen Minuten.

Alima tauchte in den Schatten unter der Treppe und ging in die Hocke. Wer den Flur betrat, würde sie hier nicht sehen können. Genau wie oben gab es nur eine einzelne Kerze, die etwas Licht brachte. Da sie aber direkt neben der Tür zum Vorraum hing, half sie eher, als dass sie das Versteck gefährdete. Wer von dort in den Flur kam, würde von der Flamme geblendet werden.

Jetzt hieß es warten. Es gab noch etwas entscheidendes, was ihr der Sohn des Wirtes heute Mittag berichtet hatte. In der letzten Nacht war es zu einem feigen Mord gekommen. Die halbe Stadt sprach davon, denn das Opfer war eine beliebte Frau gewesen. Sie war überfallen und geschändet worden, so erzählte man zumindest auf den Straßen. Der Mörder habe ihr bei lebendigem Leibe die Kehle aufgeschlitzt und sie ausgeraubt. Das konnte sie für sich nutzen. Warum sollte dieser Halsabschneider nicht noch weitere Seelen holen oder jemanden berauben?

Alima verharrte noch eine ganze Weile unbewegt in ihrem Versteck. Der Wirt würde hier vorbeikommen, denn auch er musste an einem langen Abend den Abort aufsuchen. Die Tür zum Hof war nicht verschlossen, sondern nur mit einem Riegel versperrt. So konnten die Gäste zu jeder Stunde ihre Notdurft verrichten. Wem das zu unangenehm

war, dem blieb natürlich auch der Nachttopf. Dass bei diesem Vorgehen immer ein Zeitfenster entstand, in dem jemand sich hätte von außen in das Haus schleichen können, schien den Wirt nicht zu stören. Nun, er wusste wohl am besten, was er tat und wem er traute. Alima musste ob dieses Gedankens lächeln. Er würde sich noch wundern.

Die Nacht hatte bald ihren Höhepunkt erreicht und die Gespräche im Schankraum klangen angeregt, als die Tür zum Vorraum geöffnet wurde. Sofort zog Alima den Kopf zwischen die Schultern und versuchte sich so klein wie möglich zu machen. Ein großgewachsener Mann, mit langen, blonden Haaren und einem dichten Vollbart betrat den Flur. Sein Gang wirkte unsicher, als er mit schnellen Schritten zur Hoftür eilte. Mit einer Hand zwischen den Beinen und einem merkwürdig angestrengten Gesichtsausdruck passierte er Alimas Versteck. Er hätte sie wahrscheinlich nicht mal bemerkt, wenn sie offen auf der Treppe gestanden hätte. Hastig entriegelte er die Tür und stolperte ins Freie. Das laute knallen von Holz verriet, dass er die kleine Hütte mit dem Donnerbalken erreicht hatte.

Alima stand auf und schlich hinterher. Sie schlüpfte durch die Tür und drückte sich an der Hauswand entlang in eine Ecke des Hofes. Hier hinten war es noch finsterer, als im Flur. Es gab keine Lichtquellen. Nur aus der geöffneten Tür drang ein wenig Helligkeit. Es war perfekt. Jeder, der zum Abort ging, wäre klar zu erkennen, wobei er keine Chance hatte sie in ihrem Versteck zu sehen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Hüne wieder aus der Hütte herauskam. Erst nachdem er jeden erdenklichen Laut von sich gegeben hatte, zu dem ein Mensch in der Lage war, wankte er wieder ins Gasthaus. Eine übelriechende Wolke begleitete seinen Rückzug, doch Alima war viel schlimmere Düfte gewohnt. Wer sich mit Dämonen

und den Dämpfen der Niederhöllen einließ, der konnte über menschlichen Gestank nur müde lächeln. Sie hatte schon so manchem Schrecken gegenübergestanden und jedes Mal überlebt. Das Geheimnis lag darin, sich nicht zu überschätzen. Größenwahn war der sichere Weg zu Tod und Verdammnis.

Plötzlich wurde Alima nachdenklich. Die letzte Anrufung, die sie vollführt hatte, wäre um ein Haar tödlich ausgegangen. Noch immer suchte sie in stillen Stunden nach dem Fehler, doch sie konnte nicht erkennen, warum der Shruuf sich damals gegen sie wandte. Es musste an dem Ort selbst gelegen haben. Vielleicht hatte der Nodix dem Dämon mehr Kraft verliehen, als gedacht und ihn damit in die Lage versetzt, sich zu widersetzen. Wie auch immer es gewesen sein mochte, in jener Nacht hatte sie sich vorgenommen nie wieder leichtfertig ein Sphärenwesen zu rufen. Mit Glück war das auch nicht nötig, um den Plan zu Ende zu bringen.

Alima lies in der nächsten Stunde noch mehrere Gäste an sich vorüberziehen, ohne ihr Versteck zu verlassen. Keiner von ihnen schien sie dabei zu bemerken. Sie wartete, geduldig, wie eine Spinne im Netz.

Schließlich kam der Mann, auf den sie lauerte. Der Wirt betrat den Hof, lehnte die Tür hinter sich an und ging zügig zum Abort. Er wirkte fröhlich und verzog die Lippen zu einem leisen Pfeifen.

Als er die Hütte erreichte, setzte Alima sich in Bewegung. Sie schlich in einem Bogen heran und zog den Dolch. Die Klinge glitt mit einem gierigen Schaben aus der Scheide. Sie hielt den Stahl dicht an den Körper gepresst und verharrte direkt neben der Tür zum Abort.

Hinter den dünnen Brettern war der Wirt deutlich zu hören. Offenbar entledigte er sich eines größeren Druckes.

Mehrfach stöhnte er erleichtert auf. „Bei den Göttern!“, rief er schließlich und stand auf. „Was für eine Nacht.“

Die Tür schwang auf und er trat ins Freie. Während sie wieder zurückfiel glitt Alima von hinten heran und legte ihrem Opfer die linke Hand auf den Mund. Mit der Rechten führte sie ihm zugleich die Klinge an den Hals.

„Kein Wort!“, hauchte sie und zog ihn ein paar Schritte weiter in die Dunkelheit. Wie vom Schreck gelähmt, fügte Holgrim sich. Zitternd öffnete er den Mund, um etwas zu sagen, doch Alima zögerte nicht länger. Noch bevor er sich von dem ersten Schrecken hatte erholen können, durchschnitt der Dolch seine Gurgel. Ohne nennenswerten Widerstand glitt er durch sein Fleisch und riss eine tiefe, tödliche Wunde. Mit einem Schwall ergoss sich helles, schäumendes Blut auf den Boden. Holgrim röchelte und versuchte sich zu wehren, doch mit jedem Herzschlag schwanden ihm die Kräfte. Alima hatte kaum Schwierigkeiten ihn zu halten, bis er wenige Augenblicke später leblos zusammensackte. Der Schnitt war gut gesetzt gewesen.

Während der letzte Rest des Lebenssaftes aus der Leiche sickerte, zog Alima sie in eine Ecke des Hofes. Bis zum Sonnenaufgang würde man ihn hier nicht finden. Die Blutlache hinter der Hütte war in der Dunkelheit nicht als solche zu erkennen. Kaum jemand würde sich die Mühe machen eine Pfütze, die neben einem Abort lag, näher zu untersuchen, wenn er dafür nicht einen triftigen Grund hatte. Allerdings würde man den Wirt recht bald vermissen. Sie durfte keine Zeit mehr verschwenden.

Mit geschickten Fingern suchte sie nach dem Schlüssel und zog ihn schließlich hervor. Sie reinigte flüchtig die besudelten Hände, sah sich noch einmal hastig um und war im nächsten Augenblick auf dem Weg zum Arbeitszimmer.

Der Flur lag genauso still da, wie vor einer Stunde. Niemand hatte etwas bemerkt. Alima verharrte nur kurz in der Tür, huschte dann herein und schob hinter sich den Riegel wieder vor. Man sollte denken, der Wirt sei im Haus und auf irgendeine Art und Weise beschäftigt. Vorsichtig schlich sie weiter.

Die Tür zum Arbeitszimmer lag genau gegenüber der zum Schankraum. Mit klopfendem Herz schob sie den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn. Ein lautes Klacken ertönte, ein Bolzen sprang zur Seite und die Tür schwang nach innen auf. Beinahe gleichzeitig erklang über ihr ein harter Schlag. Eine Tür war ins Schloss geworfen worden. Schwere Schritte folgten. Jemand ging den Gang entlang. In wenigen Augenblicken würde er auf dem oberen Absatz der Treppe erscheinen und hätte sie damit im Blick.

Hastig schob Alima die Tür etwas weiter auf und schlüpfte hinein. Erst, als bereits das Knarren der ersten Treppenstufen zu hören war, gelang es ihr die schwere Tür wieder zu schließen. Behutsam löste sie ihre Hand vom Griff und wich etwas zurück. Die Schritte klangen mit einem Mal sehr dumpf. Sie kamen näher und wurden durch ein angestrengtes Schnauben ergänzt.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Alima zuckte zusammen, doch sie hatte sich schnell wieder im Griff. Lautlos glitt sie an die Wand und hielt den Dolch erhoben.

Es war vollkommen dunkel in dem Zimmer. Die Fenster waren mit Läden verschlossen und so drang so gut wie kein Licht von außen herein. Noch hatten sich ihre Augen nicht daran gewöhnt, aber würde jemand die Tür öffnen, so vermochte er im ersten Moment sicher nicht mehr zu erkennen, als einen schwarzen Nebel.

„Herr Wirt, seid ihr da drinnen?“, rief eine Männerstimme. „Ich muss mit Euch sprechen. Es geht um mein Bett. Das

Quietschen raubt mit den Schlaf! Ihr wolltet doch schon Euren Knecht geschickt haben!“ Mit den letzten Worten wurde die Klinke heruntergedrückt und ein Streifen Licht fiel in den Raum. „Herr Wirt?“ Die Tür öffnete sich langsam. „Seid ihr da drin?“

Alima hatte die Stimme erkannt. Es war einer der Händler, die sie berauben wollte. Sie spürte, wie sie immer ruhiger wurde, je länger die gefährliche Situation anhielt. Ihr Herz schlug mittlerweile langsam und kraftvoll. Das anfängliche Zittern war aus ihren Händen gewichen und der Atmen ging gleichmäßig.

„Hallo?“ Der Händler trat einen Schritt in das Zimmer. Alima spannte ihren Körper, bereit dem Mann das Leben zu nehmen, wenn er den nächsten Schritt tat. Sie drehte den Dolch langsam, bis die Schneide zum Körper zeigte. Noch konnte der Händler sie nicht sehen, da die Tür seinen Blick verdeckte. Sie hörte seinen schwerfälligen Atem und fühlte seine Verwunderung. Bange Augenblicke vergingen, bis er sich schließlich umdrehte und die Tür hinter sich ins Schloss zog. Kurz darauf war zu hören, wie er eine weitere Tür passierte. Offenbar zog es ihn in den Schankraum zurück. Was er auf seinem Zimmer gesucht haben mochte, blieb sein Geheimnis.

Alima atmete durch. Wenn sie Pech hatte, und davon musste man immer ausgehen, wenn es um etwas ging, würde er weiter nach dem Wirt suchen. Spätestens, wenn er begann in der Schankstube nach ihm zu fragen, würde sein Verschwinden auffallen. Sie hätte ihn einfach umbringen sollen!

Beim nächsten Mal wollte sie nicht wieder zögern. Nun jedenfalls musste sie so schnell wie möglich tun, warum sie gekommen war. Sie durchsuchte das Zimmer nach der beschriebenen Truhe und fand sie wenig später in einer

Ecke. Sie war sehr groß und hätte wohl nur von vier Männern davongetragen werden können. Ein mächtiges Schloss schützte den Inhalt vor unbefugtem Zugriff. Es war so groß wie das einer Tür und wirkte ehern.

Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie dem Wirt tatsächlich nur einen Schlüssel abgenommen hatte. Eigentlich hätte sie mit zweien rechnen müssen, da es eine Tür und eine Truhe zu überwinden galt. Doch in diesem Fall schien Phex ihr hold zu sein. Sie führte den Schlüssel, den sie auch schon für die Tür verwendet hatte, in das Schloss. Er passte. Die Mechanik löste sich. Hier hatte der Wirt wohl ein paar Goldmünzen gespart.

Alima musste beide Hände zu Hilfe nehmen, um den schweren Deckel anzuheben. Ohne auch nur das kleinste Geräusch von sich zu geben, schwang er auf und rastet ein, als er senkrecht stand. In dem wenigen Licht, dass seinen Weg in das Arbeitszimmer fand, konnte Alima den Inhalt nur schemenhaft erkennen. Sie griff hinein und fühlte mehrere Lederbeutel, die offenbar mit Münzen gefüllt waren. Ein kleines Vermögen schlummerte hier.

Sie suchte weiter und fand das Schlüsselbund. Es klirrte hell, als sie es in die Hand nahm. Gerade wollte sie die Truhe wieder schließen, da hielt sie inne. Was wollte sie noch mit den Schlüsseln, wenn das Gold bereits vor ihr lag? Bei den Händler wäre mit Sicherheit nicht mehr zu holen.

Gewissenhaft wählte sie einige der Beutel aus, um möglichst reiche Beute zu machen. Ein paar kleinere ließ sie in größere fallen, so dass am Ende nur noch zwei Beutel zu tragen waren. Das Klimpern der Münzen erfreute ihr Herz und lenkte sie von den Gefahren ab, die um sie herum aufzuziehen drohten. Sie ging zur Tür und zerrte die Beutel hinter sich her. Schwer. Sie würde nur einen zur Zeit

tragen können, ohne besonders aufzufallen. So versteckte sie einen hinter der Tür und hob den anderen über die Schulter. Mit der freien Linken drückte sie vorsichtig den Türgriff runter.

Auf dem Flur war niemand zu sehen. Noch war alles ruhig. Ursprünglich hatte sie vor gehabt, aus dem Fenster zu fliehen, aber der Weg über den Hof wäre mit dem Gewicht des Schatzes der bessere. Wenn sie aber sowieso noch einmal hier vorbei musste, war es nicht nötig, sich die Mühe zu machen das Gold zunächst hinaufzutragen.

Nachdenklich sah sie sich um, dann kam ihr die Idee. Mit wenigen Schritten überwand sie den Weg zur Treppe und versteckte den Beutel im Schatten darunter. Sie kehrte zurück und verfuhr genauso mit dem zweiten. Zu guter Letzt schloss sie die Tür zum Arbeitszimmer ab und ließ die Schlüssel unter ihrer Robe verschwinden.

Alles verlief, ohne dass sie jemand dabei beobachtete. Der Schweiß stand ihr auf der Stirn, aber es war gut gegangen. Sie ging noch einmal zur Hoftür, um zu überprüfen, ob man die Beutel von hier aus sehen würde. Nein. Sie würden unbemerkt dort liegen können, bis der Tag anbrach.

„Ist ja schon gut!“, ertönte eine gedämpfte Stimme aus Richtung Schankraum. „Ich suche ihn. Er kann ja nicht weit sein.“ Die Tür zum Flur schwang auf und der Sohn des Wirtes trat ein, gefolgt von dem dicken Händler. Alima überlegte kurz, sich unter der Treppe zu verstecken, aber es war zu spät. Die Männer hatten sie bereits entdeckt.

„Ah, Frau von Perricum!“ Wulfen deutete eine Verbeugung an und lächelte. „Verzeiht, aber habt ihr meinen Vater gesehen? Er wollte vor geraumer Zeit zum Abort und ist seit dem nicht mehr aufgetaucht.“

Alima verneigte sich ebenfalls. „Es tut mir leid, ich habe ihn den ganzen Abend noch nicht gesehen.“ Sie hoffte

sehr, dass man in dem trüben Licht die Blutspritzer auf ihrer Kleidung übersehen würde. Ihre ebenfalls befleckten Hände behielt sie wohlweislich unter der Robe.

„Ich habe Euch doch gesagt, dass hier etwas faul ist!“, mischte sich der Händler ein. Er deutete auf das Arbeitszimmer. „Diese Tür war nicht verschlossen, als ich eben nach Eurem Vater gesucht habe. Es war aber auch kein Licht entzündet und von ihm keine Spur! Er würde doch sicher niemals dort hinausgehen, ohne abzusperrern!“

„Nein, das würde er sicher nicht“, gab Wulfen zurück. Er legte die Hand auf den Türgriff und drückte ihn herunter. Obwohl Alima genau wusste, dass sie sich nicht öffnen würde, stieg ihre Anspannung. Die Situation war sehr gefährlich.

„Verschlossen“, stellte der Wirtsohn fest, nachdem er an der Tür gerüttelt hatte. „So, wie es sein sollte. Ihr müsst Euch getäuscht haben.“

„Das ist mir unerklärlich!“ Der Händler sah ehrlich verblüfft drein und legte die Hand an sein prächtiges Doppelkinn. „Sie war doch eben noch offen.“ Sein Gesichtsausdruck wurde ärgerlich. „Ich habe mir das sicher nicht eingebildet! Es ist keine halbe Stunde her, dass ich selbst einen Fuß in dieses Zimmer gesetzt habe!“

Wulfen sah den Mann an. „Dann muss mein Vater wohl noch einmal hier gewesen sein und wieder abgeschlossen haben. Aber wo sollte er dann hingegangen sein?“

„Vielleicht ist er auf mein Zimmer, um sich das Bett anzuschauen, worum ich ihn gebeten hatte.“

„Sagt, Frau von Perricum“, begann Wulfen. „Euch ist er nicht entgegengekommen, als ihr aus Eurem Zimmer kamt, oder?“ Doch der junge Mann wartete ihre Antwort nicht ab, sonder schüttelte sogleich selbst den Kopf. „Ach, nein, verzeiht. Ihr habt ja bereits gesagt, dass Ihr ihn heute

noch nicht gesehen habt. Bitte, lasst Euch nicht weiter von uns aufhalten!“

Alima ärgerte sich über ihre vorschnellen Worte. So viele sinnvollere Dinge hätte sie behaupten können, als einfach nur, den Wirt nicht gesehen zu haben! Langsam und mit gesenktem Kopf ging sie auf die beiden Männer zu, so als wollte sie in den Schankraum.

„Geht Ihr zurück in dem Schankraum“, bat Wulfen. „Ich werde ihn schon finden. Vielleicht ist er zum Stall gegangen.“ Er setzte sich in Bewegung. „Danach muss ich aber zu meinen Gästen zurück.“

„Soll recht sein, soll recht sein“, antwortete der Händler und zog sich zurück.

Wulfen schritt an Alima vorüber. Er entriegelte die Hoftür und im nächsten Moment war er aus ihrem Sichtfeld verschwunden. Die Magierin zögerte, dann ging sie hinterher. Sie durfte nicht riskieren, dass der Wirt gefunden wurde. Auf dem Hof angelangt, zog sie die Tür hinter sich zu. Wulfen, der noch nicht weit gekommen war, drehten sich um.

„Wartet!“, rief sie und ging auf ihn zu. „Mir ist noch etwas eingefallen.“ Während sie sich näherte, griff sie unter der Robe nach dem Dolch. Der junge Mann sah sie fragend an. „Habt Ihr ihn doch gesehen?“

„Das ist ein Geheimnis!“ Sie hob den linken Zeigefinger an die Lippen, als wollte sie ihn zur Verschwiegenheit ermahnen. Gleichzeitig formte ihre Stimme ein wohlklingendes Wort. „*Silentium!*“

Sofort erstarb jeder Laut. Die Welt lag mit einem Schlag stiller da, als der einsame Acker im Winter, wenn Firn seine dicksten Flocken schickte. Nichteinmal das Rauschen des eigenen Blutes war noch zu vernehmen.

Wulfen sah sich verwirrt um. Er fasste sich an die Ohren, als suche er dort nach einer Ursache für die plötzliche Veränderung.

Alima, von der Wirkung des Zaubers nicht abgelenkt, war mittlerweile auf armeslänge an ihn herangekommen. Ohne die Miene zu verziehen, zückte sie den Dolch und attackierte ihr Gegenüber. Sie führte die Klinge aus dem Schatten ihrer Robe schräg nach oben. Wie ein silberner Blitz fuhr der Stahl durch die Nacht.

Hastig wich Wulfen zurück. Die Waffe verfehlte ihr Ziel. Er stolperte nach hinten und hob abwehrend die Hände. Seine Lippen bewegten sich schnell und er schüttelte den Kopf. Offenbar wollte er auf Alima einreden, sie beschwichtigen.

Sie lächelte.

Zu gerne hätte sie gehört, mit welchen Worten er versuchte sein Leben zu retten. Aber auf diesen Spaß musste sie verzichten. Sie sprang vor und griff ihn wieder an. Er fuchtelte mit den Armen, um sie abzuwehren, doch die Klinge biss gnadenlos zu. Schnitt um Schnitt trieb sie ihm die Lebenskraft aus dem Körper.

Einig Zeit gelang es ihm, Alima von einem tödlichen Stoß abzuhalten, doch seine Arme und Hände zahlten einen schrecklichen Preis dafür. Über ein Dutzend tiefe Wunden ließen ihn mehr und mehr Blut und Kraft verlieren.

Immer weiter wich er zurück. Sein Gesicht war verzerrt von Schmerz und Verzweiflung. Tränen rannen ihm über die Wangen. Schließlich stieß er mit dem Rücken gegen eine Wand. Er zitterte am ganzen Körper und war aschfahl geworden. Über und über mit Blut besudelt versagten ihm die Knie. Er glitt an der Mauer hinab.

Obwohl seine Verletzungen schon so schwer waren, dass er ohne Magie nicht mehr hätte gerettet werden können,

packte Alima ihn gnadenlos an den Haaren. Sie riss seinen Kopf hoch. Ein letztes Mal kniff er vor Schmerz die Augen zusammen, dann stieß sie ihm den Dolch in den Hals. Als sie die Klinge wieder herauszog, kippte er vorne über und blieb reglos liegen.

Sie trat einen Schritt zurück und sah sich um. Nachdem sie sicher war, dass er tot war, hob sie den Zauber auf. Die Laute der Nacht, sonst kaum wahrnehmbar, wirkten für einen Moment ohrenbetäubend laut. Doch da sie diesen Effekt kannte, brauchte sie nicht lange, um sich wieder daran zu gewöhnen. Nach wenigen Augenblicken erschienen ihr der Hof wieder still.

So eine Verschwendung! Wertvolle magische Kraft aufgewendet für diesen Einfaltspinsel! Vielleicht hätte sie ihn auch ohne den Zauber ausschalten können, doch das war ihr zu riskant erschienen.

Ohne sich weiter über das Vorgefallene zu ärgern, wischte Alima ihren Dolch an Wulfens Leiche ab und ließ die Waffe wieder unter der Robe verschwinden. Der Tote konnte bleiben wo er war. Im Schatten der Mauer war er gut genug versteckt.

Sie musste hier weg. Trotz der Dunkelheit war es unwahrscheinlich, dass der nächste Abortgänger die Spuren des Kampfes übersah. Auch sie selbst war zu sehr mit Blut befleckt, um weiter unbehelligt durch die Flure wandeln zu können. Außerdem würde die Abwesenheit der beiden Männer rasch auffallen.

So schnell sie konnte, lief sie ins Haus zurück, verriegelte die Hoftür und schlich die Treppe hinauf. Wie schon den ganzen Abend, drangen ruhige Stimmen aus dem Schankraum. Ein wenig Zeit blieb ihr noch.

Auf ihrem Zimmer angekommen, lief sie zum Bett und vertrieb die Blutflecken auf ihrer Robe so gut es ging mit

dem Laken. So sahen sie zumindest nicht mehr frisch aus und im Schutze der Nacht mochte das für flüchtige Blicke genügen. Sie nahm die Tasche, in der sie zuvor schon ihre Habe verstaut hatte, sowie ihren Stab. Gerade wollte sie sich auf den Weg nach unten machen, da zerriss ein Schrei die Nacht. Laute Rufe antworteten und Türen knallten. Unter ihr begann das Haus zu brodeln.

Alima sprang zum Fenster. In der Bewegung verwandelte sie ihren Stab in das magische Seil und lies es sich um den Dachbalken winden. Kaum hatte sie die Läden geöffnet, ächzte die Treppe unter schweren Schritten.

„Der Mörder ist hier irgendwo! Durchsucht die Zimmer! Es ist diese Frau!“, rief jemand und Fackelschein drang unter der Tür hindurch.

Plötzlich traf es Alima wie ein Schlag. Sie sah an sich hinab. Blut und Schmutz. Sie musste auf dem Flur und der Treppe deutliche Spuren hinterlassen haben.

Ohne weiter zu zögern, packte sie das freie Seilende und schwang sich aus den Fenster. Sie lies sich hinab, viel schneller als gewollt und verlor das Gleichgewicht. Die letzten Schritt rutschte sie unkontrolliert und landete hart auf dem Boden. Ihr ganzer Körper schmerzte, doch das konnte jetzt nicht ihre Sorge sein. Sie löste das Seil und machte die Verwandlung rückgängig.

Kaum hatte sie sich in den Schatten einer nahen Mauer gedrückt, hörte sie wie über ihr Holz brach. Mit lauten Krach splitterte eine Tür und kurz darauf war ein bärtiges Gesicht an ihrem Fenster zu sehen. Der Hüne, der sich offenbar rasch von seinem Rausch erholt hatte, trug eine Axt in Händen und sah grimmig in die Nacht. Obwohl sie sich sicher war, dass er sie unmöglich sehen konnte, stellten sich ihr die Nackenhaare auf, als sein wacher Blick ihr Versteck streifte.

„Hier ist niemand. Suchen wir weiter! Sie kann noch nicht weit sein!“ Das Gesicht verschwand und das Gepolter einer größeren Menschenmenge, die sich hastig durch zu enge Flure zwängte, folgte. Bald würde die Wache hier auftauchen, oder selbsternannte Helden aus der Goldenen Ähre. Alima konnte nicht sagen, was schlimmer gewesen wäre.

Mit flinken Schritten stahl sie sich davon, überquerte die Reichsstraße und hielt auf das Viertel der Handwerker zu. Dort waren die Gassen schmaler und die Schatten länger. Heute Nacht würde sie nicht mehr so einfach aus der Stadt herauskommen. Eigentlich hatte sie vor gehabt die Torwachen zu bestechen, aber jetzt würde dieser Plan nicht mehr aufgehen.

Als sie ihr Ziel erreichte, war sie am Rande ihrer Kondition angelangt. Sie ließ sich gegen eine Wand sinken und rang nach Atem. Langsam kam sie zur Ruhe.

Alles umsonst...

Sie war ohne eine einzige Goldmünze geflohen. Verflucht! Aber irgendetwas würde ihr schon einfallen, um Reonars Leute gnädig zu stimmen.

Es musste.

Jetzt waren jedoch zunächst andere Dinge vorrangig. Der dicke Händler würde sich an ihr Gesicht erinnern und spätestens morgen früh wäre ihr die ganze Wache auf den Fersen. Sie konnte es nicht riskieren hier zu bleiben, doch ohne Magie war eine Flucht in der Nacht nicht denkbar.

Sie lehnte den Kopf an die Wand. Wie hatte ihr das alles nur so entgleiten können? Angestrengt suchte sie nach dem Grund ihres Versagens, doch schon im nächsten Moment zog Boron sie in sein Reich.

Kapitel 12 – Irgendwo, Irgendwann

Als Alima die Augen öffnete, war die Welt verwandelt. Dunkle Wolken bedeckten den purpurnen Himmel und zogen in chaotischen Bahnen dahin. Rote Blitze zuckten über das Firmament und tauchten die Szenerie in gespenstisches Licht, doch der Donner lies sich nicht hören. In jede Richtung, bis zum Horizont, erstreckten sich graue Hügel. Sanft wiegten sich die Gräser die dort wuchsen im Wind. Wellen nickender Halme schwappten auf und ab, doch ihr Rauschen kam nicht herüber.

Alles war stumm.

Stumm, wie ein Grab.

Stumm, wie der Tod selbst.

Kein laut, wie sehr man auch lauschte.

Eslamsroden war verschwunden. Verschwunden mit allem, was dort gelebt hatte. Die Weite war menschenleer und fremd. Irritiert stand Alima auf. Unsicher kam sie auf die Beine und sah sich um. Sie spürte, den Wind an sich zerren, doch vermisste die Kälte, die er hätte bringen müssen. Sie trug die selbe graue Robe und auch die Blutflecken waren noch frisch. Sonst war nichts so, wie es gewesen war. Mit zusammengekniffenen Augen sah sie zum Himmel. Über allem lag ein Schleier, ein trüber Nebel.

Sie stand einfach da, unfähig sich zu bewegen oder auch nur den Wunsch danach zu verspüren. Lethargisch wie ein Rohalsjünger blickte sie in das Unwirkliche, bis plötzlich eine Stimme an ihr Ohr drang. Zunächst war es nicht mehr als ein undeutliches Gemurmel. Langsam drehte sie den Kopf und suchte nach dem Ursprung der Worte. In weiter Ferne erkannte sie einen Schatten, der zuvor nicht dort gewesen war.

Er kam näher.

Schneller als ein Sturmfalke flog er heran und stand schon im nächsten Moment vor ihr. Es war eine schwarze Wolke, schmal und so hoch wie ein Mensch. Der Wind lies die Form nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder trieb er Löcher hinein oder zog lange Schlieren mit sich davon.

„Du musst dich retten!“, flüsterte es. Die leise Stimme hallte hundertfach nach, wie aus einer tiefen Grube gesprochen. Sie klang flehend, fast verzweifelt. Alima zog irritiert die Brauen zusammen. Das konnte nicht wahr sein.

„Du warst nicht immer so, wie du jetzt bist. Erwinnere dich! Man gibt dir die Macht, alles zu verändern. Lass diese Chance nicht verstreichen!“

Die Wolke begann sich zu verändern. Obwohl der Wind nicht nachließ, hielt sie ihm immer besser Stand, wurde zäh. Sie zog sich zusammen und formte schließlich eine weibliche Gestalt. Hatte Alima bis eben noch auf eine Täuschung ihrer Sinne gehofft, so war sich jetzt sicher: Sie stand vor sich selbst. Ihr anderes Ich war jedoch jünger, vielleicht um zehn Sommer und sah sie mit traurigen Augen an. Ihre Kleidung war die einer Scholarin.

„Verschwinde!“, rief die Zauberin energisch, nachdem sie ihren Schreck überwunden hatte. „Was du verlangst ist unmöglich! Wir müssen tun, was der Sache dient.“

„Bitte, sprich nicht so mit mir! Du weißt, wie sehr du selbst danach verlangst. Vergiss die dunklen Träume! Du musst nicht denen folgen, die dich verführt haben! Kehre zurück, auf einen anderen Pfad!“

Alima spürte einen glühenden Stich in der Brust. Trauer versuchte sich einen Weg zu bahnen, doch die Selbstbeherrschung war stärker.

„Das ist vergangen!“, rief sie und der Wind brauste auf, wie ihre Stimme. „Ich kann es nicht ändern! Und ich will es nicht ändern!“

„Du kannst es!“, schrie ihr jüngeres Ich und warf sich ihr entgegen. „Wenn du auf diesem Pfad weitergehst, wird es dich ins Verderben reißen!“ Die graue Gestalt klammerte sich an Alimas Robe und begann bitterlich zu weinen. „Bitte!“ Ihre Stimme wurde leiser, bis sie unter Sturm und Schluchzen nicht mehr zu verstehen war.

Alima stieß sich selbst davon. Ihre Haare flatterten im Wind und ihre Augen glühten voll Zorn. „Geh! Verschwinde in den Tiefen meines Geistes, aus denen du gekrochen bist und lass mich in Ruhe! Wage es nie wieder mich zu belästigen! Vergangen ist vergangen! Ich werde unseren Weg nicht ändern! Ich werde eine bedeutende Rolle spielen! Und ja, ich werde uns retten, aber nicht so, wie du es verlangst!“

Jedes Wort trieb ihrem Gegenüber die Hoffnung aus dem Gesicht, wie Schwerthiebe das Leben aus einem Körper. Mit dem letzten Laut sackte ihr anderes Ich zusammen. Die anmutige Gestalt löste sich in schwarze Rauchfäden auf und verging mit dem Wind. Ihr Weinen und Schluchzen jedoch blieb zurück und drang von allen Seiten auf die Magierin ein. Nicht bedrohlich, sondern bittend, flehend klangen die Laute durch den Sturm. Doch die letzten Jahre hatten Alimas Herz schier unberührbar gemacht.

„Verschwinde!“, rief sie und versuchte den verbliebenen Rauch mit den Händen zu vertreiben. „Ich werde ihn retten! Nichts wird mich davon abhalten! Ich werde ihn retten...“

„Sicher wirst du das! Allerdings wirst du dich zuerst mal selbst retten müssen, meine Hübsche!“ Grobe Hände packten Alima und rissen sie unsanft hoch. Es dauerte ei-

nige Augenblicke, bevor sie begriff wo sie war. Offenbar hatte sie der Schlaf letzte Nacht übermannt, als sie sich in der Gasse ausruhte.

Jetzt sah sie sich zwei zerlumpten Gestalten gegenüber. Die Männer starrten vor Dreck und rochen streng nach menschlichen Ausscheidungen. Einer von ihnen hielt sie an der Schulter, während er ihr mit der anderen Hand ein scharftiges Messer vor die Augen führte.

„Mach keinen Ärger, Mädchen!“ Er entblößte eine Reihe fauliger Zähne und ein bestialischer Hauch stieg Alima in die Nase. „Los, raus mit dem Geld! Gib uns alles was du hast, dann kannst du deine hübsche Haut behalten!“

„Beeile dich, Kodo!“, rief der zweite Mann nervös. Er sah hastig die Gasse hinauf und trat von einem Bein aufs andere. „Wir müssen vorsichtig sein! Heute laufen mir zu viele Wachen herum.“

„Du hast ihn gehört!“, sagte Kodo und verstärkte den Druck seiner Hand. „Wir haben leider keine Zeit zu verschwenden. Wenn du nicht aufgewacht wärst, wären wir jetzt schon über alle Berge. Also, raus damit, ich sag's nicht nochmal!“ Er legte seinem Opfer die Klinge an die Wange und grinste. „Sonst müssen wir dir das hübsche Gesicht zerschneiden.“

Alima ließ sich auf die Situation ein und tat, als würde sie sich fürchten. „Bitte tut mir nichts zu Leide!“, flehte sie und sah ihr Gegenüber mit weit aufgerissenen Augen an. „Ich gebe euch alles, was ich bei mir habe, nur lasst mir mein Leben!“

Der Räuber lachte höhnisch auf. Dabei löste er für einen Moment seine Hand. Darauf hatte Alima gehofft. Blitzartig schlug sie seinen Arm zur Seite und zog gleichzeitig ihren Dolch. Den Zauberstab ließ sie neben sich liegen. Er hätte

ihr mit seiner Länge hier eh nicht viel genutzt. Die Gasse war zu eng.

Noch bevor die beiden Männer begriffen hatten was geschah, war sie ein Stück zur Seite gesprungen. Wie eine Raubkatze, bereit jederzeit zuzuschlagen, stand sie vor ihnen und funkelte die Angreifer an. Der krumme Dolch schimmerte matt im Zwielflicht der engen Häuserschlucht.

„Ihr habt euch die Falsche ausgesucht“, sagte sie leise. „Macht, dass ihr hier wegkommt, sonst endet ihr so, wie es Lumpen wie euch gebührt!“

Die Räuber blickten irritiert drein. Sie waren zunächst zurückgewichen, doch jetzt trat Kodo wieder einen Schritt auf Alima zu.

„Wie bitte? Willst dich mit uns anlegen?“ Er nickte seinem Freund zu, woraufhin der etwas zögerlich einen Knüppel aus dem Hosenbund zog. „Nur, weil dir dein Vater eine Waffe geschenkt hat, heißt das noch nicht, dass wir Angst vor dir haben.“

„Wollen wir nicht wirklich lieber abhauen?“, fragte der andere Dieb und wirkte alles andere als glücklich mit seiner Lage.

„Alrik, du elender Feigling!“, antwortet Kodo. „Jetzt mach schon und schlag ihr auf den Kopf, damit Ruhe ist!“ Er trat einen Schritt zur Seite.

Alima bereitete sich auf den Angriff vor. Die beiden machten alles andere als einen gefährlichen Eindruck und so wollte sie auch jetzt auf Magie verzichten. Den Messerkampf, wie er in den dunklen Straßen der Städte gefochten wurde, beherrschte sie zwar nur unzureichend, aber ihre Gegner sahen auch nicht gerade wie des Kaisers Elite aus.

Vorsichtig kam Alrik näher. Den Knüppel hielt er fest in der Rechten, zum Schlag erhoben. Seine Augen bewegten

sich hastig. Immer wieder warf er einen Seitenblick zu seinem Kumpan aber auch die Straße hinauf, offenbar aus Angst vor der Wache. Schließlich faste er sich ein Herz und tat einen großen Satz nach vorne.

Er schwang den Knüppel mit unerwarteter Kraft und befreite sich mit einem lauten Schrei von der eigenen Anspannung. Alima zog den Kopf zwischen die Schultern und wich zur Seite aus. Viel Platz für Manöver blieb ihr nicht, da die beiden Männer sie bereits an die Mauer der Gasse gedrängt hatten. Krachend schlug das Holz gegen die Steine. Splitter flogen durch die Luft.

„Gut so!“, feuerte Kodo seinen Freund an. „Mach sie kaputt!“

Sofort griff Alrik wieder an. Wie in einen Rausch verfallen, startete er Alima aus weit geöffneten Augen an und setzte ihr nach. Er lies den Knüppel über dem Kopf kreisen, und begann zu lachen. „Wo ist dein großes Mundwerk hin, Mädchen?“, spottete er.

Alima versuchte die Waffe im Auge zu behalten und gleichzeitig eine Möglichkeit zur Flucht zu finden. Noch jedoch versperrten ihr die Männer beide Richtungen. Sie trat einen weiteren Schritt zur Seite.

Ein einfacher Blendzauber würde reichen, um hier herauszukommen. Sie hob die linke Hand und streckte sie ihren Angreifern entgegen. Gerade wollte sie den Zauber wirken, da trat sie auf etwas weiches, rutschte aus und verlor das Gleichgewicht. Rücklings fiel sie zu Boden und landete mit einem lauten Klatschen im Dreck.

Sofort war Alrik über ihr. Doch anstatt noch einmal zu versuchen sie zu schlagen, hatte er seinen Knüppel fallen gelassen und sich mit bloßen Händen auf sie gestürzt. Gierig sah er sie an, während er nach ihren Armen griff, um sie am Boden zu halten.

„Runter von mir!“, rief sie und hieb mit dem Dolch nach dem Angreifer. Ein wildes Durcheinander von Fingern und Stahl folgte, bis ein lauter Schrei ertönte. Blut spritzte ihr ins Gesicht und Alima spürte, wie ihr Dolch durch Haut und Sehnen schnitt.

„Meine Hand!“ Alrik umklammerte seine Linke mit der Rechten und rollte von Alima herunter. Wimmernd krümmte er sich zu einer menschlichen Kugel. Er blutete so stark, dass man schon jetzt nicht mehr erkennen konnte, welche der beiden Hände die verletzte war.

Alima nutzte die Gelegenheit und rappelte sich auf. Noch bevor aus Kodos Verwunderung Wut werden konnte, hatte sie sich Stab und Beutel gegriffen, die Beine in die Hand genommen und war aus der Gasse geflohen. Auf die Straßen würde er ihr sicher nicht folgen, nur leider war sie selbst hier auch nicht viel sicherer. Kaum war sie ins Licht getreten und hatte ein paar verwunderte Blicke geerntet, war ihr dieser Umstand wieder bewusst geworden.

Sie zog ihre Kapuze tief ins Gesicht und schritt zügig aus. Erst einmal musste sie etwas Abstand gewinnen. Doch wohin konnte es gehen? Sicher würde man schon in der ganzen Stadt nach ihr Ausschau halten. Auch wenn es noch keine Steckbriefe geben konnte, so waren die Wachen doch zumindest informiert worden und würde sie vielleicht erkennen.

Es musste bereits kurz vor Mittag sein. Praios stand hell am Himmel und die Straßen der Stadt waren voll mit Menschen. Es gelang Alima für den Moment mit dem Strom zu schwimmen, ohne weiter aufzufallen.

Sie entfernte sich rasch von der Gasse und gelangte bald darauf zum Tempel der Peraine. Dort herrschte ein reges Kommen und Gehen. Ein angenehm würziger Duft lag in

der Luft, doch er stieg nicht in erster Linie aus dem heiligen Hain auf. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, hatte ein geschäftstüchtiger Mensch seine Garküche aufgebaut. Der Mittag war nicht mehr fern und so wuchs die Traube vor seinem Kessel zusehends.

Zu Alimas Schrecken waren auch drei Gardisten unter den Wartenden. Noch waren sie in ein Gespräch vertieft und hatten sie nicht bemerkt.

„Passt doch auf!“, schimpfte eine laute Stimme, als Alima ohne erkennbaren Grund langsamer wurde. „Ich wäre Euch beinah in den Rücken gerannt! Macht Platz!“

Noch bevor sie reagieren konnte, wurde Alima barsch zur Seite gedrängt. Ein grobschlächtiger Kerl blickte grimmig auf sie herab und schob sich unter wiederholtem Fluchen an ihr vorbei.

„Denkt wohl, Euch gehört die Straße!“

Alima senkte, ohne etwas zu erwidern, den Blick und versuchte sich seitwärts durch die Menschen zu bewegen, um nicht in das Sichtfeld der Gardisten zu kommen. Doch der Lärm hatte bereits deren Aufmerksamkeit erregt. Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie die drei Männer zu ihr herübersahen. Zuerst war es nur eine flüchtige Drehung des Kopfes, doch dann blieben die Blicke hängen und Alima schwante nichts Gutes.

Sie sah sich um. Kein Hauseingang lag in der Nähe, kein Schatten, in den man tauchen konnte. Hätte sie doch nur schon vor Stunden ihre Robe gewechselt!

„He, Ihr da!“ Einer der Männer kam näher. „Lasst Euch einmal näher betrachten!“ Einige der Menschen auf der Straße blieben stehen, um sich das Schauspiel mitanzusehen. Wenn sich die Wache jemanden zur Brust nahm, durfte man das schließlich nicht verpassen.

Alima wartete ab, bis der Gardist etwa die halbe Strecke zurückgelegt hatte. Er sollte denken, dass sie sich seinen Worten fügen würde. Doch dann, noch bevor sich ein zu dichter Ring aus Schaulustigen gebildet hatte, drehte sie sich um und sprang unter die Menschen. Teils erschrockene, teils empörte Aufschreie flammten auf, als sie sich ihren Weg durch die Menge bahnte. Kaum waren die ersten Schritte geschafft, ertönten hinter ihr die Rufe der Wachen. „Bleibt sofort stehen! Ergreift sie!“

Das Donnern schwerer Stiefel und das Rasseln der Kettenhemden erklang, als sie die Verfolgung aufnahmen. Hatten die umstehenden Bürger ihr bisher noch aus Überraschung leidlich Platz gemacht, änderte sich die Stimmung in der Menge jetzt. Immer wieder griffen Hände nach ihr, oder man stellte sich ihr in den Weg. Die Versuche waren noch vorsichtig, halbherzig oder ängstlich, aber dennoch verhinderten sie eine rasche Flucht. Vereinzelt wurden Verwünschungen ausgerufen, doch niemand hielt sie auf. Alima warf einen Blick über die Schulter. Die Verfolger waren ihr dicht auf den Fersen. Der Anführer hatte ein Kurzschwert gezogen und spaltete die Menge vor sich mit seinem zornigen Blick. Die anderen beiden folgten mit etwas weniger Inbrunst.

Zwar gelang es der Magierin sich einen Weg zu bahnen, doch gewann sie dabei keinen Abstand zu ihren Verfolgern. Sie musste von der Straße herunterkommen.

Plötzlich veränderte sich die Umgebung. Die Straße öffnete sich zu einem kleinen Platz, nur um gleich danach schmaler zu werden. Rechter Hand erstreckte sich ein ummauerter Park und auf der linken Seite ragten die mächtigen Säulen des Hesindetempels in die Höhe. Direkt voraus lag eine Brücke, die über den kleinen Fluss führte, der die Stadt und ihre Wehrgräben mit Wasser versorgte. Er

war zwar nicht besonders tief, doch hatte man ihn innerhalb der Mauern kanalisiert und so zu einem Graben gemacht. Die Brücke war der einzige Weg hinüber, wenn man nicht einen sehr gewagten Sprung riskieren wollte.

Alima war nach Süden geflohen, bald schon müsste sie die Reichsstraße kreuzen. Zwar wäre es dort noch voller gewesen, was ein erneutes Abtauchen in der Menge erleichterte, andererseits würden dort auch weitere Wachen ihren Dienst versehen. Bevor sie sich jedoch Sorgen um dieses Problem machen musste, war die Brücke zu überqueren.

Was unter anderen Umständen keine Schwierigkeit dargestellt hätte, sollte sich nun als tückisch erweisen. Denn kaum waren die Rufe ihrer Verfolger über den Platz geflogen, versperrten eine paar gesetzestreue Bürger kurzentschlossen den Überweg.

Alima musste ihren Lauf bremsen. Rasch drehte sie sich auf der Stelle, um einen Ausweg zu finden, während die meisten Menschen ängstlich auf Abstand gingen.

Wenig später erreichten die drei Wachen den Platz und ihr Anführer gebot ihnen ebenfalls zu halten. So fand Alima sich nun in einer Zange wieder. Hinter ihr die Gardisten, rechts eine hohe Mauer, links ein Tempel und vor ihr ein Haufen entschlossen wirkender Bürger.

„Gebt auf! Ihr könnt uns nicht entkommen!“, rief der Anführer ihrer Verfolger. Zustimmendes Gemurmel drang von den Männern und Frauen auf der Brücke herüber. Gleichzeitig war von der anderen Seite des Flusses Waffengeklirr zu vernehmen. Offenbar hatte der Aufruhr noch andere Wachen angelockt.

Alima atmete durch und warf die Kapuze zurück. Ein Raunen ging durch die Menge, als die Sonne die zarte Züge der Magierin umspielte und ihre Schönheit erkennen ließ.

Offenbar hatten die Menschen nicht mit so einer Erscheinung gerechnet. Langsam drehte sie sich um die eigene Achse und blickte den Umstehenden in die Augen. Ängstlich wich man ihr aus. Noch wagte es niemand, sich zu nähern. Doch spätestens, wenn weitere Bewaffnete vor Ort waren, konnte sich das so rasch ändern, wie Efferds Laune.

„Gebt auf, habe ich gesagt!“, brüllte der Gardist über den Platz und trat näher. „Legt den Stab auf den Boden und bewegt Euch nicht mehr! Ihr seid verhaftet!“

„Wenn Ihr mich in Euren Kerker sperren wollt“, begann Alima und lächelte verschlagen, „müsst Ihr meiner zunächst habhaft werden.“ Sie deutete eine Verbeugung an.

„Und das Ihr das könnt, bezweifle ich, mit Verlaub.“

Ohne Zauberei war ein Entkommen nicht mehr denkbar, aber wenn sie schon ihre teure Kraft einsetzte, dann wollte sie wenigstens einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Außerdem brauchte sie mehr Zeit, welche ein Wortgefecht bringen konnte.

Lautes Scheppern und Rufen kündete davon, dass mittlerweile die befürchtete Verstärkung auf der Brücke angekommen war. Ein kurzer Blick über die Schulter bestätigte das. War der Gardist eben noch, durch Alimas kühne Rede verunsichert, stehen geblieben, begann er nun seinerseits zu grinsen. „Ich fürchte, Ihr überschätzt Euch!“ Er nickte den Wachen auf der Brücke zu. „Ergreift sie!“

Alle Kämpfer setzten sich in Bewegung. Von der Brücke her kamen sie zu viert und auch die drei, die die Zauberin bis hier her gejagt hatten, rückten jetzt entschlossen vor.

Äußerlich wirkte Alima gelassen, doch ihre Gedanken rasten. Es blieben nur noch wenigen Augenblicke, bis sie heran waren.

Wohin konnte sie gehen? Wie der flüchtige Schein der Blitze, die im Gewitter die Landschaft erhellen, huschten dutzende Bilder durch ihren Kopf. Einen Ort nach dem nächsten wogt sie ab und verwarf sie doch alle.

Lowangen? Zu weit.

Dunkelbach? Zu weit.

Beldenheim? Zu unsicher und ebenfalls zu weit.

Die Goldene Ähre? Reiner Wahnsinn!

Einen Lidschlag später war die wilde Fahrt der Eindrücke vorüber und sie hatte sich für keinen entscheiden können. Ihre Häscher waren mittlerweile auf wenige Schritt herangekommen und hatten einen Kreis um sie geschlossen. Mit gezogenen Schwertern und gesenkten Speeren waren sie zu einer undurchdringlichen Mauer geworden.

Schnell! Alima trat der Schweiß auf die Stirn. Sie riss die Arme hoch und deutete drohend mit ihrem Stab auf die Gardisten. Wie ein Panther in der Falle zog sie den Kopf zwischen die Schultern und sah gehetzt von einem Angreifer zum anderen. Sie versuchte sie mit ihren Blicken auf Abstand zu halten.

Tatsächlich zuckten einige der Bewaffneten zurück und schlugen Schutzzeichen gegen das Böse. So mutig sie in der Gruppe auch waren, anscheinend wollte keiner von ihnen der erste sein und sich einen unheilvollen Fluch einfangen.

Trotz allem war Alima klar, das ihre Zeit ablief.

Plötzlich schoss ihr das Bild eines großen Baumes in den Sinn. Eine gewaltige, uralte Eiche stand allein auf einer Lichtung. Die Strahlen der Sonne fielen durch die mächtige Krone und zeichneten leuchtende Flecken auf den Boden. Ein kleiner Pfad führte von hier in den dunklen Wald, der ringsherum den Blick versperrte. Vor Jahren war sie an diesem Ort gewesen. Ob er noch so friedlich

war wie damals? Sollte sie es wagen? Er war nicht weit, zumindest nicht zu weit entfernt. Sie hatte keine Wahl, man würde dort so schnell nicht nach ihr suchen.

Sie kreuzte die Arme vor der Brust, schloss die Augen und konzentrierte sich auf die Lichtung. Ihre Lippen formten Worte in der Sprache der Zauberkundigen.

Augenblicklich begann die Kraft zu fließen. Pure Energie strömte aus ihrem Geist in jede Faser ihres Körpers. Alles begann zu zittern, zu vibrieren, wurde leichter.

Die aufgeregten Stimmen der Menschen um sie herum verhallten in einem undeutlichen Echo und die Farben der Welt verschwammen zu waberndem Grau. Dann geschah es.

Alima spürte, wie sie mit urtümlicher Gewalt aus dem Hier und Jetzt gerissen wurde. Raum und Zeit verloren ihre Bedeutung, als sie ihr Selbst durch den Limbus katapultierte.

Innen war außen und oben war unten. Wirbelndes Chaos umhüllte Alimas Geist und zerrte an ihrer Seele. Die Reise dauerte nur einen Moment und doch kam ihr die Zeit quälend lang vor. Körperlos trieb sie durch das Nichts der Zwischenwelt, begleitet von der Angst das Ziel zu verfehlen, oder sich hier für immer zu verlieren.

Es gab grässliche Berichte über Unfälle und die Auswirkungen von Fehlern beim Teleport. Aus diesem Grund verwendete sie selbst den Zauber so selten, wie nur irgend möglich. Daher fehlte ihr auch ein wenig die Übung, die für einen sicheren Sprung nötig gewesen wäre. Aber es gab Situationen, in denen wurde einem keine Wahl gelassen.

Schließlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, brach Licht durch den grauen Schleier und Alima spürte ihren Körper wieder. Sumu zog sie mit aller Kraft nach unten. Sie stürzte zurück in die Welt aus der sie gekommen war.

Nadeln und trockene Blätter wirbelten in die Luft, als sie bäuchlings auf weichem Waldboden landete. Erschöpft und verwirrt blieb sie einen Moment liegen. Es roch nach Harz und Erde. Irgendwo zwitschere ein Vogel und der Wind strich leise durch die Bäume.

Sie drehte sich auf den Rücken. Über ihr thronte die majestätische Krone der Eiche, an die sie gedacht hatte. Ein schwaches Lächeln schlich sich auf ihre Züge. Es war gelungen. Sie fühlte sich wie erschlagen, ausgebrannt, doch jetzt war sie in Sicherheit. Dieser Ort war noch genauso friedlich wie damals, als sie hier für eine Nacht Zuflucht gesucht hatte.

Der Pfad, der zu dieser Lichtung führte, war vom Weg aus schlecht zu erkennen. Die wenigen Lagerspuren, die sich hier fanden, ließen darauf schließen, dass er nur sehr wenigen Menschen bekannt war. Dabei eignete sich der Platz hervorragend für eine Rast. Ein Stück weiter lag sogar eine Höhle im Wald, in die man sich bei starken Regen oder im Winter zurückziehen konnte. Dort wollte sie den Rest des Tages verbringen.

Langsam setzte sie sich auf. Doch mitten in der Bewegung wurde ihr schwindelig und so musste sie innehalten. Zu viel Kraft hatte sie verbraucht. Sie war verwunderlich, dass sie überhaupt noch bei Bewusstsein war. Vorsichtig lies sie sich zurücksinken.

Ruhe.

Sie schloss die Augen und atmete tief. Vielleicht würde sie doch lieber noch etwas hier liegen bleiben.

Die Zeit verrann und bald kam die Mittagsstunde. Praios stand hoch am Himmel und brannte auf die Welt hinab. Auf freiem Feld ermahnte die Hitze alle Lebewesen sich eine Pause zu gönnen. Hier, unter dem Blätterdach, blieb es zwar relativ kühl, doch auch im Schutz des Waldes wurden die Tiere zu dieser Stunde ruhiger. Selbst das Brechen eines kleinen Astes würde nun auffallen, wie lustvolles Pfeifen im Borontempel.

Alima hatte die letzten Stunden vor sich hingedämmert. Jetzt genoss sie die Stille, während ihr Geist langsam wieder klarer wurde. So sehr sie es auch versucht hatte, in ihrem Zimmer in der Goldenen Ähre war sie doch nie völlig ungestört gewesen. Immer wieder waren Geräusche aus dem Haus oder von der Straße herein gekommen und hatten ihre Konzentration gestört. Nein, nur die Einsamkeit konnte tatsächliche Ruhe hervorbringen.

Sie stand auf. Noch fühlte sie sich unsicher auf den Beinen, doch das Schwindelgefühl war fort. Sie hob ihre Sachen auf und sah sich um. Schnell erkannte sie die Stelle wieder, an jener der kleine Pfad tiefer in den Wald führte. Sie lächelte und schritt darauf zu. Die Höhle, zu der sie gelangen wollte, lag nur ein paar hundert Schritte entfernt war aber von so viel Gestrüpp geschützt, dass man sie erst sehen konnte, wenn man direkt davor stand. Damals hatte sie diesen Pfad aus reiner Neugier erkundet und war so darauf gestoßen.

Gedankenversunken tauchte sie in den Wald. Sofort wurde es merklich dunkler und noch stiller, als es auf der Lichtung ohnehin schon gewesen war. Der weiche Boden, bedeckt von einem dicken Teppich aus vermodernden Nadeln, verwandelte jeden Schritt in ein kaum hörbares Knistern. Das Moos an den Bäumen dämpfte alle Geräusche zu einem unheimlichen Schweigen. Andächtig

wirkte dieser Pfad, als führe er zu einem Grab. Bei ihrem letzten Besuch, hatte Alima das alles anders wahrgenommen.

Nachdenklich legte sie Schritt um Schritt zurück. Vielleicht litten ihre Sinne noch unter dem *Transversalis*. Einen so weiten Sprung hatte sie seit Jahren nicht mehr gewagt.

„So kann es nicht weitergehen!“

Alima erschrak. Instinktiv senkte sie den Kopf und suchte hinter einem Baum Deckung. Sie konnte niemanden ausmachen, doch wer auch immer gerufen hatte, konnte nicht weit entfernt sein. Die Stimme hatte gereizt geklungen und sie nahm an, dass der Sprecher keine Selbstgespräche führte. Verärgert zog sie die Brauen zusammen. Warum hatte sie nicht früher etwas bemerkt?

„Was regst du dich so auf?“, antwortete jetzt eine andere Stimme. Sie war nicht weniger laut als die erste, gehörte aber eindeutig einer Frau. „Wir haben doch gute Beute gemacht!“

Nachdem Alima ihren ersten Schrecken überwunden hatte, schob sie sich vorsichtig um den Baum herum. Noch immer war niemand zu erkennen. Der Pfad zog sich an dieser Stelle einen sanften Hügel hinauf und verschwand bald aus ihrem Blickfeld. Hinter der Kuppe lag die Höhle. Sie mochte jetzt noch fünfzig, höchstens hundert Schritt entfernt sein.

„Gute Beute?!“, brauste der erste Sprecher auf. „Die Pferde, schön und gut, aber den Rest kann man vergessen! Bei drei Wagen hätte ich einfach mehr erwartet.“ Die Stimme wurde leiser. „Aber darum geht es auch gar nicht.“

Alima lauschte angestrengt, doch sie konnte nicht mehr verstehen, was gesagt wurde. Sie mussten sich in die Höhle zurückgezogen haben. Auch die genannten Pferde wa-

ren wohl dort drinnen, sonst hätten man längst etwas von ihnen hören müssen.

Pferde. Alima lehnte sich gegen den Baumstamm. Es würde ihr sehr helfen, wenn sie den Weg nach Dunkelbach nicht zu Fuß zurücklegen müsste.

Sie sah auf ihren Stab hinab. Prüfend hob sie ihn an. Das Holz lag gewohnt glatt und kühl in der Hand. Er gab ihr Sicherheit.

Die Stunden der Ruhe auf der Lichtung hatte ausgereicht, um sich zu erholen. Der Zauber, mit dem sie hier her gelangt war, war nicht so mächtig gewesen, als dass er sie tatsächlich an den Rand ihrer Kräfte gebracht hatte. Allein, so viel astrale Kraft auf einen Schlag durch den Geist zu jagen, blieb nicht ohne Preis.

Jetzt jedenfalls, war ihr Kopf wieder klar und sie bereit im Notfall weitere Zauber zu weben. Doch vielleicht wäre das gar nicht nötig. Ein Pferd zu stehlen konnte, mit ein wenig Geschick, auch so gelingen. Gerade hatte sie diesen Gedanken zu Ende gebracht, da überkam sie die Erinnerung an ihren Beutezug in der Goldenen Ähre. Mit energischem Kopfschütteln vertrieb sie die Bilder. Vergangen. Sie wollte sich nicht mit alten Fehlern belasten. Dieses Mal würde alles glatt gehen.

Sie wartete noch einen Moment. Mittlerweile war kaum noch etwas aus Richtung Höhle zu hören. Vorsichtig schlich sie den sanften Hügel hinauf, der ihr den Blick verspernte. Kurz vor der Kuppe ging sie in die Hocke, arbeitete sich behutsam weiter vor und spähte schließlich hinüber. Auf der anderen Seite fiel der Waldboden steil ab. Gut fünf Schritt führte der Weg in die Tiefe, bis er auf felsigem Grund endete. Die Fläche war gerade groß genug, als das zwei Männer nebeneinander stehen konnten. Dahinter lag ein mächtiger Felsbrocken, der beinahe aus

der Grube herausragte. Er sah aus wie der Finger eines steinernen Titanen, der sich hier, beinahe horizontal, aus Sumus Leib bohrte. Wie tief und weit sich der Rest dieser Formation noch unter der Erde erstrecken mochte, konnten nur die Götter wissen. Auf der Alima zugewandten Seite klaffte ein schwarzer Spalt im Fels. Der Eingang zur Höhle.

Alima runzelte die Stirn. Niemand konnte ein Pferd in diese Höhle bringen. Die Wände der Grube waren viel zu steil. Man hätte es mit einem Kran herablassen müssen, oder es einfach hinunterstoßen. Was freilich keinen Sinn ergab, wenn es das eigene war.

Die Tiere mussten hier oben irgendwo sein. Sie zog sich ein paar Schritte zurück und umrundete die Senke. Als sie etwa den halben Weg zurückgelegt hatte, hielt sie inne.

Ein Geräusch. Sofort lies sie sich auf den Boden fallen und lauschte. War da ein leises Schnauben gewesen? Sie sah sich um, doch weit reichte ihr Blick nicht. Die ganze Gegend war übersät mit großen und kleinen Felsen. Außerdem wechselten sich immer wieder Senken und Hügel ab, was alles, zusammen mit den dicht stehenden Bäumen, allein schon unübersichtlich genug machte.

Sie wartete einige Augenblicke. Schließlich war sie sich sicher, von wo das Schnauben kam. Sie stand auf und schlich los. Von Deckung zu Deckung huschte sie durch den Wald, bis sie die Quelle der Laute entdeckte. Keine fünfzig Schritt entfernt, an einem kleinen Tümpel, standen zwei Pferde. Sie waren neben dem Ufer angepflockt und zupften das saftige Gras vom Boden, das hier wuchs. Sättel und Zaumzeug hatte man ihnen angelegt. Offenbar wollten die Besitzer bald ausreiten.

Neben den Tieren saß eine wüst aussehende Gestalt auf einem umgestürzten Baumstumpf. Der Mann war in Lum-

pen gehüllt und trug einen zerzausten Vollbart, der an einigen Stellen bereits mit seinem Haupthaar verschmolzen schien. Die Augen hatte er geschlossen und die Arme vor der Brust verschränkt. Neben ihm lehnte ein ramponiertes Kurzschwert. Er sah aus wie bei der Wache eingeschlafen. Alima straffte sich. Dieser Tölpel sollte kein Problem sein. Sie trat aus ihrem Versteck und ging ungeniert auf die Pferde zu. Die Tiere nahmen mit einem kurzen Blick Notiz von ihr, fraßen dann aber weiter. Der Wächter blieb unbewegt. Nur das gleichmäßige Fauchen seines Atems verriet seine Lebendigkeit.

Gerade band sie eines der Tiere los, da lies sie das Knacken von brechenden Ästen herumfahren. Jemand kam aus Richtung Höhle heran.

„He, Kelim!“, es klang wie eine der beiden Stimmen, die Alima vorhin schon gehört hatte. „Bist du noch auf deinem Posten, oder schon zu Moos zerfallen?“

Ein Mann brach durch das Gebüsch. Er trug lederne Kleidung und einen Bart. Allerdings war dieser nicht ganz so verwildert, wie der des Wächters. Dafür war das Gesicht des Neuankömmlings von einer Reihe grässlicher Narben entstellt, was ihm ein weit furchterregenderes Erscheinungsbild verlieh. Um seinen Kopf war ein blutiger Verband gewunden und in seinem Gurt steckte ein schwerer Säbel. Als er Alima sah, blieb er wie angewurzelt stehen. Gleichzeitig erwachte Kelim und blickte verwirrt in die Welt.

„Ihr habt doch nichts dagegen, wenn ich mir dieses Pferd ausleihe, nicht wahr?“ Sie trat vor, hob das Kinn und stellte ihren Stab demonstrativ neben sich.

Kelim nahm das Schwert zur Hand und stand wankend auf. Dann sah er zu dem anderen Mann hinüber. Offenbar erwartete er einen Befehl. „Baros?“, fragte er.

Baros rührte sich nicht. Mit einem ungläubigen Ausdruck starrte er sein Gegenüber an. Alima konnte in seinen Augen das pure Chaos erkennen. Angst, Hass, Überraschung. Alles konnte jetzt passieren.

Nach einem Moment gespannter Stille senkte der Räuberhauptmann plötzlich den Kopf. „Nehmt es.“ Er winkte ab. „Nehmt es und verschwindet, um der Götter Willen!“

Alima war nicht weniger irritiert als Kelim, der seinen Anführer mit großen Augen ansah. Damit hatte sie nicht gerechnet.

Musste sie ihm nicht einmal drohen? Andererseits, warum sich darüber Gedanken machen? Bevor die Lumpen es sich überlegen konnten, schwang sie sich auf das Pferd, nickte ihnen noch einmal höflich zu und ritt davon.

Baros blieb still zurück. Er hatte in diesen Tagen viel gelernt. Nie wieder wollte er sich mit den Kriegern der Kirchen anlegen. Nie wieder wollte er sich mit jemandem anlegen, der eine Robe und einen Stab trug. Nie wieder würde er sich mit einem Gegner unbekannter Stärke anlegen. Am besten würde er sich überhaupt niemals mehr mit jemandem auf Dere anlegen.

Ohne noch ein Wort an Kelim zu verlieren, drehte er sich um und ging zurück zur Höhle. Vielleicht sollte er einfach weit weg laufen und das Räuberdasein ein für alle Mal aufgeben.

Kapitel 13 – Dunkelbach, 28. Rondra 1024 B.F.

Mit der Dämmerung erreichte Alima zwei Tage später ihr Ziel. Die Reise war trotz des erbeuteten Pferdes sehr beschwerlich verlaufen. Sie hatte nicht daran gedacht, sich ausreichend mit Proviant zu versorgen und so war dies ihr vornehmliches Problem gewesen. Zwar gab es auf dem Weg immer wieder Gasthäuser oder Dörfer, aber mit dem wenigen Silber, das sie nach der Flucht aus der Goldenen Ähre noch bei sich geführt hatte, konnte nur das Nötigste bezahlt werden. Jetzt jedoch war diese Prüfung bestanden. Alima zügelte ihr Pferd und sah auf das Dorf. Wie erwartet war keine Seele auszumachen. Niemand arbeitete auf den Feldern, die es umgaben oder am Fluss, der rechter Hand in seinem tiefen Bett floss. Auch auf der Anhöhe hinter dem Wasserlauf, wo sich der Boronsanger befand, war kein Mensch zu sehen.

Alima musste lächeln, als ihr Blick die kleine Hütte neben dem Anger streifte. Dort hatte der Diener Borons sein Quartier. Wie dumm der Golgarit gewesen war! Gerne hätte sie sich ihm offenbart, nur um den Ausdruck auf seinem Gesicht zu sehen. Doch auch dieses Mal würde sich dazu keine Gelegenheit bieten. Er war geflohen und würde nicht so bald zurückkehren. Wenn doch, sollte es ein mörderischer Spaß werden, ihm entgegen zu treten.

Sie sah wieder zum Dorf hinüber. Das Tor in der Palisade war geschlossen, doch auf dem Wehrturm daneben schien niemand zu Wachen. Kein Licht drang über die hölzerne Mauer, kein Ton verriet, dass dort noch jemand lebte. Reonar nahm seinen Auftrag ernst. Ausgezeichnet. Vielleicht waren er und seine Mannen doch noch zu mehr nutze, als sie gefürchtet hatte.

Mit einem leichten Schenkeldruck setzte sie ihr Pferd wieder in Bewegung. Langsam trabte es an, wurde aber unweigerlich schneller, da der Weg zum Tor hin abschüssig verlief. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis die Mauer erreicht war. Das Pferd kam zum stehen. Alima streckte sich, doch sie konnte beim besten Willen nicht über das Tor hinwegsehen. Auch von Nahem war noch immer keine Spur von Reonar und seinen Leuten zu sehen oder zu hören.

War am Ende doch etwas schief gegangen? Hatten sie diesen Ort aus irgendeinem Grund wieder verlassen müssen? Irritiert stieg Alima ab. Sie ging zum Tor und lauschte, doch das Plätschern des Baches war laut genug, um manches Geräusch zu überdecken. So kam sie nicht weiter. Sie hob den Stab und klopfte damit gegen das Tor.

„He da!“, rief sie in die aufziehende Dunkelheit hinein. „Reonar, habt Ihr es mit der Angst zu tun bekommen, oder seid Ihr auf dem Posten?“

Nichts geschah.

Alima klopfte noch einmal gegen das Holz, nur dieses Mal energischer. Gerade wollte sie ein drittes Mal auf sich aufmerksam machen, da vernahm sie das Klappen einer Tür von der anderen Seite. Schnelle Schritte folgten. Eine kleine Gruppe näherte sich dem Tor. Das Klirren von Kettenhemden und das Knarren von schwerem Leder wurde immer lauter, bis sie schließlich an der Palisade zum stehen kam.

„Wer da?“, fragte eine kräftige Stimme. Sie klang selbstbewusst. „Dieses Dorf steht unter Befehl und Schutz des Herren Praios selbst! Ihr habt hier nichts verloren, wenn Ihr kein Priester des Obersten seid! Geht, oder wir werden Euch verhaften!“

„Ich glaube nicht, dass Ihr mir Eisen anlegen werdet“, antwortete Alima ruhig. „Seid nicht viel mehr Ihr es, der mit einem Bein im Kerker steht, Reonar?“

Für einen Moment herrschte überraschtes Schweigen auf der anderen Seite, bis es von hektischer Geschäftigkeit verdrängt wurde.

„Los, macht das Tor auf, ihr Faulpelze!“, rief die Stimme. „Bewegung! Oder wollt ihr warten, bis der Dreizehnte euch holt?“

Holz schlug auf Holz und ein schwerer Riegel wurde zur Seite geschoben. Unter Ächzen von Mensch und Material schwang ein Flügel des Tores auf. Er war kaum zur Hälfte geöffnet, da trat ein Mann aus dem Schatten der Palisade. Ein breites Lächeln schmückte sein Gesicht und wollte dabei so gar nicht zu der Augenklappe und den schwarzen Haaren passen. Er war schwer gerüstet und trug einen weißen Wappenrock über der Kette. Auf der Brust prangte ein weißes Schild mit goldenem Rand, als Zeichen der Bannstrahler.

„Endlich seid Ihr hier!“ Er verbeugte sich. „Meine Teure, ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich jemanden zu Euch geschickt hätte.“

Alima schüttelte den Kopf. „Sicher nicht. In der Stadt wäre ihre Maske schneller gefallen, als Eure Hose beim Rhajafest. Ein paar Dörfler könnt Ihr beeindrucken, aber wir sollten dieses Spiel nicht weiter treiben, als unbedingt nötig. Jetzt hat es ohnehin seinen Zweck erfüllt.“

„Wie Ihr meint“, gab Reonar zurück. Er trat zur Seite und bedeutete Alima mit einer höflichen Geste das Tor zu durchschreiten. „Wir haben alles bereitet, Noraja. Das Dorf ist gesichert und der Zugang zum Keller wieder möglich.“

Es tat gut endlich wieder beim richtigen Namen genannt zu werden. Noraja lächelte, achtete jedoch darauf, dass es nicht zu ausgelassen wirkte.

„Sira verweilt noch immer am Hof des Barons und gibt Acht, dass er nicht auf dumme Gedanken kommt. Er wird uns also so bald nicht in die Quere kommen. Sie kann sehr gut mit Männern umgehen, wie Ihr wisst.“ Reonar legte die Hände in den Rücken und grinste. Mittlerweile hatten sie das Tor hinter sich gelassen und hielten auf das größte Haus des Dorfes zu. Es hatte zwei Stockwerke und lag direkt an dem kleinen Dorfplatz im Zentrum.

„Schön“, antwortete Noraja nach ein paar weiteren Schritten. „Dann kann alles nach Plan weitergehen. Zunächst muss ich mich allerdings für ein paar Stunden zurückziehen. Dabei darf ich nicht gestört werden.“ Reonar nickte. „Und sorgt dafür, dass Eure Leute ab jetzt eine Wache halten, die man nicht erst aus den Federn prügeln muss.“

Noraja war froh, endlich hier zu sein. Die Strapazen der letzten Tage waren vorüber. Reonar hatte das Arbeitszimmer des Dorfvorstehers für sie herrichten lassen. Zwar war sein Haufen nicht gerade begabt in diesen Dingen, aber das weiche Bett allein, auf dem sie sich nun niedergelassen hatte, reichte zur Zeit aus, um sie gnädig zu stimmen. Sonst war die Stube eher karg eingerichtet. Neben dem Bett gab es noch einen großen Schreibtisch, eine Truhe und einen Schrank. Die Türen standen offen und ein paar Kleider lagen auf dem Boden verstreut. Offenbar war das Dorf sehr rasch geräumt worden.

Jetzt wo ihr dieser Gedanke kam, erinnerte sie sich daran, dass auch draußen Spuren eines überhasteten Aufbruchs

zu sehen gewesen waren. Angefangenes Tagewerk, umgeworfene Eimer, stehengelassene Ernte. Reonar musste die Menschen hier sehr eindringlich von seiner Rolle überzeugen haben. Die Magierin lächelte. Alles lief wie am Schnürchen. Jetzt jedenfalls.

Mindestens ein großes Problem gab es allerdings noch zu lösen. Ihr Blick wanderte zum Tisch, auf dem sie das Buch abgelegt hatte. Sie musste wissen, ob ihre Vermutungen und Thesen stimmten. Im Grunde war sie schon lange davon überzeugt, sonst hätte sie all diese Dinge auch nicht in die Wege geleitet. Doch noch immer war es ihr nicht gelungen, den Schutz des Buches vollständig zu brechen und letztendliche Sicherheit zu erlangen. Außerdem mussten alle Theorien am Ende noch in die Tat umgesetzt werden.

Sie erhob sich und ging langsam auf den Tisch zu. Das Buch lag matt und schwer in der Mitte der Platte. Sein Leder schluckte jeden Strahl des schwachen Lichts, dass die Kammer erhellte. Noraja hatte nur eine Kerzen aufgestellt, da sie eigentlich ruhen und nicht lesen wollte. Selbst die silbernen Beschläge schimmerten nur schwach und wirkten wie angelaufen. Es machte alles andere als einen machtvollen, oder gefährlichen Eindruck.

Sie setzte sich. Behutsam strich sie mit den Fingern über den Deckel. Nachdenklich legte sie den Kopf schräg und sah auf die feine Maserung des Leders. Kühl, ein wenig rau, darunter voll von dunkler Magie. Sie konnte direkt spüren, wie etwas mächtiges darin schlummerte, ohne einen Analysezauber zu wirken.

Musste sie den Schutz wirklich brechen?

Wenn es ein Geist oder eine gefangene Seele war, warum dann nicht verhandeln?

Bisher hatte sie den Willen, der in den Zeilen wohnte, als Feind angesehen, doch vielleicht war das der falsche Weg. Einen Versuch war es zumindest wert.

Doch was auch immer sie als nächstes mit dem Buch tat, heute konnte es nicht mehr geschehen. Sie brauchte mindestens eine Nacht, in der sie anständig schlafen und sich erholen konnte. Ohne einen kräftigen Schutzzauber um ihren Geist zu legen, würde sie diese Seiten nicht betrachten.

„Das wird nicht nötig sein.“

Noraja erschrak, als sie die Stimme hörte. Sie drehte sich hastig um, doch außer ihr war niemand zu sehen. Ihr Blick traf Stab und Dolch, die gut drei Schritt entfernt auf dem Bett lagen.

„Auch das wird nicht nötig sein“, erklang die Stimme erneut, kaum das Noraja daran gedacht hatte, aufzustehen. „Wenn ich Euch etwas Böses wollte, hätte ich es lange tun können. Ihr seid unkonzentriert, heute Nacht. Außerdem nützen Euch Eure Waffen nichts.“

Der Klang der Worte war seltsam. Einerseits hatte die Magierin das Gefühl, der Sprecher müsse direkt vor ihr stehen, doch andererseits hallten einzelne Töne nach, wie durch ein weites Tal gerufen. Zugleich war sie laut und klar, aber nicht bedrohlich, sondern eher sanft und schmeichelnd.

„Wer seid Ihr?“, fragte sie, um Zeit zu gewinnen. Denn eigentlich war ihr klar, mit wem sie sprach. Der Geist des Buches musste in ihren Geist eingedrungen sein, ohne dass sie es gemerkt hatte. Ihr war schleierhaft, wie ihm das gelungen sein konnte, doch es war nicht an der Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

„Ihr wisst wer ich bin und wisst es doch nicht“, antwortete die Stimme. „Ich bin der, der Euch von dem abhält, was

Ihr begehrt. Ich bin der, der Euch geben kann, was Ihr wünscht. Ich bin Euer letztes Problem und Eure größte Chance.“

„Aber ich kennen Euren Namen nicht.“

„Namen sind ohne Belang“, gab die Stimme zurück und wurde leiser. „Wer würde meinen Namen nennen und wozu? Ich weiß nicht einmal, ob ich wirklich lebe, oder ob eine andere Beschreibung mein Dasein nicht besser träfe. Ich existiere...“ Die Stimme verstummte, doch noch bevor Noraja etwas sagen konnte, hob sie wieder an. „Ich existiere nur noch für einen Zweck. Gebunden an diese Seiten schützen ich das, was darin verborgen liegt. Ich bewahre die Macht, die entfesselt werden kann, vor falschem Zugriff. Doch das hat nun vielleicht bald ein Ende.“ Der Klang der Stimme hatte sich verändert. War sie eben noch von Bitterkeit gefärbt gewesen, schwang nun deutlich Hoffnung mit.

Die Stimme schwieg eine Weile, bis schließlich ein einziges Wort durch Norajas Geist schoss. Danutorus. Sie war sich nicht ganz sicher, ob es ihr eigener Gedanke, oder eine Antwort auf ihre Frage war. Es klang wie ein Name. Sie beugte sich ein wenig vor.

„Danutorus?“, fragte sie. „Ist das der Name, bei dem ich Euch nennen soll?“

„So ist es“, hallte es wie aus weiter Ferne.

„Gut. Ich nehme an, dass Ihr etwas von mir wollt.“ Sie lehnte sich wieder zurück. „Etwas, das ich Euch geben kann, was die vor mir Euch nicht geben konnten oder wollten.“

„Ihr habt einen scharfen Verstand.“

„Das war nicht eben schwer zu erraten“, gab Noraja zurück. Sie war fasziniert von der Entwicklung. Ein Handel mit dem Wächter des Buches wäre eine elegante Lösung

ihrer Probleme. Dabei war es beinahe egal, wonach er verlangte. Gleichzeitig weckte Danutorus ihre wissenschaftliche Neugier. Was war er?

Ein Dämon würde niemals so mit ihr sprechen, oder doch? Noch nie hatte sie etwas ähnliches erlebt.

„Macht Euch keine Gedanken über das, was ich bin“, sprach Danutorus unvermittelt. „Hört, was ich verlange für meine Hilfe und zerbrecht Euch darüber den Kopf.“ Die Magierin nickte. Offenbar konnte er ohne Probleme ihre Gedanken lesen. Sie musste vorsichtiger sein, ohne Danutorus zu verärgern.

„Wenn ich Euch helfen soll, müsst Ihr mich aus meinem Gefängnis befreien. Seit vielen Jahren bin ich an diese Seiten gebunden und verzehre mich nach Freiheit. Ich will meiner Existenz wieder mehr Sinn und Möglichkeit verleihen.“

Noraja weitete erstaunt die Augen. Sie hatte angenommen, dass der Geist untrennbar mit dem Buch verbunden war und es daher so energisch verteidigte. „Ihr seid also nicht schon immer da gewesen, wo Ihr jetzt seid?“

„Nein“, gab Danutorus knapp zurück.

„Und wenn ich Euch befreie, verratet Ihr mir die Geheimnisse der Zeilen? Den Weg zur Kammer und den Schlüssel zum Tor?“

„So soll es sein.“

Das Angebot war verlockend. Wie schwer konnte es schon sein diesen Wunsch zu erfüllen? Es war mit Sicherheit einfacher, als sich gegen den Willen des Wächters durchzusetzen und alle Rätsel selber zu lösen. Sie wollte schon freudig einwilligen, da kam ihr ein Gedanke.

„Sagt, warum haben Euch die Zauberer, die dieses Buch vor mir besaßen, nicht schon befreit? Ihr hättet ihnen doch

das gleiche Angebot machen können. Bestimmt habt Ihr das auch getan.“

Danutorus schwieg. Gespannte Stille ergriff das Zimmer, während die Zeit verrann. Nach einer Weile wurde es Noraja unheimlich.

„Seid ihr noch da? Danutorus?“

„Die Dinge haben sich geändert“, gab die Stimme zurück. Sie klang jetzt lauernd, beinahe böse. „Die vor Euch waren anders. Euch traue ich zu, dass Ihr die Kompetenz und den Willen besitzt, um mir zu helfen.“

Noraja fühlte sich geschmeichelt aber sie spürte, dass er ihr nicht die volle Wahrheit sagte. Sie hatte kein gutes Gefühl dabei sich auf diesen Handel einzulassen. Dennoch schien ihr dieser Weg derzeit der beste, vielleicht der einzig erfolgversprechende, zu sein.

„Wenn ich Euch befreien soll“, begann sie, „muss ich mehr über Euch wissen. Was seid Ihr und wie seid Ihr an das Buch gebunden worden? Es würde sehr helfen, wenn Ihr mir erlaubt einen *Analys* auf Euch zu wirken.“

„Das werdet Ihr nicht!“, drang die Stimme mit ungeheurer Gewalt in Norajas Geist. Sie sprang auf und hielt sich den Kopf vor Schmerzen. Nur mit knapper Not, wehrte sie sich gegen eine drohende Ohnmacht. „Ich werde Euch sagen, was Ihr zu tun habt und nichts anderes werdet Ihr versuchen!“

Die Magierin trat zurück. Erst, als ihr Rücken die Wand berührte, blieb sie stehen.

Ihr Respekt vor diesem Wesen wuchs schlagartig. Oder war es bereits Angst? Es war sehr lange her, dass sie sich jemandem derart unterlegen gefühlt hatte. Der Angriff war ohne jede Vorwarnung gekommen und sie hatte keine Möglichkeit zur Abwehr gehabt. Es war ganz offensichtlich nicht gut sich diesen Geist zum Feind zu machen. Aber ob

es im Gegenzug schlau war, sich mit ihm zu verbünden, musste die Zeit zeigen.

Noraja atmete durch und trat wieder einen Schritt auf den Tisch zu. Doch dann zögerte sie. Dieses Spiel war gefährlich. Sollte sie sich nicht besser schützen? Oder vielleicht sogar aus dieser Situation fliehen?

Kaum war sie zum Stehen gekommen, um mit ihren Zweifeln zu ringen, spürte sie eine sanfte Berührung im Geist. Etwas legte sich warm und weich um ihren Verstand. Noch bevor sie begriff was geschah, erklang Danutorus Stimme. „Entschuldigt bitte. Ich wollte Euch nicht erschrecken oder verletzen. Wir brauchen uns gegenseitig. Am besten, wir vergessen, was geschehen ist.“

Noraja nickte. „Lasst gut sein. Mir ist nichts passiert.“ Sie straffte Körper und Geist. „Kommen wir also wieder zum Geschäft. Was soll ich tun?“

„Nicht viel“, begann Danutorus. „Im Grunde ist ein Teil unseres Weges identisch. Auch ich muss zu der Kammer in den Bergen gebracht werden.“ Er legte eine Pause ein, sprach dann aber weiter, ohne dass Noraja ihn dazu ermutigen musste. „Dort kann ich dieses Gefängnis endlich wieder verlassen. Damit es aber gelingt, müsst dann nur noch eine Sache für mich tun. Ich brauche eine neue Hülle. Bringt mir jemanden, dessen Körper vor jugendlicher Kraft strotzt. Sobald ich frei bin, werde ich das Tor für Euch öffnen.“

Noraja hatte genau zugehört. Jetzt sah sie nachdenklich auf das Buch hinab. Sie versuchte sich zu disziplinieren und nicht lang und breit über das Gehörte nachzudenken. Mit jemandem zu verhandeln, der die eigenen Gedanken lesen konnte, war mehr als unangenehm. Sie entschied sich für die Flucht nach vorn.

„Gut. Das klingt alles machbar. Habt Ihr eine genauere Vorstellung davon, wie Euer neuer Körper aussehen soll?“ Es blieb für einen Moment still und Noraja hatte das unbestimmte Gefühl das ihr Gegenüber lächelte, was natürlich unmöglich war.

„In der Tat“, gab Danutorus schließlich zurück. Ihr habt unter Euren Dienern eine junge Hexe. Sie wäre sicher brauchbar. Allerdings ist auch ein kräftiger Krieger nicht zu verachten. Reonar zum Beispiel. Entscheidet frei nach Eurem Gutdünken. Mit beiden wäre ich zufrieden. Sorgt dafür, dass er oder sie mit uns zur Kammer kommt und bereit steht, wenn ich danach verlange. Wenn Ihr Euch entschieden habt, ist die erste Aufgabe erfüllt.“

Ein Lächeln streifte Norajas Züge. Sira oder Reonar zu opfern war ein annehmbarer Preis für das Erreichen ihres Zieles. „Das scheint sehr einfach zu sein. Aber welche Garantie habe ich, dass Ihr das Tor auch tatsächlich für mich öffnet, wenn Ihr schon habt, was Ihr wollt?“

„Keine“, antwortet Danutorus eisig. „Doch so wie ich das sehe, bleibt Euch keine Wahl. Verlasst Euch auf mein Wort. Ohne meine Hilfe, könnt Ihr nicht gewinnen.“

„Also gut.“ Die Magierin stand auf. Sie hatte mit dieser Antwort gerechnet. „Dann werde wir uns gegenseitig auf das Wort des anderen verlassen müssen.“

„So ist es“, gab Danutorus zurück. „Damit wäre wohl alles geklärt. Bringt mich jetzt zum Nodix, bis Ihr die erste Entscheidung getroffen habt. Ich möchte Euch in dieser Hinsicht nicht drängen. Lasst Euch die nötige Zeit.“

Als Noraja die Kellertreppe wieder hinaufstieg, blickte sie in einen tiefschwarzen Nachthimmel. Abertausende Sterne

funkelten und ein frischer Wind empfing sie. Von dem Haus des Dorfmagiers Magister Rudonatus Winkelfried waren nur Trümmer geblieben. Bis auf das Fundament war es in jener Nacht im letzten Rahjamond zerstört worden. Reonars Mannen hatten nun nicht mehr getan, als die Steine soweit zur Seite zu schieben, dass die Treppe zum Keller wieder zu erreichen war.

Noraja selbst rief damals den Dämon, der das Haus in Stücken geschlagen hatte. Leider war in jener Nacht so manches schief gegangen und sie hatte überhastet fliehen müssen. Doch am Ende gelangte das Buch dennoch in ihre Hände und so gab es keinen Grund, sich noch über irgendetwas zu grämen.

Sie trat aus dem Schatten der Ruine auf den Dorfplatz. Die Nacht war herrlich. Nicht eine Wolke bedeckte den Himmel. Zwar kündigte sich der nahende Herbst nun immer öfter mit klammer Kälte an, doch heute roch die Luft würzig und schmiegte sich seidig an den Körper, wie es im Sommer so oft der Fall war.

Noraja blieb stehen und sah sich um. Sie hatte kein gutes Gefühl dabei, das Buch allein im Keller zu lassen. Zwar war das Dorf durch Reonars Wachen gesichert, aber wie gut die auf der Hut waren, wusste sie ja bereits. Andererseits ahnte niemand, dass es dort lag. Weiter kam keiner zufällig in diese verlassen Gegend am Fuß des Finsterkammes. Nein, es wäre wahrscheinlich sogar völlig sicher gewesen, wenn sie es hier mitten auf den Platz gelegt hätte. Außerdem war sie froh, es nicht mehr um sich zu haben.

So faszinierend es auch war mit Danutorus zu sprechen, es war unheimlich und gefährlich. Wer konnte schon wissen wie tief er in ihren Geist einzudringen vermochte und ob seine Stimmung nicht von einem auf den nächsten Mo-

ment umschlagen konnte. So war es wohl für alle das Beste.

Sie wollte gerade weitergehen, da drängte sich eine Frage in ihr Bewusstsein. Warum hat Danutorus vorher keinen Kontakt mit ihr aufgenommen? Warum nicht gleich in jener Nacht, da sie das Buch an sich brachte?

Gedankenverloren setzte sie ihren Weg fort. Vielleicht war er zu sehr geschwächt gewesen, nachdem er Velins Geist verdreht hatte. Doch dann hätte er sich spätestens in Es-lamsroden offenbaren können. Es sei denn...

Sie blieb abrupt stehen und sah auf. Es sei denn, seine Kraft hinge direkt mit der Nähe zu dem Nodix zusammen, der unter dem zerstörten Haus lag. Immerhin hatte das Buch dort Jahrelang gelegen. Es könnte sogar sein, dass der Einfluss des Kraftknotens mitverantwortlich für das Schicksal von Danutorus war. Das Zimmer, in dem sie ihn vor einer Stunde zum ersten Mal gehört hatte, lag jedenfalls keine fünfzig Schritt vom Keller entfernt. In jener Nacht, da sie das Buch zum ersten Mal in Händen gehalten hatte, war sie viel weiter weg gewesen.

Noraja lächelte. Das war es. Simpel, aber einleuchtend. Damit wäre Danutorus nun, da er im Keller lag, am gefährlichsten. Allerdings würde seine Macht nicht so weit reichen, als dass er jetzt noch ihre Gedanken lesen konnte. Nein, das sicher nicht.

Im Gegenzug würde er schwächer werden, wenn man ihn von hier wegbrachte. Noraja konnte nicht mit Sicherheit sagen, wozu eine solcher Geist, oder eine gefangene Seele in der Lage war, aber der Instinkt riet ihr, kein Risiko einzugehen. Wenn sie ihn überlisten wollte, musste sie sehr geschickt vorgehen. Andererseits mochte das vielleicht gar nicht nötig werden. Was er verlangte, war in der Tat ein angemessener Preis. Wenn er sein Wort hielt, gab es kei-

nen Grund sich gegen ihn zu wenden. Nur, konnte er es halten? Sie wusste nicht warum, aber irgendetwas sagte ihr, dass er sie in diesem Punkt nicht belogen hatte.

Die Magierin setzte ihren Weg fort. Sie wollte zurück in ihr Zimmer, um endlich etwas Ruhe zu finden und um nachzudenken.

Wen sollte sie wählen? Sira, oder Reonar? Beide wären entbehrlich, wenn der Plan aufging. Eigentlich war es also gleichgültig. Allerdings musste Sira bis zum Schluss den Baron im Auge behalten und somit war die Sache doch eindeutig. Ein wenig Schade war es schon um Reonar. Er war loyal und hätte ihr noch lange gute Dienste leisten können. Aber wer Großes erreichen wollte, der musste bereit sein auch viel dafür zu geben.

„Meine Teure“, flüsterte es aus den Schatten der Nacht. „Wir müssen dringend miteinander sprechen.“ Reonar trat ins Licht der Sterne. „Allein.“

Noraja erschrak. Sie sah den Krieger abschätzig an, um ihren Unsicherheit zu überdecken. „Nun, dafür müsst Ihr Euch nicht an mich heranschleichen, wie ein Fuchs an die Gans. Ihr hättet warten können, bis ich zurück bin.“

„Hätte ich“, gab Reonar ruhig zurück. „Gehen wir ein Stück?“ Er deutete eine Verbeugung an und bot der Magierin seinen Arm.

Sie hob den Kopf und trat an ihm vorbei. „Wie Ihr wünscht. Wobei ich bezweifle, dass Eure Mannen uns belauschen würden. Oder misstraut Ihr ihnen?“

„Keineswegs. Aber man muss nicht gezielt lauschen, um etwas zu vernehmen, das all zu laut gesprochen wurde. Ich kann mich auf die meinen Verlassen, allerdings...“ Er legte die Hände in den Rücken und sah starr nach vorne. „Allerdings sind sich einige meiner Leute nicht sicher, dass Ihr uns in die rechte Richtung führt.“

Sie hatten bald die andere Seite des Dorfplatzes erreicht. Das Haus des Dorfvorstehers, in dem nicht nur Norajas Zimmer sondern auch die Lager von Reonars Gefolge zu finden waren, lag noch nicht besonders weit zurück, aber die Stimmen die von dort herüber drangen, waren schon jetzt nicht mehr, als ein undeutliches Gemurmel. Keiner würde verstehen, was sie hier draußen sprachen, wenn er ihnen nicht hinterher geschlichen war.

Noraja blieb stehen und sah ihr Gegenüber prüfend an. „Und Ihr?“, fragte sie. „Glaubt Ihr, dass ich Euch in die richtige Richtung führe, oder zweifelt auch Ihr schon an mir?“ Ihre Stimme hatte einen lauernden Unterton angenommen.

Reonar hielt ihrem Blick stand. Er machte keine Anstalten sich zu verbeugen oder eine anderer Geste der Unterwürfigkeit zu zeigen.

„Ich?“ Er lächelte und seine schneeweißen Zähne leuchteten im Sternenlicht. „Darum bin ich hier. Ihr habt mir bisher nur wenig von Eurem Plan verraten und ich habe Euch dennoch geholfen. Der alten Zeiten wegen. Aber jetzt muss ich mehr wissen. Bis hier hin haben wir unseren Spaß gehabt und es war nicht wirklich gefährlich. Doch mit jedem Tag, den wir dieses Dorf weiter besetzt halten, wird es riskanter. Der Baron wird nicht ewig stillhalten.“ Er sah nach oben. „Und der Götterfürst lässt sich auch nicht gerne verspotten. So ungern ich das auch zugeben, aber seine Macht sollten wir nicht vergessen.“

„Ihr fürchtet Euch vor dem Zorn des Praios? Als treuer Diener dessen, der keinen Namen hat, solltet Ihr doch davor erhaben sein.“

Reonar schüttelte den Kopf. „Mit Nichten. Der Krieger in mir verbietet eine solche Blindheit. Man darf seinen Feind verabscheuen, ihn hassen, ihm das allerschlimmste Schick-

sal wünschen. Aber eines sollte man nie tun, egal wie man zu einem Gegner steht: ihn unterschätzen.“

„Weise Worte, mein Freund.“ Noraja war ehrlich beeindruckt von so viel kühler Berechnung. Reonar hatte sich in den letzten beiden Jahren sehr verändert. Früher war er ein hitzköpfiger Verehrer des Bösen gewesen. Hatte dem Dreizehnten sogar ein gesundes Auge geopfert, um sich seine Gunst zu sichern. Vielleicht sollte sie ihn doch am Leben lassen und Danutorus jemand anderen Opfern.

„Also?“ Er sah sie fragend an. „Was genau wollt Ihr mit diesem Buch anfangen und warum mussten wir dafür diesen Ort besetzen?“

Noraja sah sich um, doch es war auch jetzt niemand zu sehen, der ihre Worte hätte mitanhören können. „Machen wir es kurz“, begann sie und Reonar sah sie erwartungsvoll an. „Dieses Buch ist der Schlüssel und Wegweiser zu einem Tor. Nicht zu einem profanen Tor, sondern zu einem höchst magischen Portal. Es liegt, meinen Quellen nach, einige Meilen von hier entfernt in einem Tal des Finsterkammes. Dorthin muss ich gelangen und es öffnen. Euch brauche ich nun, um mir Schutz zu gewähren auf der Reise. Außerdem wird es einige Zeit dauern, das Portal zu aktivieren und auch dabei muss ich bewacht werden.“

„Und warum sind wir nicht direkt dorthin gegangen? Wozu das gefährliche Maskenspiel mit den Dorfbewohnern und dem Baron?“

„Ich musste noch einmal in dieses Haus, genauer den Keller, zurück.“ Sie deutete auf die Ruine am Dorfplatz. „Außerdem konnte ich vorher nicht sagen, wie lange es dauern würde die Geheimnisse des Buches zu entschlüsseln.“ Reonar zog zweifelnd die Brauen hoch. „Vorher? Das heißt, Ihr habt es nun bereits in wenigen Stunden, oder

gar auf dem Weg geschafft?“ Offenbar hatte er Probleme die Worte der Magierin zu glauben.

„Sicher.“ Sie hob das Kinn. „Es war alles viel einfacher, als angenommen. Keiner in der Gilde wollte auch nur einen Heller auf meine Idee setzen, aber nun bin ich kurz davor ihnen zu beweisen, dass ich richtig lag.“ Sie suchte wieder Blickkontakt. „Und Ihr werdet dabei sein, wenn wir Geschichte schreiben!“

„Ich fürchte, das wird meinen Leuten nicht reichen. Ihr müsst mir schon sagen, was genau es mit diesem Tor auf sich hat.“

Noraja atmete tief. „Also gut. Lasst mich ein wenig weiter ausholen, damit Ihr es auch versteht. In den Jahren meines Studiums in den Hallen der Macht zu Lowangen habe ich mich besonders für alte Schriftstücke interessiert. Vor allem für die, mit einem besonderen Protagonisten: Tharsonius von Bethana. Ich muss Euch nicht erklären wer er war. Nun, in einem dieser Schriftstücke, das vielleicht sogar aus seiner Hand persönlich stammte, wird vom einem Turm berichtet. Der Bethaner hat demnach um das Jahr 540 nach Bosparans Fall eine kurze Forschungsreise dorthin unternommen. Das Dokument, dass ich in der Bibliothek der Akademie gefunden habe, war sein Reisebericht. Daher nehme ich auch an, dass er es selber verfasste, oder einer seiner Begleiter.“ Sie legte eine Pause ein und sah ihr Gegenüber nachdenklich an. „Vielleicht sollten wir in meinem Zimmer weitersprechen.“

Reonar nickte.

Wortlos gingen sie zurück zum Haus des Dorfvorstehers. Noraja war verunsichert. Offenbarte sie zu viel? Würde ein Krieger das alles überhaupt verstehen und den Dingen die richtige Bedeutung beimessen können? Andererseits war er kein gewöhnlicher Mann, sondern den dunklen Mäch-

ten verbunden. Sie musste es riskieren, sonst lief sie Gefahr ihn und seine Männer zu verlieren.

Wenig später hatten sie das Zimmer erreicht, in dem sie erst von wenigen Stunden mit Danutorus gesprochen hatte. Jetzt sollte es also erneut Schauplatz eines entscheidenden Wortwechsels werden. Denn soviel war klar, wenn es ihr nicht gelang Reonar von ihrem Plan zu überzeugen, drohte alles zu scheitern.

„Wo war ich stehengeblieben?“, begann die Magierin und bot dem Krieger gleichzeitig an sich zu setzen.

Er schüttelte den Kopf und winkte ab. „Ich stehe liebe. Ihr hattet mir gerade von einem Reisebericht erzählt.“ Reonar lehnte sich von innen gegen die Tür und sah Noraja mit einer Mischung aus Erwartung und Misstrauen an.

„Richtig. In diesem Pergament stand nun, dass im Keller dieses verlassenen Turmes, der vielleicht einmal die Wirkungsstätte eines mächtigen Kollegen gewesen war, ein steinerner Bogen gefunden wurde. Eine Art Torbogen, durch den man jedoch nicht schreiten konnte, da er in eine der Wände eingelassen war. Weiter steht geschrieben, dass es sich nicht, wie zunächst angenommen, um einen Geheimgang handelte, denn es ließ sich kein Mechanismus zum Öffnen finden. Es musste etwas anderes dahinter stecken und bei des Rätsels Lösung mochten die Runen helfen, mit denen der Stein bedeckt war. Eine sehr genaue Zeichnung des Bogens und der Schrift fand sich ebenfalls in dem Dokument.“

Die Magierin hatte mit wachsender Begeisterung gesprochen, doch nun musste sie enttäuscht feststellen, dass Reonar noch immer skeptisch drein blickte. Sie lies sich auf den Stuhl hinter dem Schreibtisch fallen und verdrehte die Augen.

„Ihr werdet schon noch sehen, wie bedeutsam dies alles ist. Jedenfalls, aus einem mir nicht bekannten Grund ging der Bethaner dem Geheimnis nicht weiter nach. Er hat zwar alles korrekt und sorgfältig aufgeschrieben, ist dann aber unverrichteter Dinge wieder abgereist. Wahrscheinlich, um sich anderen Aufgaben zuzuwenden. Was genau in jenen Tagen vorgefallen ist, vermag ich nicht zu sagen. Doch zu unserem Glück ist die Geschichte hier nicht zu Ende.“ Sie lächelte. „Ich habe Nachforschungen angestellt und versucht die Runen selbst zu deuten. Was ich fand, konnte ich zunächst nicht glauben. Offenbar hatte der Erbauer dieses Tores versucht ein Artefakt zu schaffen, dass ihn beim Wirken eines *Chrononautus* unterstützten sollte! Ob es gelang, weiß ich nicht. Aus heutiger Sicht ist dieses Vorhaben reine Zeitverschwendung. Vielleicht forschte der Bethaner auch deshalb nicht weiter. Selbst, wenn das Tor den Zauber erleichtern konnte, so hätte man selbst die Formel noch immer beherrschen müssen. Und genau da kommen meine Erkenntnisse der letzten Jahre ins Spiel.“

„Ihr beherrscht diesen Zauber?“

Noraja hob abwehrend die Hände. „Bewahre, nein! Das kann sicher nicht einmal eine Hand voll lebender Zauberer von sich behaupten! Aber ich fand heraus, dass ich nicht die einzige war, die von Turm und Tor wusste.“

„Der Dorfmagier?“

„Exakt. Auch er hatte sie vor langer Zeit Zutritt zu diesem Dokument erkaufte, weit vor mir. Das machte mich neugierig. Er muss bei einer Wanderung auf die Ruine gestoßen sein. Vielleicht fand sich aber auch in seinem Haus ein Hinweis auf diese Stätte. Es ist denkbar, dass beide Gebäude aus der gleichen Zeit stammen.“ Die Magierin legte die Fingerspitzen aneinander. „Das alles liegt viele Jahre zurück. Nun stellte sich mir die Frage, wie weit er in sei-

nen Nachforschungen gekommen war. Doch als ich ihn aufsuchen wollte, musste ich feststellen, dass der Orkkrieg ihn verschluckt hatte. Enttäuscht wollte ich diese Spur schon aufgeben, da kam mir die Idee, nach seinem Nachlass zu suchen.“

„Wartet“, unterbrach Reonar sie. „Wenn der alte Zauberer an dem gleichen Problem gearbeitet hat, warum sollten wir ihn dann töten? Wäre es nicht besser gewesen, ihn gefangen zu nehmen und zur Hilfe zu zwingen?“

„Das dachte ich zunächst auch“, entgegnete Noraja. „Aber dann wog ich ab und kam zu dem Schluss, dass ich mit dem Buch und den Zugang zu seine Haus genug in Händen hatte. Magister Winkelfried ist gefährlich. Wie Ihr selbst gesehen habt, ist es nicht einfach ihn zu fangen. Ihn gegen seinen Willen zu etwas zu zwingen, wird kaum möglich sein. Da war es schlicht einfacher, ihn aus dem Weg zu räumen und die Arbeit selbst zu tun.“

Reonar nickte. „Dann hoffen wir mal, dass er nicht herkommt, um sich sein Eigentum zurückzuholen.“

„Wird er nicht“, antwortete die Magierin. „Wo war ich? Richtig. Ich machte mich also in diese Gegend auf...“ Sie legte eine Pause ein und sah zum Fenster.

Reonar löste sich von der Tür. Er ging zum Tisch, hinter dem die Magierin Platz genommen hatte und sah sie wissend an. „Und dort seid Ihr einer Gruppe Bannstrahler in die Arme gelaufen. Den Teil der Geschichte kenne ich.“ Er grinste. „Ohne mich würdet Ihr sicher nicht hier sitzen. Im besten Fall wäre nun ein Greifenfurter Kerker Euer Zuhause. Allerdings habt Ihr mir nie erzählt, warum sie Euch überhaupt verhaftet haben.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Was weiß ich. Ich nehme an, dass sie einen Sündenbock für irgendeinen Hexenwerk gesucht haben. Da kam ich

ihnen gerade recht. Eine Magierin, die sich alleine durch die Wildnis drückt, das reicht diesen Hunden doch schon aus. Ich war einfach zur falschen Zeit am falschen Ort.“ Sie erwiderte seinen Blick. „Oder eben auch nicht. Denn sonst wäre ich Euch und Eurem Haufen nicht begegnet, was schade gewesen wäre.“ Reonar deutete eine höfliche Verbeugung an. „Jedenfalls musste ich mir etwas anderes überlegen. Die Kirche würde, besonders nach dem Verlust einer Gruppe Bannstrahler, dort in Zukunft sicher nicht weniger aggressiv vorgehen. Also tatet Ihr damals gut daran auf mich zu hören und zunächst aus diesem Landstrich zu verschwinden. Ich hingegen beschloss mich zu tarnen und in die Dorfgemeinschaft einzuschleichen. Auch das wisst Ihr.“

Ihr Gegenüber nickte. „Sicher, das habt Ihr mir schon berichtet. Dieses Spiel zog sich dann weit länger als gedacht, weil Ihr den Schutzzauber des Hauses nicht brechen konntet.“

„Auch das stimmt leider. Gleichzeitig zeigte mir diese Sicherung aber, dass es etwas zu holen gab. Was sich als richtig herausstellen sollte. Schlussendlich habe ich bekommen, was ich wollte. Alles andere ist Vergangenheit.“

„Ihr habt ein Buch gefunden.“

„Richtig. Und wie ich jetzt weiß, ist es der Schlüssel und Wegweiser zu eben jenem Tor von dem ich damals in Lowangen gelesen habe. Ob Rudonatus es selbst geschrieben, oder im Turm gefunden hat, weiß ich nicht. Jedenfalls sind wir kurz vor dem Ziel!“ Sie stütze sich mit den Händen auf den Tisch. Plötzlich lag wieder Begeisterung in ihren Augen. „Mit diesem Werk in meinen Händen, kann ich das Portal öffnen!“

„Magier!“ Reonar verschränkte die Arme vor der Brust und sah zur Decke. „Jetzt habt Ihr mir beinahe meine Ohren

blutig geredet und doch nicht verraten, was eigentlich Eure Absicht ist.“ Er sah sie ernst an. „Ihr wollt ein Portal öffnen. Aber wozu? Was passiert dann? Wohin gelangt man und was ist der Sinn der Reise?“

„Hatte ich das nicht bereits gesagt? Mit dem Tor wird ein *Chrononautus* gewirkt.“

„Ich bin kein Zauberer...“

„Natürlich. Verzeiht bitte. Dann will ich es einfacher ausdrücken.“ Sie legte eine Pause ein, überzeugt davon, dass das, was sie zu sagen hatte, ihr Gegenüber über alle Maßen beeindrucken würde. „Durch dieses Portal vermögt Ihr an jeden Punkt der Geschichte zu reisen, den Ihr Euch vorstellen könnt.“

„Ich kann, was?“, frage Reonar ungläubig und öffnete die Augen zu einem Staunen. „In die Vergangenheit gelangen? Durch die Zeit reisen?“

„Nicht nur durch die Zeit, auch durch den Raum. Denkt zum Beispiel an die Krönung von Kaiser Hal. Dann bringt Euch dieses Portal direkt vor des jungen Herrschers Füße, mitten in den Thronsaal!“

„Das ist doch völlig unmöglich!“

„Das denken die Meisten. So gut wie jeder in der Gilde hat meine Thesen für Irrsinn gehalten. Nun hat dies aber für mich den Vorteil, dass ich meine Entdeckung mit Niemandem teilen muss. Nur Ihr dürft daran teilhaben. Wir werden in den Lauf der Zeit eingreifen und uns damit unsterblich machen!“

Reonar trat zurück. „Ich weiß nichts von diesen Dingen, aber das scheint mir ein sehr gefährliches Unterfangen. Andererseits...“ Er blieb stehen und begann zu grinsen.

„Was habt Ihr vor? Wo wollt Ihr eingreifen?“

Sie winkte ihn heran. Er kam wieder näher und beugte sich herunter. Ihre wunderschönen Lippen begannen

kaum hörbare Worte zu formen. Mit jeder Silbe, die sie ihm ins Ohr flüsterte wurde sein Grinsen breiter, bis sich sein Gesicht schließlich zu einer irren Grimasse verzerrte. Er begann laut zu lachen.

Noraja schmunzelte, sie hatte es geschafft.

„Das ist völliger Wahnsinn!“ Reonar holte tief Luft. „Aber verdammt, der Plan ist es wert für den Versuch allein zu sterben!“ Er wischte sich eine Träne aus dem verbliebenen Auge. „Wann machen wir uns auf den Weg? So ein Schicksal sollten wir nicht waren lassen!“

„Ich muss zunächst wohl oder übel etwas rasten. Die letzte Zeit hat mich all zu viel Kraft gekostet. Aber ich denke, dass wir auch in zwei oder drei Tagen noch Geschichte schreiben können.“ Sie lächelte verschlagen. „Satinav wird uns nicht davonsegeln. Diesmal nicht...“

Kapitel 14 – Eslamsroden, 26. Rondra 1024 B.F.

Was für eine Aufregung! Ortosch stand im Eingang zum Hain der Peraine und beobachtete die Menschen. Eine mörderische Zauberin ging um in den Straßen von Eslamsroden und jeder hatte es mit seinen eigenen Augen gesehen!

Zumindest musste man davon ausgehen, wenn man das Geschwätz an diesem Tage glauben mochte. Er selbst hatte zwar den Tumult am Morgen bemerkt, sich aber zunächst nicht viel daraus gemacht. Direkt vor dem Tempel war es zu Geschrei und einer Verfolgung gekommen. Als der Zwerg sich dann später bei dem Händler, der seinen Stand ganz in der Nähe aufgebaut hatte, nach dem Grund erkundigte, hörte er das erste Mal die haarsträubende Geschichte.

Jemand hatte in nur zwei Nächten drei Menschen ermordet. So weit so schlimm. Doch dieser Jemand sollte eine grausige Magierin gewesen sein, die sich, schon so gut wie von den Wachen ergriffen, vor aller Augen in Luft aufgelöst hätte. Der Händler war, wie danach jeder andere den der Zwerg befragte, vollends von der Richtigkeit der Erzählung überzeugt. Zwar unterschieden sich die Darstellungen in einzelnen Punkten, aber im Kern waren sie sich alle einig. Es musste sich um mehr als dummes Geschwätz handeln.

Das hatte Ortosch nachdenklich gemacht. Sehr wahrscheinlich ging es hier nicht um sie, denn warum sollten sie von einer Magierin verfolgt werden? Und selbst wenn, warum sollte sie dann drei andere Menschen töten? Nein, dort war etwas anderes im Stollen.

Es juckte ihn in den Fingern diesem Rätsel nachzugehen und die Mörderin zur Strecke zu bringen, doch das ging

nicht. Garlon beschwerte sich jetzt schon, dass er sich zu oft aus dem Tempel entfernte. Aber Ortosch hielt es einfach nicht aus, untätig in ihrem Versteck zu warten. Schon am ersten Abend war er davongeschlichen, ohne Garlon etwas zu sagen. Das Viertel der Handwerker war nicht weit entfernt und dorthin hatte es ihn gezogen. Ein Bier und normale Gesellschaft, das war es, wonach es ihn verlangt hatte.

Würdevoll erwiderte Ortosch den Gruß einiger Bürger, die an ihm vorbei zum Tempel gingen. Im Schatten seiner Kapuze musste er grinsen. Kaum wirft man sich ein Stück Stoff über den Kopf und steht an der richtigen Stelle, schon wird man für einen Diener der Zwölf gehalten. Die Tarnung funktioniert ausgezeichnet, auch wegen der Deckung, die sie hier erhielten.

Irmtrud war eine gute Frau. Nicht nur, dass sie ihnen weiter Unterschlupf gewährte, sie kümmerte sich auch aufopferungsvoll um Rudonatus. Dem Magier ging es nur langsam wieder besser. Heute morgen war er das erste Mal wieder aufgestanden und ohne Hilfe ein paar Schritt weit gelaufen. Wie schnell seine Genesung voranschreiten würde, vermochte Irmtrud nicht zu sagen.

Ortosch presste die Hände gegeneinander. So konnten sie nicht weitermachen. Garlon versteckte sich in seiner Kammer und haderte mit seinem Schicksal, während ihm selbst die Kutte auf den Kopf fiel. Es war Zeit, dass sie etwas unternahmen. Doch eines schien klar zu sein: Ohne den Zauberer, konnten sie ihre Jagd nach Ission und dem Buch nicht fortsetzen oder sonst etwas tun. Ihn hier allein zurücklassen, war nicht denkbar. Den Bannstrahlern traute Ortosch sogar zu, den Frieden dieses Tempels zu stören. Aber warum auf die Heilung warten? Er kannte viele Möglichkeiten die Lebenskraft eines Wesens wieder herzustellen.

len. Frische Verbände und Salben waren ein guter Weg, aber mit Sicherheit nicht der schnellste.

Er hob den Kopf, um etwas mehr zu sehen. In einer so großen Stadt musste es einen Alchimisten geben, der ihnen helfen konnte. Eine besonders hohe Meinung hatte er zwar nicht von diesem Hexenwerk, aber er wusste aus eigener Erfahrung, dass es half. Außerdem würde es ihn davor bewahren, hier noch wochenlang abwarten zu müssen.

Er drehte sich um und schritt zügig durch den Hain, hinüber zu ihrem Quartier. Vorsichtig öffnete er die Tür. Garlon saß auf seinem Bett. Die Beine im Schneidersitz und die Augen geschlossen, hatte er sich offenbar in Meditation versenkt. Das tat er fast ununterbrochen, seitdem sie hier Unterschlupf gefunden hatte. Es war daher nicht weiter ungewöhnlich ihn so vorzufinden.

Ortosch trat ein und schlich zu seinem Lager. So behutsam wie er konnte, nahm er seine Kutte ab und zog seine Äxte unter dem Bett hervor. Er hängte sie in die Schlaufen am Gürtel und prüfte fachmännisch den korrekten Sitz der Waffen. Als er zufrieden war, bückte er sich noch einmal und fand seinen Geldbeutel. Heilende Tränke waren nicht billig. Er befestigte ihn ebenfalls am Gürtel und warf sich schließlich wieder die Kutte über. So war die Tarnung zwar nicht mehr Perfekt, aber unbewaffnet fühlte er sich einfach unwohl.

„Wo willst du hin?“, fragte Garlon ruhig. Er hatte gesprochen, ohne die Augen zu öffnen oder sich zu bewegen.

„Bei Ingerimms Hammer! Musst du das immer machen? Du bringst mich noch mal ins Grab!“, gab Ortosch kraftvoll zurück, um seine Unsicherheit zu überdecken.

„Ich habe dich gefragt, wo du hin willst.“

„Muss ich dir Rechenschaft ablegen, wenn ich gehe?“

„Du musst nicht“, antwortete Garlon und öffnete die Augen. „Aber es wäre gut zu wissen. Schließlich haben wir noch immer ein gemeinsames Problem. Ich mache mir Sorgen, wenn du alleine in den Straßen unterwegs bist.“

Ortosch winkte ab. „Blödsinn! Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen. Mir ist eine Idee gekommen, wie wir hier schneller wegkommen. Lass mich mal machen! Dir ist es doch auch recht, wenn wir die Gastfreundschaft dieser Hallen nicht länger als nötig in Anspruch nehmen.“

Garlon nickte.

„Siehst du? Also, mach du, was du machen musst und ich tue das ebenfalls. In ein oder zwei Stunden bin ich wieder da. Sollte ich mich verspäten, kannst du anfangen dir Sorgen zu machen.“ Der Zwerg grinste und drehte sich um. Garlon sagte nichts mehr.

Als Ortosch die Tür hinter sich zuzog, fühlte er sich besser. Der Aufenthalt hier tat seinem Freund alles andere als gut. Er war noch verschlossener als sonst und schien sich dauernd irgendwelche Vorwürfe zu machen. Das er sich Sorgen machte, war auch kein gutes Zeichen. Er wandelte sich immer mehr vom harten Krieger zum weichen Betbruder. Es war Zeit, dass sie dem Tempel den Rücken kehrten. Außerdem gab es keinen Grund etwas zu befürchten. Bis jetzt war kein Bannstrahler hier aufgetaucht und Steckbriefe suchte man auch vergebens. Zwar hatte Ortosch bei seinen Ausflügen hin und wieder das Gefühl gehabt, verfolgt zu werden, aber passiert war nie etwas.

Ortosch trat auf die Straße und sah sich um. Mittlerweile war die Mittagsstunde vorüber und die Menschen gingen überall ihrem Tagewerk nach. Wo konnte er finden, was er suchte? Er kannte die Stadt nur schlecht, war erst ein paarmal hier gewesen und das lag lange zurück. Lediglich an das Handwerkerviertel erinnerte er sich gut. Dort wa-

ren die Kneipen am besten. Einen fähigen Alchimisten oder einen Händler für diese Dinge, würde er dort allerdings kaum finden. Nachdenklich legte er die Rechte an den Bart.

Nach einer Weile setzte er sich in Bewegung. Wie ein träger Fisch, ließ er sich vom Strom der Menschen nach Süden treiben. Dort lag der Markt, der sich um die Reichsstraße herum erstreckte. Beinahe jeden Tag konnte man dort Dinge aus aller Welt erwerben, auch wenn eigentlich kein Markttag war. Die vielen fahrenden Händler machten es möglich.

Zwar hatte ihre Zahl in den letzten Jahren nachgelassen, doch gab es kaum etwas, dass einen waschechten Krämer von seiner Berufung abbrachte. Ortosch war auf seinen Reisen und auch in der eigenen Gaststätte vielen dieser Menschen begegnet. Besonders das Volk der Norbarden faszinierte ihn. Sie waren geschäftstüchtig bis zum letzten Atemzug. Er war davon überzeugt, dass ein Norbarde auf dem Schafott noch versuchen würde dem Henker ein neues Beil zu verkaufen.

Ortosch grinste. Dieser Menschenschlag gefiel ihm. Vielleicht würden sich auch heute ein paar norbardische Händler in der Stadt finden. Nicht, dass er je bei ihnen magische Tränke gesehen hätte, aber sie würden sicher wissen, wie man auch hier an so etwas gelangen konnte.

Mittlerweile war Ortosch an der Brücke angekommen, die zwischen Park und Hesindetempel einen Engpass auf dem weiteren Weg bildete. Ein paar Wachen standen dort und nutzten die Stelle, um die Menschen zu kontrollieren. Sicher suchten sie nach der Mörderin.

Er zögerte. Oder war Nachricht der Bannstrahler doch schon bis hier her gedrungen? Waren sie so geschickt vor-

gegangen, dass sie im Geheimen nach ihnen suchen ließen, um sie nicht zu verjagen?

Ortosch schüttelte den Kopf. Selbst wenn, dann würden sie nach einem Zwergenkrieger mit zwei Menschen suchen und nicht nach einem stinkenden zwergischen Novizen. Er lies sich weiter treiben.

Doch ein Risiko eingehen, wollte er auch nicht. Er senkte den Blick und schritt so feierlich er konnte auf die Brücke zu. Was bei den Bürgern der Stadt funktionierte, würde auch bei den Wachen greifen.

Er passierte die erste Wache, dann die zweite. Immer wieder zogen die Männer einzelne Menschen aus der Menge, doch noch hatte sich niemand an ihn gewandt. Die Tarnung schien auch heute ihren Zweck zu erfüllen.

Der halbe Weg war geschafft. Wieder tauchten rechter Hand schwere Stiefel in seinem Blickfeld auf. Sie mussten den letzten beiden Wachen gehören, die auf dieser Seite der Brücke standen. Ortosch ging gleichmäßig weiter, ohne den Kopf zu heben. Das Schuhwerk zog dahin, ohne dass jemand ihn ansprach oder sich ihm in den Weg stellte.

Schließlich veränderte sich das Muster im Kopfsteinpflaster. Die Brücke war überwunden. Noch ein paar Schritte, dann hätte ihn die Menge wieder verschlungen und er wäre aus dem Blickfeld der Wachen heraus.

Gerade wollte die Anspannung der letzten Augenblicke von ihm abfallen, da spürte er, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. Der Griff war nicht besonders fest, doch das tat dem Schreck keinen Abbruch.

„Wo wollen wir denn so schnell hin, Kurzbein? Habt Ihr etwas zu verbergen?“ Es war eine Frau. Ihre Stimme klang verspielt und fordernd. „Sind wir etwa auf der Flucht vor der Inquisition?“

Ortosch, der seinen Schreck schon überwunden hatte, noch bevor die Stimme verklang, drehte den Kopf, ohne aufzusehen. Die Brücke lag nicht weit zurück, die Wachen waren noch in Sichtweite. Er sah zu Boden. „Nimm deine Hand von meiner Schulter“, knurrte er. „Oder ich breche sie dir.“

„Das würdest du bestimmt nicht tun“, gab Morna frech zurück. „Dafür bist du viel zu sehr ehrenvoller Krieger. Ich bin nur ein wehrloses Mädchen.“

Ortosch spürte, wie sie in seinem Nacken grinste. Er spannte sich. „Ich habe gesagt, du sollst“ mitten im Satz ließ er seine Rechte blitzartig nach oben schnellen. Morna zuckte zusammen, als sein eiserner Griff ihr Handgelenk packte. „deine Hand von meiner Schulter nehmen.“ Er zwang ihren Arm nach unten und zog sie dichter heran. „Wer nicht hören will, der muss fühlen.“

„Lass mich los! Sonst werde ich schreien!“, beschwerte sich Morna und versuchte die Hand loszureißen. Doch sie war der Kraft des Zwergs nicht gewachsen. Ihre Stimme zitterte. Offenbar hatte Ortosch sie mit seinem Angriff überrascht.

Er drehte sich ganz herum. „Hör zu Mädchen!“, begann er ernst. „Das hier ist kein Spiel, bei Angroschs Esse. Ich bin nicht in der Stimmung für solche Albernheiten. Wir haben ernsthafte Probleme. Außerdem möchte ich wetten, dass die Wachen in dieser Stadt dir auch nicht gerade freundlich gesonnen sind.“

Ortosch sah zu den Bewaffneten hinüber, die noch immer die Menschen an der Brücke kontrollierten. Bisher hatte keiner von dem kleinen Gerangel Notiz genommen.

„Komm mit!“, brummte er und zog die Streunerin hinter sich her.

„Schon gut, schon gut!“ Mornas Versuche sich zu befreien wurden halbherzig. „Was meinst du, warum ich hier bin? Wohl kaum, um gleich wieder davon zu laufen! Dummer Zwerg!“ Sie schien ehrlich empört.

Das ungleiche Paar erreichte den Schatten einiger Bäume, die am Platz hinter der Brücke standen. Hier, etwas abseits des Weges, war zu dieser Stunde niemand sonst zu sehen. Die Menschen hatte keine Zeit für Müßiggang unterm Blätterdach. Die steinernen Bänke, die ein edler Spender hier einst aufstellen ließ, lagen leer. Ortosch ließ seine Gefangene los und gab ihr einen Schubs.

„Setzen!“, befahl er.

„Pöh!“ Morna blieb stehen und verschränkte die Arme vor der Brust. „Du hast mir gar nichts zu sagen, Kurzbein. Vor allem nicht in meiner Stadt! Reg dich bloß nicht so auf, nur weil ich mir mit dir einen kleinen Spaß erlaubt habe!“

„Kleinen Spaß?“ Ortosch ballte die Hände zu Fäusten und biss die Zähne zusammen. „Hast du eine Ahnung, wie gefährlich es ist, wenn das jemand gehört hat?“, presste er hervor.

„Ja, habe ich.“ Sie grinste und reckte das Kinn in die Luft. „Aber du nicht. Ich kenne mich aus in diesen Straßen und ich weiß, was man erzählt.“

Ortosch winkte energisch ab. „Was willst du denn schon wissen?!“

„Zum Beispiel, dass niemand hier nach dir und deinen Freunden sucht. Keinen Heller hat man auf euch ausgesetzt und keinen Steckbrief aufgehängt. Glaub mir, wenn die hohen Herren jemanden fangen wollen, dann wissen die Ohren der Straße davon zuerst.“

Ortosch sah sie skeptisch an. „Mir ist auch schon aufgefallen, dass es keine Steckbriefe gibt, aber so etwas dauert

nun einmal seine Zeit. Vielleicht haben sie nur noch keinen Boten hier her geschickt.“

„Nach der Zeit? Entweder stimmt eure Geschichte nicht, oder an der Sache ist etwas mehr als faul.“ Sie sah auf Ortosch hinab. Ihr Blick hatte Frechheit und Arroganz fast völlig verloren. An deren Stelle war eine Mischung aus Neugier und Besorgnis getreten. „Eins kannst du mir glauben, mit gesucht werden, kenne ich mich aus. Bisher war ich meines Lebens zwar nicht so müde, als dass ich mich mit den Bannstrahlern angelegt hätte, aber man hört zu einiges von ihnen und ihren Methoden. Wenn ihr denen wirklich auf die Stiefel getreten wäret, wüsste jeder halbseidene Söldner oder Kopfgeldjäger bereits Stunden später davon.“

„Hm“, machte der Zwerg und erwiderte ihren Blick. Er kniff die Augen zusammen und legte die Linke an den Bart. „Da mag etwas dran sein“, sagte er mehr zu sich selbst. „Sie hatten Pferde. Es gibt keinen Grund, warum hier noch keine Nachricht von ihnen angekommen sein sollte. Bei Angrosch, du hast Recht! Das stinkt zum Himmel wie ein kalter Orkfurz!“

„Siehst du?“ Morna grinste triumphierend. Die Frechheit war zurück in ihrem Gesicht, doch schien sie Ortosch nicht mehr so unangenehm und provozierend, wie vorher. „Ich weiß ja nicht genau, was ihr angestellt habt. Aber wer auch immer euch verfolgt hat, scheint kein Interesse mehr an euch zu haben.“

Das konnte doch nicht sein! Ortosch dachte angestrengt nach. Warum sollten die Bannstrahler nicht auf Eslamsroden kommen? Ihre Spuren im Wald hätte selbst ein blinder Goblin verfolgen können. Er war fest davon ausgegangen, dass ihr Vorsprung höchstens einen Tag halten mochte, nachdem sie hinter den Mauern der Stadt Zuflucht gefun-

den hatten. Es stimmte, hier war etwas sehr faul. Unter anderem auch, dass ihm das zuvor nicht aufgefallen war. Wahrscheinlich war er zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich über das Versteckspiel zu ärgern.

Er sah sich um. Für den Moment änderte das alles nichts an seinem Plan. „Sag einmal, Morna. So war doch dein Name, oder?“ Sie nickte. „Gut. Ich bin auf der Suche nach einem Händler, bei dem ich vielleicht einen heilkräftigen Trank bekommen kann. Ich möchte den Magier so schnell es geht wieder auf den Beinen sehen, besonders jetzt, wo sich die Dinge zum Ungewissen ändern.“

„Natürlich kann ich dir dabei helfen!“, antwortete sie, offensichtlich geschmeichelt von der neuen Höflichkeit ihres Gegenübers. „Wie ich schon sagte, ist das hier meine Stadt. Alles was hier vor sich geht, weiß ich lange bevor es passiert!“

„Also?“

„Es gibt da mehrere Möglichkeiten“, begann sie großspurig. Ortosch hatte den Eindruck, dass sie nach diesen Möglichkeiten erst noch suchen musste.

Geduldig wartete er ab und behielt währenddessen die Umgebung im Augen. Der Menschenstrom an der Brücke hatte sich mittlerweile in ein schwaches Tröpfeln verwandelt. Auch standen dort nur noch zwei Wachen, die kaum mehr jemanden ansprachen. Offenbar war dem Auftrag die Mörderin zu fangen für heute genüge getan. Ortosch konnte sich sehr gut vorstellen, dass die Wachen kaum ein Interesse daran hatten in diesem Punkt Erfolg zu haben. Eine mordende Magierin zu verhaften zählte sicher nicht zu ihren liebsten Aufgaben.

„Oh!“, rief Morna plötzlich. „Das ist schlecht.“ Sie sah auf Ortosch hinab. Dieses mal fiel es ihm schwer den Ausdruck in ihren Augen zu deuten.

„Was ist schlecht?“

„Du hast nicht zufällig in den letzten Tagen schon nach so einem Trank gesucht?“

„Nein“, antwortet Ortosch etwas überrascht. „Was hat das denn mit den möglichen Händlern zu tun?“

„Von den Morden hast du gehört?“ Ortosch nickte. „Eine der Toten war eine Alchimistin. Sie wurde grausam niedergemacht und völlig ausgeraubt, sagt man.“

Der Zwerg legte den Kopf schräg und stemmte die Hände in die Hüfte. „Und du glaubst jetzt, dass ich das war? Das ist lächerlich! Würde ich dann noch nach einem Heiltrank suchen müssen?“ Plötzlich wurde ihm klar, was Morna ihm zutraute. „Und überhaupt“, brauste er auf, „würde ich niemals eine wehrlose Gelehrte erschlagen! Seh ich etwa aus wie ein dreckiger Ork? Morden und Brandschatzen, pah! Bei Angroschs Hammer! Zwerge machen so etwas nicht!“ Er verschränkte die Arme und sah mit grimmiger Miene zur Seite.

Für einen Moment holten ihn Bilder seiner Vergangenheit ein. Greifenfurt – belagert. Rauchende Trümmer und geschwärzte Mauern. Kampf um jedes Haus, jeden Stein. Orks überall. Mit dem Bruder Seite an Seite, Axt an Axt. Es waren zu viele gewesen... einfach zu viele. Ortoschs Gesicht gefror zu einer grimmigen Grimasse.

Morna blieb einen Moment still. Sie sah beschämt auf Ortosch und lies sich auf die Bank sinken. Der Zwerg hatte sich innerlich bereits auf die nächste Gemeinheit eingestimmt und war kurz davor die Fassung zu verlieren. Zu seinem Erstaunen kam nichts dergleichen über ihre Lippen. Statt dessen saß sie einfach da und sah ihn an.

Nach einer Weile begann sich die Anspannung von dem alten Krieger zu lösen. Er atmete tief durch. Schließlich suchte er wieder Blickkontakt.

„Niemals“, sagte er tonlos.

Morna nickte und begann bereits wieder zaghaft zu lächeln. „Natürlich nicht“, gab sie zurück. „Ich wollte dich nicht beleidigen. Manchmal sage ich Dinge, bevor ich darüber nachgedacht habe.“

„Wie alle Menschen“, murmelte er nachdenklich. Er sah die junge Frau auf einmal mit anderen Augen. Es schien doch ein Funken Anstand in ihr zu stecken. Vielleicht hatte er ihr bei ihrer ersten Begegnung Unrecht getan und sich von ihrem Mundwerk blenden lassen. Kurzentschlossen reichte er ihr die Hand. „Vergessen wir, was gewesen ist. Mein Name ist Ortosch, Sohn des Kirgam.“

Überrascht, aber mit einem freudigen Ausdruck in den Augen schlug Morna ein. „Machen wir das. Ich bin Morna, die schnellste Klinge nördlich des Kosch!“

„Du meinst schnellste Zunge, oder? Wie dem auch sei, lassen wir das. Gibt es hier denn keinen anderen Ort, an dem wir einen solchen Trank bekommen können? Gold soll nicht das Problem sein.“

„Bist du gar nicht neugierig wegen der Morde? Ich finde das ungeheuer spannend! Nicht jeden Tag wird hier jemand brutal getötet und dann auch noch drei in nur zwei Nächten!“

„Ich kenne den Tod zu gut“, antwortete Ortosch. „Was nicht heißen soll, dass ich mich nicht um das Schicksal der Menschen hier schere. Aber wir haben eigene Probleme, die ja gerade an Verworrenheit zunehmen. Außerdem hieß es doch, dass der Täter eine Zauberin sei, die vor der Wache geflohen ist. Wenn das stimmt, und davon gehe ich aus, wird sie kaum wieder hier her kommen. Die Alchimistin scheint mir ein ziemlich glaubhaftes Opfer für eine mordende Hexe zu sein. Zumal, wenn sie ausgeraubt wurde. Wer weiß was es dort alles zu holen gab. Will man gar

nicht drüber nachdenken.“ Ortosch legte die Hände in den Rücken. Seine Stimmung hatte sich deutlich aufgehellt. „Wer waren eigentlich die anderen Opfer?“ Doch noch bevor Morna antworten konnte, winkte er schon wieder ab. „Ach, lass! Wir dürfen uns damit nicht aufhalten. Ich brauche etwas, um den alten Magier wieder auf die Beine zu bekommen. Je schneller wir hier weg sind, desto besser für alle.“

Ortosch war schon mehr als eine Stunde fort, als Garlon sein Gebet beendet hatte. Wie so oft in den letzten Tagen war er kaum zur Ruhe gekommen. Irgendetwas hielt ihn davon ab sich völlig zu versenken. Und er glaubte zu wissen was es war. Er ging den falschen Weg.

Schon seit Jahren zweifelte er immer wieder an seiner Bestimmung, aber in diesen Tagen war es besonders schlimm. Dabei hatte er sogar schon geglaubt, die Zeiten des Zweiflers Garlon seien vorüber. Nachdem er, mit Borons Hilfe, Dunkelbach vor dem sicheren Untergang hatte retten können, hatte alles bis dort hin einen Sinn ergeben. Sein Mentor, Bruder Rabemus, zitierte zu diesem Thema gerne ein altes Sprichwort.

Alles ist, wie es ist, weil es kam, wie es kam.

Alles wird sein, wie es soll, weil es ist, wie es ist.

Du musst den Weg nicht verstehen.

Du musst nur lernen, ihn zu akzeptieren.

In diesen Worten lag viel Wahrheit. Und es hatte tatsächlich so ausgesehen, als sollte sich Garlons Schicksal in Dunkelbach erfüllen. Er wollte Boron dienen und den Menschen Frieden und Schutz bringen. Doch dann kamen die Bannstrahler.

Garlons Miene verfinsterte sich. War auch das wieder Teil seines Weges? War er erneut zu blind, um den Sinn zu sehen oder zu schwach, um zu akzeptieren was geschah?

Es fühlte sich anders an als zuvor. Es konnte nicht richtig sein, sich gegen die Kirche des Praios zu stellen. Genauso war es falsch sich hier zu verstecken. Selbst sein Gewandt hatte er entweiht, um sich in die Stadt zu schleichen. Was war ihm dabei nur durch den Kopf gegangen?

Garlon stand auf.

Er klopfte die Falten aus der Robe und überprüfte ihren ordnungsgemäßen Sitz. Buße tun, wollte er. Doch was konnte er Boron anbieten, außer zu ihm zu beten und in seinem Sinn zu handeln?

Zunächst musste er dafür sorgen, dass sie so schnell wie möglich von hier fort kamen. Vielleicht sollten sie sich dem heiligen Gericht stellen. Boron würde seine Hand über ihn und seine Gefährten halten und sie vor Übel bewahren, wenn sie auf seinen Pfad zurückkehrten. Dabei musste er selbst natürlich Vorbild sein.

Er stand einen Moment stumm da und dachte nach. Er lauschte in die Stille der Kammer. Es war herrlich wie ruhig es hier drinnen war. Kaum ein Laut der Stadt drang durch den Schutz von Mauern und Hain.

Das war es. Es überkam ihn wie einer Eingebung. Stille, das Schweigen. Viele seiner Brüder und Schwestern legten Schweigegelübde ab, um Boron zu gefallen. Er selbst hatte sich nie wirklich dazu disziplinieren können, und gerade deshalb war jetzt genau der rechte Moment, um damit zu beginnen. Zumindest würde er seine Stimme nur noch erheben, wenn es absolut nicht anders ging und die Worte mit bedacht wählen.

Ein paar der dunklen Wolken schoben sich von Garlon Gemüt, nachdem er diesen Entschluss gefasst hatte. Er zog

die Kapuze über den Kopf und tief ins Gesicht. Die ohnehin schon herrschende Stille wurde noch dumpfer. Würdevoll schritt er zur Tür und öffnete sie. Er wollte nach Rudonatus sehen und für seine Seele beten.

Wenig später fand er den Zauberer im Hain. Er saß unter einem Apfelbaum und schlief. Sein Stab lag neben ihm im Gras. Die Sonne schien zwischen den Blättern hindurch und zeichnete leuchtende Flecken auf den Stoff seiner abgenutzten Robe. Es war warm geworden über Mittag und nun, am frühen Nachmittag, hielt sich das Wetter. Glücklicherweise sollte sich schätzen, wer diese Stunden des Tages nicht mit schwerer Arbeit verbringen musste, sondern die Möglichkeit hatte in einem solchen Hain zu ruhen.

Garlon fühlte sich an den Tag nach ihrer Flucht aus Belenheim erinnert, als Rudonatus auf der Lichtung eingeschlafen war, kaum dass er sich gesetzt hatte. Friedlich sah er nun aus. Das lange, graue Haar, hing ihm bis weit über die Schultern. Der Kopf war nach vorne gesackt, so dass Kinn und Bart auf der Brust lagen. Er atmete gleichmäßig und tief. Ein gutes Zeichen.

Garlon kniete neben ihm nieder. Er achtete darauf den Schlafenden nicht zu stören. Wenn Boron ihm einen heilenden Schlaf sandte, mochten sie seinen Segen vielleicht doch noch nicht völlig verspielt haben. Mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen verharrte er und begann zu beten.

Bald wurden die wenigen Geräusche um ihn leiser. Es war, als lege sich eine samtene Decke über die Welt und brächte jeden Laut zu schweigen. Würde der Herr des Schlafes und des Todes ihn dieses mal erhören? Immer tiefer versank er in Meditation, bis er schließlich nichts mehr um sich herum wahrnahm.

„Und ich sage dir, er hat uns doch übers Ohr gehauen!“ Ortoschs Worte rissen Garlon aus der Trance, noch bevor er völlig darin versunken war. Er öffnete verwirrt die Augen. Wie viel Zeit war vergangen? Es war noch immer hell. Vor ihm lag der schlafende Magier und irgendwo krächzte ein Rabe.

„Fünfzehn Goldstücke! Bei Angroschs Großmut!“ Die Stimme seines Freundes kam näher. Garlon stand auf und drehte sich um. Tatsächlich war Ortosch nur noch wenige Schritt von ihm entfernt. Er hatte sich der Kutte entledigt, trug Kettenhemd und Waffen. Neben ihm lief Morna. Beide schienen bester Laune zu sein.

„Ah, da seid ihr beiden ja!“, rief der Zwerg und grinste. „Schau dir das mal an!“ Er hielt eine unscheinbare Flasche in die Höhe. „Fünfzehn Dukaten muss man hier für so etwas bezahlen! Ist das zu glauben? Der Halsabschneider wollte sogar zwanzig dafür haben. Aber nicht mit dem alten Ortosch!“

„Er hat wacker gehandelt“, bestätigte Morna.

„So ist es.“ Der Zwerg kreuzte die Arme vor der Brust und baute sich zur vollen Größe auf. Garlon schlug die Kapuze zurück und sah seinen Freund fragend an. Er deutete auf die Flasche.

Ortosch hob sie erneut hoch. „Was das ist?“ Er schüttelte das Gefäß.

Garlon nickte.

„Das hier ist ein mächtiger Heiltrank. So mächtig, dass er die Toten wieder zum Leben erwecken kann! Zumindest, wenn man den Worten des Händlers glauben schenken möchte.“ Er hob beschwichtigend die freie Hand. „Keine Angst, ich werde es schon nicht ausprobieren. Mir würde

schon genügen, wenn er unseren Freund wieder auf die Beine bringt.“

Garlon war überrascht, dann wurde er nachdenklich. Konnte es im Sinne Borons sein einen solchen Trank zu verwenden? Läge Rudonatus im Sterben, so wäre es sicher ein Frevel. Doch da er sich in den letzten Tagen von selbst zu erholen schien, war seine Zeit offenbar noch nicht gekommen. Ganz sicher war er sich allerdings nicht.

„Warum?“, fragte er schließlich. Er hatte nur kurze Zeit geschwiegen und schon kam ihm die eigene Stimme unangenehm laut und rau vor.

„Warum?“, Ortosch deutete auf den noch immer schlafenden Magier. „Sieh dir das doch an! Wenn wir weiter warten, dauert es noch viele Tage, bis es ihm besser geht. Ich halte auch nicht viel von diesen Dingen, aber ich weiß, dass es bei Menschen gut wirkt. Außerdem hast du selbst gesagt, dass wir nicht zu lange hier bleiben sollten. Je schneller er wieder bei Kräften ist, desto schneller können wir uns aus dem Staub machen.“

Garlon nickte. Er sah keinen Grund Einspruch zu erheben. In der Tat war es ihm Recht, wenn sich ihr Aufenthalt hier verkürzte.

„Hast du die Sprache verloren?“, fragte Ortosch. Garlon schüttelte den Kopf, sagte aber nichts, woraufhin der Zwerg ihn verwirrt ansah. Schließlich zuckte er mit den Schultern. „Es wird wirklich Zeit, dass wir dich von hier wegbekommen und du dich wieder deiner eigentlichen Aufgabe zuwenden kannst. Ich glaube diese Mauern sind nicht gut für dich.“ Er trat an Garlon vorbei und kniete sich neben den Magier. „Wir müssen auch noch eine andere Sache besprechen“, warf er über die Schulter und sah kurz zu Morna hinüber. „Daher ist sie auch wieder hier.“

Die Streunerin verzog das Gesicht. „Wie höflich, Kurzbein. Hatten wir das nicht hinter uns gelassen? Aber es stimmt, ich habe Euch etwas zu berichten.“

Garlon, neugierig geworden, wollte nachfragen, biss sich dann aber rechtzeitig auf die Zunge. Statt etwas zu sagen, straffte er sich und nickte ihr auffordernd zu. Morna hatte offenbar ein anderes Verhalten erwartet und zögerte.

„Los, sag's ihm schon“, mischte Ortosch sich ein. „Dem muss was über die Leber gelaufen sein. Normalerweise ist er nicht stumm wie ein Fels.“ Er wunderte sich über Garlons Verhalten. Das der Mensch bei Zeiten merkwürdig war, wusste er, doch so kannte er ihn nicht.

„Es geht um Eure Verfolger“, begann Morna. Während sie Garlon in blumigen Worten berichtete, was Ortosch zuvor von ihr erfahren hatte, versuchte der Zwerg Rudonatus zu wecken.

Vorsichtig rüttelte er an dessen Schulter, bis der Magier die Augen aufschlug. „Gut geschlafen?“, fragte der Zwerg und entkorkte die Flasche.

„Mir ist noch immer etwas flau.“ Rudonatus schob sich ein Stück an dem Baum hoch, an dem er lehnte. „Aber es wird langsam besser.“ Er lächelte schief, was seinem Gesicht einen gütigen und gleichzeitig mitleiderregenden Ausdruck verlieh. „Beim Drachenei von Kunchom! Ich hatte nicht erwartet, dass es mich so viel Kraft kostet.“

„Hier“, Ortosch reichte ihm den Trank. „Das wird Euch wieder auf die Beine bringen.“

Rudonatus nahm das Gefäß und roch vorsichtig daran. Sein Blick änderte sich mit einem Schlag von skeptisch zu wissend und seine Augen begannen zu leuchten.

„Wo habt ihr diesen Trank aufgetrieben?“, fragte er neugierig. „Wenn er so wirkt, wie er riecht, ist er nicht gerade das Werk eines Scholaren.“ Anstatt auf eine Antwort zu warten setzte er die Flasche an und trank in einem Zug aus.

Ortosch sah mit an, wie aus dem zusammengesunkenen, alten Mann in wenigen Augenblicken wieder der kräftige Magier wurde, den er in Dunkelbach kennengelernt hatte. Mit neuem Glanz in den Augen und einem rosigen Teint auf den Wangen stand er auf.

„Wunderbar.“ Rudonatus streckte sich. „Das war in der Tat ein Gebräu aus der Hand eines Meisters.“ Er lächelte und wirkte so gelöst, wie noch nie.

Mittlerweile hatte Morna mit ihrem Bericht geendet, so dass auch sie und Garlon die Wiederauferstehung von Rudonatus mit angesehen hatten. Nun blickten die beiden nachdenklich in die Runde.

„Habe ich etwas verpasst?“, fragte der Magier.

„Einiges“, gab Ortosch zurück. „Das wichtigste ist wohl, dass Ihr nie das Ziel der Bannstrahler gewesen seid. Niemand sucht mehr nach uns. Kein Steckbrief, kein Bote.“

„Das kann nicht sein.“

„Nein, kann es auch nicht. Aber es ist so. Und daher sage ich, wir gehen nach Beldenheim zurück und finden heraus, was hier gespielt wird!“

„Du willst zurück?“, fragte Morna entgeistert. „Seid doch froh, dass sie euch in Ruhe lassen! Ich würde an eurer Stelle das Weite suchen, solange ihr noch die Gelegenheit dazu habt.“

„So einfach ist das aber nicht.“ Ortosch sah zu Garlon und dieser nickte. „Wir haben Verpflichtungen hier. Ich muss zu meinem Gasthof und Garlon nach Dunkelbach.“

Rudonatus räusperte sich. „Habt Ihr dabei nicht etwas vergessen? Wir müssen mein Buch finden, bevor jemand es benutzt.“

„Richtig, dass auch noch. Aber alles zu seiner Zeit“, sagte Ortosch, ohne sich von der Streunerin abzuwenden. „Du siehst also, es gibt genug Gründe, sich wieder gen Norden zu wenden.“

Rudonatus hob mit ernster Miene die Rechte. „Ich muss darauf bestehen, dass wir die Prioritäten neu ordnen. Es ist äußerst wichtig, dass wir das Buch finden.“

„Zuerst will ich wissen, was es mit den Bannstrahlern auf sich hat. Ich hätte sie gleich bei unserer ersten Begegnung erschlagen sollen! Es war offensichtlich, dass sie nichts Gutes im Schilde führten.“

„Vielleicht hilft das eine dem anderen“, warf Rudonatus ein. „Ich kann meine Träume in den letzten Tagen nicht recht deuten, aber es könnte sein, dass mein Buch niemals weit von seinem Versteck fortkam. Im Grund habe ich damit auch nicht gerechnet.“

„Interessant.“ Ortosch sah den Magier prüfend an. „Sagtet Ihr nicht, das Ihr nicht wisst, wo es ist und wo wir suchen sollen? Wann genau wolltet Ihr uns über Eure Vermutungen informieren?“

„Entschuldigt bitte, dass wir von den Dienern Praios angegriffen wurden und man mich in Eisen gelegt hat!“, gab Rudonatus grob zurück. „Ich hatte schlicht noch keine Möglichkeit Euch in alles einzuweißen. Und auch jetzt würde das zu lange dauern.“

„Magier und ihre Geheimnisse!“ Ortosch winkte ab. „Ihr werdet Euch damit abfinden müssen, dass wir zunächst nach Beldenheim zurückkehren. Wenn Ihr derweil alleine nach dem Buch suchen wollt, bitte!“

Rudonatus schüttelte den Kopf. „Nein, danke.“ Er verdrehte die Augen. „Ich füge mich.“ Seine Stimme klang enttäuscht, aber die Worte schienen ernst gemeint zu sein. Er würde auf seine Zeit warten.

„Also dann?“, fragte Ortosch in die Runde. „Noch jemand, der etwas an meinem Plan auszusetzen hat?“ Er sah von einem zum anderen. Ihm entging nicht, das Morna verstoßen zu Garlon hinüber sah und wahrscheinlich gar nicht richtig zugehört hatte. „Du kommst auch mit?“

„Ich?“, fragte sie wie ertappt, doch ihre Selbstsicherheit kehrte rasch zurück. „Bei Phex, natürlich! Ohne mich seid ihr doch völlig aufgeschmissen! Wenn man bedenkt, dass ihr den Angriff der Räuber nur mit knapper Not überleben konntet.“ Sie grinste und streckte sich. „Wenn allerdings wieder jemand mit der Sonne auf der Brust versuchen sollte euch in einen Kerker zu werfen, werde ich schneller verschwunden sein, als eine Katze wenn's donnert.“

Ortosch, an dem ihre Sticheleien mittlerweile wirkungslos abprallten, erwiderte ihr Lächeln.

„Schön.“

Er sah Garlon an.

„Bist du bereit?“

Der Golgarit nickte.

„Gut. Gehen wir unsere Sachen packen. Wenn wir uns beeilen, können wir heute noch ein gutes Stück des Weges schaffen, bevor die Sonne untergeht.“

Garlon war noch völlig mit den Neuigkeiten beschäftigt. Was die Streunerin berichtet hatte, war unglaublich, aber es schien doch wahr zu sein. Er fand keine Erklärung dafür. So war er dankbar, das Ortosch das Heft in die Hand

nahm. Der Zwerg hatte sich bisher als guter Freund erwiesen und er vertraute ihm bis in den Tod. Zwar war er bei Zeiten etwas heißblütig, aber auch in ihm brodelte es jetzt mehr, als ihm lieb war. Er spürte, dass etwas vorging, das nicht Borons Segen fand. Sie mussten zurück und den Dingen auf den Grund gehen.

Wenn er sich irren sollte und die Diener Praios suchten einfach an der falschen Stelle oder wurden anderweitig aufgehalten, war es auch richtig zurückzukehren. In diesem Fall war es der Wille der Götter, dass sie in ihre Hände fielen. So oder so, Ortosch hatte Recht.

Als sie den Hain verlassen hatten und in ihrem Quartier angelangt waren, wurde Garlon von einer lange nicht gekannten Ruhe erfasst. Das war der Pfad, den Boron für ihn vorgesehen hatte.

Er legte das Gewandt ab und zog seine Rüstung unter dem Bett hervor. Das geschwärzte Kettenhemd schimmerte matt und geheimnisvoll. Die Ketten rasselten sanft, als er es anhob und über den Kopf gleiten ließ. Das Gewicht auf den Schultern war vertraut und gab Sicherheit. Er ließ die Schultern kreisen und drehte den Kopf. Es saß wie eine zweite Haut. Mit geübten Griffen befestigte er seine Waffen an Gürtel und Rückengeschild. Nun lagen nur noch Wappenrock und Umhang auf dem Bett. Weiß wie Schnee, gezeichnet mit dem zerbrochenen Rad.

Schluss mit der Maskerade.

Entschlossen griff er nach dem Rock. Er war ein Golgarit, das war seine Bestimmung. Ein Ritter Golgaris und ergebener Diener Borons. Nie wieder würde er die Zeichen seines Herren ablegen oder in falscher Absicht führen. Wenn er in seinem Namen ging, musste er nichts auf Dere fürchten.

Kapitel 15 – Beldenheim, 1. Efferd 1024 B.F.

Regen. Der Mond des Herren von Meer und See tat seinem Namen alle Ehre. Mitten in der Nacht vom dreißigten Rondra auf den ersten Efferd hatte es angefangen zu schütten, als gäbe es kein Morgen mehr. Rudonatus, Mor-na, Garlon und Ortosch waren schon nach weniger als einer Stunde durchweicht bis auf die Knochen. Der Wetterumschwung hatte sie völlig unerwartet überfallen. Vor vier Tagen schritten sie noch bei bestem Sonnenschein und angenehmer Wärme durch die Tore von Eslamsroden.

Es war ihnen kurz davor gelungen einige Händler von der Zweckmäßigkeit einer bewaffneten Eskorte zu überzeugen. Erst vor wenigen Tagen hatte es auf der Strecke einen blutigen Überfall gegeben und somit war nur wenig Überredungskunst von Nöten gewesen. Schließlich war es ein Gewinn für beiden Seiden. Sie konnten abwechselnd auf den Wagen mitfahren und damit mehr Weg hinter sich bringen, als sie auf sich allein gestellt geschafft hätten und die Händler fühlten sich wohl behütet.

Doch trotz aller Befürchtungen, oder Hoffnungen, brauchten sie sich nicht mit Wegelagerern herumschlagen. Ortosch war davon überzeugt, dass dies allein ihrer bloßen Gegenwart zu verdanken war, was er auch den Händlern immer wieder erläuterte. Dabei war er nicht müde geworden von der Begegnung mit Baros dem Blutigen zu berichten. Zwar übertrieb er die Zahl der Gefolgsleute des Räubers ein wenig, doch im Grund behielt die Geschichte einen wahren Kern.

Hinter Hundsgrab mussten Ortosch und seine Begleiter alleine weiterreisen. Die Händler wollten versuchen dort ihre Waren zu verkaufen, denn dazu waren sie schließlich unterwegs. Besonders Rudonatus drängte zur Eile und so

machte man sich nach nur ein paar Stunden Schlaf an den Rest des Weges.

Sie hatten beschlossen den *Doppelten Drachen* zu umgehen, auch wenn es ein idealer Anlaufpunkt gewesen wäre. Wenn sie doch noch gesucht würden, wäre dieser Ort einfach zu gefährlich. Ortosch, der sich anfänglich gegen diese Entscheidung gestemmt hatte, musste schließlich einwilligen. Der Krieger in ihm riet auch ihm zur Vorsicht.

„Wir hätten eine ordentliche Rast machen sollen“, beschwerte sich Ortosch. Er ging an der Spitze der kleinen Gruppe und hatte mehr zu sich selbst als zu seinen Begleitern gesprochen. Noch immer haderte er damit seine Frau und sein Gasthaus nicht zu besuchen. Mittlerweile waren sie bereits daran vorübermarschiert. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Beldenheim vor ihnen auftauchte. Noch ließen sich allerdings weder Dorf noch Burg sehen.

Der Regen schien kein Ende zu nehmen. Ortosch, anfangs froh darüber die improvisierte Kutte nicht mehr tragen zu müssen, hatte sie murrend wieder hervorgeholt, um zumindest etwas Schutz vor der Nässe zu haben.

„Auch dann wären wir dem Wetter bestimmt nicht entkommen.“ Morna verringerte den Abstand zu Ortosch. Auch sie war wieder in die Pferdedecke gehüllt und hatte sie fest um sich gezogen. „Mir macht das überhaupt nichts aus!“, behauptete sie und lächelte. „Zwerge können Wasser nicht ausstehen, stimmt's?“

„Oh, bei meinem Bart, wir lieben es...“, knurrte Ortosch und zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht. „Vor allem, wenn ein Braumeister es in Bier verwandelt hat. In dieser Form, in der es vom Himmel fällt, kann es mit gestohlen bleiben!“

Er sah sich um. Garlon und Rudonatus folgten ihnen schweigend. Beiden schienen in Gedanken versunken.

Seit sie sich von den Händlern getrennt hatte, war keine Silbe mehr über ihre Lippen gekommen.

Garlon hatte überhaupt in den letzten Tagen kaum ein Wort verloren. Anfangs, im Hain der Peraine, war Ortosch noch davon ausgegangen, dass es nur eine kurze Phase sei. Ein erneuter Glaubenszweifel oder die andächtige Stimmung des Ortes, die den Golgariten zum Schweigen gebracht hatte. Doch nun schien es ihm tatsächlich ernst zu sein. Er selbst wusste genug über die Zwölf, um zu verstehen, dass das Schweigen Boron heilig war, also wollte er seinen Freund in dieser Hinsicht nicht bedrängen. Wenn er schweigen wollte, sollte er es tun.

„Wie weit mag es wohl noch sein?“, fragte Morna, die jetzt neben Ortosch ging.

„Schwer zu sagen“, gab dieser zurück. „Die Welt sieht anders aus, wenn man sie durch eine Wand aus fallendem Wasser betrachten muss. Aber soweit ich mich erinnere, können es jetzt höchstens noch ein paar Meilen sein. In dieser Richtung war ich selten unterwegs. Meine Waren bekomme ich immer aus dem Süden und Beldenheim ist nicht gerade eine Reise wert.“

Morna nickte. Eine Weile gingen die beiden still nebeneinander. Das Prasseln der Regentropfen übertönte alle Geräusche. Nicht einmal die eigenen Schritte konnte man unter dem andauernden Hämmern vernehmen.

Plötzlich tauchten vor ihnen die Schatten eines Waldes auf. Zu beiden Seiten des Weges waren durch den grauen Schleier des Regens hohe, dunkle Bäume zu erkennen. Tannen. Der gesamte Lichthag war dicht bewaldet, womit es nicht ungewöhnlich war, dass die Straße durch ein Gehölz hindurchführte. Doch der Anblick dieses alten Nadelwaldes weckte Ortoschs Lebensgeister.

„Seht, dort!“, rief er. „Wir haben es geschafft! Jetzt können es keine zwei Meilen mehr sein!“ Er beschleunigte seinen Schritt. „Macht schon, bei Angrosch! Ich weiß ja nicht, wie ihr das seht, aber ich habe genug Wasser auf den Kopf bekommen!“ Ortosch schritt so schnell aus, wie seine Beine es erlaubten. Die anderen drei folgten.

Wenig später fanden sie sich zu beiden Seiten von den hohen Bäumen flankiert. Die dicht stehenden Tannen mit ihren fast schwarzen Stämmen wirkten wie eine undurchdringliche Mauer. Regenwasser glitzerte auf der rauen Rinde und sickerte langsam zu Boden, um dann im Moos aufzugehen. Hinter den Bäumen lag nichts als Finsternis.

Es hatte den Anschein, dass die Straße in einem weiten Bogen durch diesen Wald verlief und dabei keine unnötigen Kurven zog.

Dieser Ort war Ortosch unheimlich. Welche Wesen mochten sich in der Dunkelheit verbergen? Aufmerksam blickte er immer wieder nach rechts und links, die Hand stets an einer seiner Waffen.

Als er das letzte Mal hier hindurch kam, war es anders gewesen. Etwas musste sich an diesem Ort verändert haben. Oder war viel mehr eine Wandlung mit ihm selbst vor sich gegangen? Was auch immer es war, es jagte ihm Schauer über den Rücken und ließ sein Herz schneller schlagen.

Zu seiner Erleichterung war der Weg in der Tat nicht weit. Schon nach weniger als einer halben Stunde öffnete sich der Wald wieder und die Felder, die Beldenheim umschlossen lagen vor ihnen.

Befreit trat Ortosch an den letzten Bäumen vorbei ins Freie. Er drehte sich um. Seine Begleiter lagen noch etliche Schritte zurück. Das unbestimmte Gefühl sie zur Eile ermahnen zu müssen überkam ihn, doch noch immer konnte er keinen Grund für seine Besorgnis erkennen.

„Macht schon!“, rief er schließlich in den schwächer werdenden Regen hinein. „Ich kann die Palisade schon sehen!“ Tatsächlich war bisher kaum mehr, als ein schwacher Schatten der Befestigung zu erkennen. Wie Nebel lag der feine Regen in der Luft und behinderte die Sicht. Über keine fünfzig Schritt waren die Dinge deutlich auszumachen.

„Macht Euch keine Sorgen“, drang eine Stimme durch das Nass. „Die gefährlichsten Räuber dieses Waldes haben ihn vor Kurzem verlassen.“

Ortosch fuhr herum und zog in der Drehung einen seiner Lindwurmschlägel.

Vor ihm stand eine große, kräftige Gestalt. Sie war in einen schmutzigen Umhang gehüllt und hielt den Kopf gesenkt. Ihr Gesicht konnte man nicht sehen.

Im Angesicht der schimmernden Klinge trat sie einen Schritt zurück und hob abwehrend die Hände. „Keine Angst! Ich möchte Euch nichts Böses!“ Die Stimme war die eines Mannes im besten Alter. Allerdings klang sie merkwürdig belegt, so als wäre ihm etwas schlimmes geschehen.

Ortosch ließ die Waffe sinken. Er hatte das unbestimmte Gefühl diesem Mann schon einmal begegnet zu sein. „Bei Angrosch, seid Ihr Eures Lebens müde?“, rief er. „Schleicht Euch nicht an, wie ein verdammter Elf!“ Er blickte über die Schulter. Morna kam just in diesem Moment dazu, während Garlon und Rudonatus noch gut fünfzig Schritt entfernt waren. „Was wollt Ihr?“

Die Gestalt streckte die rechte Hand aus. „Habt Ihr vielleicht eine kleine Gabe für einen armen Wanderer? Ich habe Hunger.“

„Sehen wir so aus, als trügen wir zu schwer an unserem Gold?“, mischte Morna sich ein. „Wer etwas haben will, muss es sich verdienen!“

Ortosch bedeutete ihr zu schweigen. „Lass das!“, sagte er und durchsuchte seinen Geldbeutel nach ein paar kleinen Münzen. „Ich habe Mitleid mit ihm. Wer bei diesem Wetter unterwegs ist, der kann einem nur Leid tun.“ Er ließ einige Heller in die Hand des Mannes fallen.

„Mögen die Zwölf stets ihre Hände über Euch und Eure Freunde halten.“ Der Bettler verbeugte sich so tief er konnte. Er wirkte dabei ungelenkt und steif. Als er sich erhob und in Richtung Wald ging, sah Ortosch ihm nach. Für einen Moment meinte er den Abdruck einer langen Waffe unter seinem Umhang erkannt zu haben.

Versteckte er ein Schwert, oder einen Säbel? Das wäre höchst ungewöhnlich für so eine Erscheinung. Andererseits wäre es Ortosch wohl noch verdächtiger vorgekommen, wenn jemand unbewaffnet in dieser Gegen unterwegs gewesen wäre. Die merkwürdige Gestalt drückte sich an Garlon und Rudonatus vorbei und entfernte sich dann rasch. Bald hatte der Regen sie verschluckt.

Noch während Ortosch über diese Begegnung nachdachte, hatten Magier und Golgarit aufgeschlossen und die kleine Gruppe setzte sich wieder in Bewegung. Langsam lies der Regen weiter nach und die Umrisse der Befestigung von Beldenheim sowie der Burg schälten sich aus dem Dunst. Auf den Türmen hingen die gelb schwarzen Fahnen nass und traurig herab. Nur wenige Lichter brannten in den Wachstuben oder den Zimmer der Festung.

Sie näherten sich. Das Tor in der Palisade war geschlossen und keine Wachen zu sehen. Als sie auf etwa zehn Schritt heran waren, öffnete sich eine kleine Luke neben dem Eingang. Dort lag offenbar eine Wachstube. Warmes Licht

drang nach draußen und ein, mit einem ledernen Helm und einem mächtigen Vollbart gezierter, Kopf war zu sehen. „Wer da?“, fragte der Mann auf erwartet unhöfliche Art.

Ortosch sah kurz zu Garlon, doch dieser machte mit einer Handbewegung klar, dass der Zwerg sprechen sollte. Er trat vor. „Die Zwölf zum Gruß! Wir sind einfache Reisenden, auf der Suche nach Unterschlupf! Warum sind die Tore geschlossen, mitten am Tag?“

„Befehl vom Baron!“, rief die Wache. Wind kam auf und trug einen Teil seiner Worte mit sich davon. „Wir müssen jeden kontrollieren, der nach Beldenheim möchte. Also, nennt mir Eure Namen, sonst darf ich Euch nicht einlassen!“

Ortosch drehte sich zu seinen Begleitern um und blickte in meist ratlose Gesichter. Lediglich Morna sah gelassen drein. Sie grinste und trat vor. „Lass mich das mal machen, kleiner Freund“, flüsterte sie, als sie sich an Ortosch vorbeisob.

„Aber selbstverständlich seid Ihr frei zu erfahren, wer wir sind!“, rief sie so laut sie konnte. Gleichzeitig streckte sie die Arme in die Luft, als wollte sie einen herabfallenden Balken auffangen. „Wir sind die über ganz Dere bekannte Gauklerbande Tummelfutz! Sicher habt auch Ihr schon von uns gehört!“ Die Streunerin unterstrich ihre Worte mit ausladenden Gesten. „Wir sind derer drei! Der große, der unglaubliche, der fantastische Rondo!“ Sie deutete auf Rudonatus und verbeugte sich.

Der Magier, geistesgegenwärtig, deutete ebenfalls eine Verbeugung an. Gleichzeitig hob er seinen Stab in die Höhe und lies ein paar helle Flammen draus emporsteigen. Der Wache entfuhr ein Laut des Erstaunens.

„Fürderhin“, setzte Morna ihre Rede fort und deutete nun auf Ortosch. „ist unter uns der stärkste, der gefährlichste, der tollkühnste Zwerg aller Zeiten: Drombar!“

Ortosch versuchte das Spiel mitzumachen. Er riss sich die Kapuze vom Kopf und knurrte den Wächter so grauenerregend an, wie er nur konnte. Noch im selben Moment kam er sich unglaublich lächerlich vor.

„Zu guter Letzt bin ich, so zu sagen, der Kopf der Bande.“ Morna verneigte sich ein drittes Mal. „Kirina, die Gauklerin. Allzeit bereit, Euch mit meinen Späßen zu erfreuen!“ Sie holte aus und setzte an, ein Rad zu schlagen, doch der Boden war zu nass und aufgeweicht. Anstatt sich elegant über Hände und Füße zu drehen, rutschte sie aus und landete mit dem Gesicht im Schlamm.

Schallendes Gelächter erklang aus der Wachstube. Ortosch erkannte, dass sich mittlerweile mindestens zwei weitere Gesichter hinter der kleinen Luke drängten. Für einen Moment schien es so, als würden sich die Wachen nicht wieder beruhigen, doch dann hörte man sie nach Luft schnappen. Die Luke fiel zu und schwere Schritte waren zu hören. Wenig später rumpelte Holz an Holz und Ketten raselten. Das Tor Schwang einen Spalt breit auf.

Dahinter standen vier Wachen. Zwei hielten Fackeln in der Linken, die Rechte lag auf dem Schwertknauf. Die anderen beiden, eine Frau und ein Mann, kamen näher. Auch sie waren mit kurzen Schwertern bewaffnet und trugen dicke, lederne Rüstungen. Darüber lag bei allen ein einfacher Wappenrock, der, schräg geteilt, die Farben gelb und schwarz präsentierte und sie so als Diener des Barons auswies.

„Also gut“, begann der Mann mit dem Vollbart und grinste. „Ihr seid also Gaukler, das will ich Euch glauben. Aber

wer ist der vierte in Euren Reihen? Was soll er darstellen?“ Er deutete auf Garlon, der schweigend dastand.

Morna, die sich mittlerweile wieder aufgerappelt hatte, wischte sich den Dreck aus dem Gesicht. „Oh, er ist ein... er beschützt uns auf der Reise!“, sagte sie unsicher.

Ortosch wunderte sich, warum sie ihn nicht auch einfach als einen der Gaukler vorgestellt hatte. Doch im selben Moment spürte er, dass diese Lüge niemals bestanden hätte. Nicht einmal ein Blinder würde glauben, das Garlon etwas anderes war, als das, was er nun einmal war. Er hoffte, dass die Sache dennoch gut ausgehen würde. Vorsichtig ließ er die Hände unter der Decke zu seinen Äxten gleiten.

„Er beschützt euch, so so“, gab die Wache skeptisch zurück und winkte den anderen beiden. Einer der Fackelträger kam näher. „Habt Ihr auch einen Namen, Fremder?“

Alle sahen zu Garlon. Ortosch versuchte Blickkontakt zu seinem Freund aufzunehmen, doch unter der Kapuze war nichts von dessen Gesicht zu erkennen. Hoffentlich tat der Golgarit nichts dummes.

Einige bange Augenblicke verstrichen, ohne das jemand etwas sagte. Der feine Regen trieb in dichten Wolken um sie herum und kroch Ortosch in die Nase. Der Wind zerpte an den Fackeln und lies die Flammen tanzen.

„Hat man Euch die Zunge herausgeschnitten?“, spottete die Wache. „Oder seid Ihr einfach zu dumm, zum Sprechen?“ Die anderen Wächter lachten kurz auf, doch dann wurde sie wieder ernst.

„Garlon“, sprach der Golgarit und schlug seinen Umhang über die Schultern zurück. Der weiße Wappenrock leuchtet trotz des Regens im Schein der Fackeln. „Geweiheter Diener Borons. Wir müssen zum Baron.“ Seine Stimme klang ungleich tiefer als sonst. Ohne Mühen war sie gegen

Wind und Wetter zu verstehen, ohne das er laut gesprochen hätte.

Ortosch war wie versteinert. Bei Angroschs Hammer, warum musst er mit so einem Starrkopf reisen! Jetzt konnte es hässlich werden. Er fixierte den Sprecher der Wache. Dem Mann mit dem rauschenden Vollbart war anzusehen, dass er mit sich haderte. Offenbar sagte ihm der Name etwas. Er sah sich nach seinen Leuten um und wirkte nicht mehr so selbstsicher, wie zuvor.

„Ihr wollt zum Baron?“, fragte er zweifelnd. „Nun denn“, seine Hand glitt zum Schwert. „Bitte.“ Er trat zur Seite und auch die anderen machten Platz.

Ortosch spürte ihre Anspannung. Wie ein Gewitter lag sie in der Luft. Es reichte eine falsche Geste, ein falsches Wort und das Chaos wäre perfekt. Noch während er überlegte, ob er durch das Tor gehen sollte, setzte Garlon sich unbeeinträchtigt in Bewegung. Er ging an den Wachen vorüber und verschwand aus Ortosch Blickfeld. Rudonatus folgte nach kurzem Zögern.

„Hältst du das für eine gute Idee?“, flüsterte Morna.

„Ehrlich gesagt, nein. Aber ich finde es noch schlechter, wenn wir uns trennen“, antwortete Ortosch und ging los.

„Außerdem haben sie scheinbar nicht den Befehl, uns sofort zu erschlagen. Das sollten wir als gutes Zeichen nehmen.“

„Oder sie trauen sich jetzt noch nicht.“

Ortosch lief ein Schauer über den Rücken. Daran hatte er auch schon gedacht, den Gedanken aber von sich geschoben, wie einen lästigen Käfer.

„Ach, Unsinn!“, versuchte er sich selbst Mut zu machen.

„Wenn wir zusammenbleiben, sind wir sicher. Bei Angroschs Bart, dieses mal werde ich mich sicher nicht kampflös ergeben!“

Sie durchschritten das Tor und die Wachen folgten. Drei blieben in einem Halbkreis etwas zurück und der Sprecher schritt der Gruppe voran. Ortosch musste zugeben, dass es aussah, wie ein Gefangenentransport. Er fühlte sich wie beim letzten Mal, als sie hier waren. Es waren keine zwei Wochen vergangen, doch es kam ihm vor, als wäre es eine Ewigkeit her.

Sie waren kaum zehn Schritt weit gekommen, da beugte Morna hinab. „Wenn wir sie jetzt angreifen, können wir sie sicher noch überwältigen“, hauchte sie Ortosch ins Ohr.

Er sah zu ihr hoch, ohne den Kopf zu drehen. „Halt den Mund, oder soll das hier in einem Gemetzel enden? Ich könnte die vier allein und mit gefesselten Händen erledigen. Aber wir sind nicht hier her gekommen, um uns mit der Wache zu schlagen.“

Sie setzten ihren Weg fort, ohne weitere Worte zu wechseln. Was sie von Beldenheim sahen, war so gut wie menschenleer. Nur hier und dort erblickte man ein Gesicht hinter den Fenstern oder jemanden in einem Hauseingang stehen. Dabei war es bei Weitem noch lange nicht spät genug, für die Nachtruhe. Die dichten Wolken ließen den Tag schon seit dem Morgen dunkel erscheinen und man hätte den Nachmittag leicht für den Abend halten können, aber das war keine ausreichenden Erklärung für dieses Versteckspiel. Irgendetwas trieb die Menschen in ihre Kammern und Ortosch hatte bei der Sache kein gutes Gefühl.

Als sie den Marktplatz erreichten, bot sich ihnen ein seltsames Bild. Hier waren Zelte aufgestellt worden und ein paar Bewaffnete hielten Wache. Ortosch dachte darüber nach, wie viele Männer und Frauen unter Waffen es hier geben mochte. Doch ein zweiter Blick auf die hier postier-

ten verriet ihm schnell, dass es nur Bauern waren, denen man einen Speer in die Hände gedrückt und einen Wapenrock übergezogen hatte.

In dem Lager mochten vielleicht drei oder vier Dutzend Menschen unterkommen, zu sehen waren nun jedoch lediglich die Wächter, die den Gruß des Bärtigen artig erwiderten. In den Zelten brannten hier und dort Kerzen. Sie warfen Schatten auf die Wände und verrieten so, das die Behausungen gut gefüllt waren.

Während Ortosch diese Beobachtungen machte schritt die Gruppe stetig weiter. Kurz bevor sie den Marktplatz gänzlich hinter sich gelassen hatten, schoss Ortosch ein Gedanke durch den Kopf.

Er sah zu Morna hoch. Auch ihr Blick haftete noch auf dem Platz. „Wenn du mich fragst“, begann er flüsternd, „sind wir hier einer ganz krummen Geschichte auf der Spur. Hast du die Zelte gesehen?“ Sie nickte. „Was glaubst du, ist da drin?“

Die Streunerin zuckte mit den Schultern. „Noch mehr Wachen vielleicht? Baut der Baron eine kleine Armee auf?“

„Nein, das sicher nicht.“ Ortosch schüttelte den Kopf. „Obwohl er seiner Truppe scheinbar tatsächlich ein paar arme Alriks hinzugefügt hat. Bauernopfer eben. Aber das“, er deutete zurück in Richtung Platz, den sie mittlerweile hinter sich gelassen hatten, „sah mir viel mehr so aus, als würden die Männer des Barons dort jemanden bewachen. Jemanden, den sie gefangen haben. Die Hexenjagd scheint noch in vollem Gange zu sein.“

„Haben sie euch deshalb nicht weiter verfolgt? Weil sie noch viel mehr Menschen auf ihrer Liste hatten?“

„Ich weiß es nicht“, gab Ortosch nachdenklich zurück. Das alles ergab für ihn noch keinen rechten Sinn. Wenn die Bannstrahler hier ein Gefangenenlager aufgebaut hat-

ten, warum war dann keiner von ihnen in Beldenheim? Es juckte ihn in den Fingern, sich eine der Wachen zu greifen und ein paar Antworten aus ihnen herauszuprügeln. Doch noch konnte er sich beherrschen. Im Grunde würden sowieso nur die Bannstrahler selbst Licht ins Dunkle bringen können, oder das Verprügeln eben dieser.

Sie verließen Beldenheim durch das Osttor und begannen den Aufstieg zur Burg. Zwei weitere Bewaffnete schlossen sich dem Zug an, nachdem der Bärtige sie eindringlich dazu aufgefordert hatte. Sie trugen Speere und ebenfalls den gelbschwarzen Wappenrock der Baronstruppen. Sie alle wirkten nervös, was Ortosch einerseits freute, ihm andererseits Sorgen bereitete. Einen verunsicherten Feind konnte man gut bekämpfen, doch leider konnte man selten voraussagen, wann er was tun würde, da er das selbst kaum wusste.

Den ganzen Weg über nahm er die Hände nicht von den Griffen seine Äxte. Grimin und Gremon warteten darauf ihrem Herren dienen zu können, wie sie es schon so oft getan hatten. Das vertraute Leder an den Finger zu spüren, brachte ihm Sicherheit.

Das Ganze hier konnte nur in einem Kampf enden und dafür war er bereit. Wie sollte es anders ausgehen? Sie waren damals von hier geflohen, was man als Eingeständnis der Schuld sehen musste. Das sie nun freiwillig zurückkehrten, würden den Baron vielleicht irritieren, ihn aber nicht davon abhalten, sie wieder in den Kerker zu werfen. Doch es half alles nichts, diese Sache musste aus der Welt, so oder so. Möglicherweise würde es Garlon dieses mal gelingen den Baron zu überzeugen.

Und wenn nicht...

Ortosch sah zum Himmel. Der Regen hatte aufgehört und starkem Wind Platz gemacht. Die Wolken zogen schnell dahin, als würde sie jemand über das Firmament hetzen. Wenn nicht, dann sollten sie sehen wozu ein Zwerg fähig war.

Garlon ruhte in sich selbst. Er war fest davon überzeugt, dass Boron ihn auf seinem Pfad begleitete. Es war richtig sich dem Baron und den Bannstrahlern zu stellen. Schon als er das erste Mal diesen Weg ging, hätte er sich auf seinen Herren verlassen sollen. Doch damals hatte er sich dazu entschieden einem Freund zu helfen und nicht auf seine innere Stimme zu hören. Diesen Fehler konnte er nun ausgleichen. Er würde alles erklären und sich dem Urteil fügen, dass man über ihn und seine Begleiter fällen mochte. Boron wollte es so.

Mittlerweile hatten sie die Burg erreicht. Die Zugbrücke lag über dem Graben, doch das Tor war geschlossen. Hell leuchteten die Balken in die aufziehende Abenddämmerung hinein. Das Holz war noch frisch und der Stein darüber und daneben rußgeschwärzt. Garlons Blick wanderte nach oben. Das hölzerne Dach, das die Wachen auf dem Wehrgang über dem Tor vor Regen und anderem Unbill hatte schützen sollen, war verschwunden. Der Zauber hatte in jener Nacht ganze Arbeit geleistet.

„He, da!“, rief der Bärtige und pochte dreimal gegen das Tor. „Wir haben den Keiler gefangen!“ Er drehte sich um und wie von einem unsichtbaren Puppenspieler geführt, zogen alle Wachen gleichzeitig blank.

Garlon blieb völlig ruhig. Aus den Augenwinkeln musste er jedoch mit ansehen, dass es mit dem Gleichmut seiner

Begleiter nicht so gut bestellt war. Ortosch hatte die Beile erhoben, noch bevor die erste Klinge auf ihn deuten konnte. Morna zückte ihren Dolch und Rudonatus senkte drohend den Stab. Die drei stellten sich Rücken an Rücken. Sie würden diesmal nicht kampfflos in die Gefangenschaft gehen. Garlon sah es in ihren Augen.

„Ihr wollt kämpfen?!“, brüllte der Zwerg. „Bei Angrosch, ihr wisst nicht mit dem ihr euch anlegt! Ich habe schon gefochten, da habt ihr noch bei eurer Amme an der Zitze gehangen!“

Tatsächlich wirkten die Wachen alles andere als glücklich mit ihrer Lage. Sie sahen beinahe flehend zum Tor. Garlon folgte ihren Blicken. Oben, hinter den Zinnen, tauchten im selben Moment weitere Kämpfer auf. Das Knarren von gespanntem Holz erklang und hinter der Mauer hallten Befehle über den Hof. Bogenschützen.

„Lasst die Waffen fallen!“, befahl der Bärtige. „Ihr seid hiermit verhaftet! Wagt es nicht Widerstand zu leisten!“ Seine Stimme klang mutiger als zuvor, was mit Sicherheit dem neuen Kräfteverhältnis geschuldet war.

Garlon sah, wie seine Begleiter, besonders Ortosch, sofort zur Gegenrede anheben wollten, doch es gelang ihm, sie mit einer Handbewegung zu bremsen. Er wandte sich wieder dem Wächter zu und schüttelte den Kopf. „Lasst uns mit dem Baron sprechen“, bat er und sah sein Gegenüber durchdringen an.

„Oh, Ihr werdet mit ihm sprechen!“, bestätigte der Mann. „Doch nur in Ketten!“ Er hob das Schwert und richtete die Spitze auf Garlon. „Bleibt wo Ihr seid, Ketzer!“

Hinter dem Tor waren Schritte zu vernehmen. Offenbar näherte sich eine größere Gruppe. Der Bärtige warf einen Blick über die Schulter, dann wurde das Tor geöffnet. Langsam schwingen die Flügel nach außen und die Wa-

chen mussten zur Seite weichen. Der Blick auf den Hof war nun frei. Eine Hand voll Bewaffneter stand dort. Sie schienen nicht die Absicht zu haben, nach draußen zu gehen.

Kaum waren die Torflügel wieder zur Ruhe gekommen, setzte Garlon sich in Bewegung, ohne die Umstehenden zu beachten. Niemand stellte sich ihm in den Weg, viel mehr machte man ihm ängstlich und respektvoll Platz.

„Ja, so ist es richtig!“, rief der Bärtige nach kurzem Zögern und blickte verwundert drein. „Geht hinein! Ab in den Kerker!“ Er winkte den anderen. „Ihr auch!“

„Das könnte dir so passen, du Lump!“, gab Ortosch zur Antwort und zeigte sich angriffslustig. „Wir haben gesagt, dass wir mit dem Baron sprechen müssen. Habt ihr hier draußen nicht genug Schutz für euren Herren?“

Garlon hatte mittlerweile das Tor durchquert und stand vor den Wachen, die gerade erst herangekommen waren. Er drehte sich um und sah zu ihnen herüber. Ortosch wusste genau, was er wollte.

„Vergiss es!“, rief er. „Wir warten hier auf den Baron und wir werden hier mit ihm sprechen!“

„Mich bringen keine zehn Pferde da rein!“, unterstützte Morna den Protest.

Auch Rudonatus nickte. „Ich sehe das genauso. Wir können ebenso gut hier vor dem Tor mit seiner Wohlgeboren sprechen. Es gibt keine Veranlassung uns in eine noch schlechtere Lage zu bringen.“

Garlon sagte nichts. Er hielt Blickkontakt zu seinen Begleitern und schien nachzudenken. Schließlich nickte er und drehte um.

„Halt!“ Der Bärtige stellte sich ihm halbherzig in den Weg. „Ihr sollt da hineingehen! Ich habe gesagt, Ihr seid verhaftet!“ Der Tölpel konnte einem leidtun. Er war offenbar völlig überfordert mit der Situation. „Ihr könnt doch nicht...“ Kurz bevor er mit Garlon zusammengestoßen wäre, wich er zur Seite und lies das Schwert sinken.

Der Golgarit ging seelenruhig weiter und setzte sich dann vor dem Tor auf die Erde. Er verschränkte die Arme vor der Brust und schloss die Augen, wie zur Meditation. Weder die auf ihn gerichteten Pfeile noch die Anspannung seiner Freunde schienen ihn aus der Ruhe zu bringen.

Ortosch hatte Garlons Verhalten beinahe genauso ungläubig verfolgt, wie die Wächter. Doch er war merkwürdiges Tun bei seinem Freund weit mehr gewohnt, als alle anderen hier und so wich sein Erstaunen am schnellsten.

„Sehr gut!“, sagte er und setzte sich neben Garlon. „Wir werden hier warten. Weder werden wir fliehen, noch weitergehen. Lasst den Baron herkommen!“

„Genau!“ Morna setzte sich ebenfalls.

Rudoantus hingegen zögerte. Er schien die Situation neu abzuschätzen. Seine Blicke wanderten zwischen den Bogenschützen, den Wächtern und den Sitzenden hin und her. „Ich stehe lieber“, sagte er schließlich und stütze sich auf seinen knorrigen Stab. „Seine Wohlgeboren sind sicher schon von seinen treuen Dienern über unser Kommen informiert worden. Ich möchte beinahe wetten, dass er in diesem Moment bereits auf dem Weg hierher ist.“

Die umstehenden Wachen blickten hilfesuchend zu ihrem Anführer. Der Bärtige sah aus, als ränge er mit sich selbst. Schließlich trat er entschlossen auf seine Gefangenen zu. „Also gut“, sagte er entnervt. „Ihr bleibt wo Ihr seid!“ Er sah in das Rund seiner Kämpfer. „Lasst sie nicht aus den Augen! Wenn sie fliehen wollen, tötet sie!“, befahl er und

drehte sich ruckartig um. Mit schnellen Schritten entfernte er sich in Richtung der Wohngebäude.

Die Wachen entspannten sich ein wenig. Schwertklingen wurden gesenkt und die Blicke verloren an Aufmerksamkeit. Ortosch wusste, dass genau jetzt der Richtige Moment für eine Flucht gewesen wäre. Der Krieger in ihm ging bereits die möglichen Wendungen eines Kampfes durch, da nahm er über dem Tor Bewegung wahr. Auch die Bogenschützen hatten ihre Waffen sinken lassen und sahen über sie hinweg auf Beldenheim. Einer von ihnen deutete in das Zwielficht.

Ortosch drehte sich um. Unter ihnen lag das Dorf ruhig da. Die Sonne musste hinter den dichten Wolken mittlerweile den Horizont erreicht haben, denn es war in der letzten halben Stunde merklich dunkler geworden.

Vor dem Tor, an dem sie selbst vor nicht all zu langer Zeit Einlass nach Beldenheim erbeten hatten, war eine Hand voll Reiter auszumachen. Ortosch konnte nicht sagen, von wo sie gekommen waren, doch wohin sie wollte, ahnte er. Das Weiß ihrer Wappenröcke und Umhänge leuchtet bis zu ihnen hinauf. Die Bannstrahler.

Er teilte seine Entdeckung den anderen mit. Morna sprang auf. Sie und Rudonatus wandten hastig die Köpfe, um selbst zu sehen, während Garlon ruhig sitzenblieb.

Die Reiter passierten das Tor und verschwanden in den Schatten der Häuser. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie am Osttor wieder auftauchten und den Aufstieg zur Burg beginnen konnten.

„Jetzt sitzen wir in der Falle“, stellte Ortosch sachlich fest. „Aber wir wollten es ja so haben.“ Er sah zu Morna und dem Zauberer. „Macht euch bereit. Wenn sie sich nicht auf Verhandlungen einlassen, wird es hässlich.“

„Ihr wollt wirklich gegen sie kämpfen?“, fragte Rudonatus. Etwas gab seiner Stimme einen ungewöhnlichen Klang, doch Ortosch war sich sicher, dass es keine Angst war. „Mir ist nicht wohl dabei. Ich hoffe immer noch, dass wir das alles anders klären können. Schließlich liegt hier ein schreckliches Missverständnis vor.“

„Mich bekommen sie auf keinen Fall! Darauf könnt ihr euch verlassen!“, mischte Morna sich ein. Sie streckte sich und sah rechts und links vom Weg herab. „Es wird nicht eben einfach, aber lieber springe ich ein paar Schritt, als das ich mich in Eisen legen lasse.“

„Wir werden sehen.“ Ortosch sah zu den Wachen. In ihre Reihen war Unordnung gekommen. Sie tuschelten miteinander und zeigten immer wieder in Richtung Dorf. Das konnten sie vielleicht ausnutzen. Bannstrahler waren bei niemandem beliebt. Jeder fürchtete sie. Zwar würden die Wachen sich nie gegen sie stellen, doch ihr Auftauchen machte die Lage unübersichtlich. Man achtete nicht mehr allein auf sie, die Aufmerksamkeit war geteilt.

Einige Augenblicke verstrichen in bangem Warten. Alle Augen waren auf das Osttor gerichtet, bis es schließlich mit einem lauten Knall aufgestoßen wurde. Fünf Reiter schossen auf den Weg, der zur Burg führte. Ihre weißen Umhänge flatterten wie Flügel im Wind. Schnell zogen sie Kurve um Kurve hinauf. Hufschlag donnerte durch die Luft und der Boden begann zu zittern. Die Wachen, die bisher den Weg Richtung Dorf blockiert hatten, zogen sich respektvoll zum Burgtor zurück.

Die Reiter kamen näher. Ortosch, der sich immer auf seine scharfen Augen hatte verlassen können, mochte ihnen jetzt kaum trauen. Das waren nicht die Bannstrahler, die sie in Dunkelbach hatten verhaften wollen!

An der Spitze ritt eine junge Frau. Sie mochte noch keine fünfundzwanzig Sommer gesehen haben. Ihre Statur war nicht die eines Kriegers, dennoch war ihre Erscheinung ehrfurchtgebietend. Sie trug einen blütenweißen Wappenrock mit einem ebenso weißen Umhang. Darunter war eine leichte Kettenrüstung zu erkennen und am Gürtel hingen ein glänzendes Schwert sowie ein kurzer, goldener Streitkolben. Auf der Brust prangte ein silberner Schild mit einer flammenden Sonne darauf. Kurze blonde Haare bedeckten ihren Kopf und um den Hals hing eine goldene Kette. Ihr Blick war entschlossen, ihre Züge trotz des zarten Alters hart und von Entbehrungen oder schlimmen Erfahrungen gezeichnet.

Dicht hinter ihr ritten vier Männer. Sie sahen älter und kampferprobter aus, als ihre Anführerin. Auch sie trugen Wappenrock und Umhang in der Farbe frischen Schnees. Als Wappen zierte bei ihnen ebenso ein silberner Schild flammender Sonne die Brust. Alle vier waren mit Schwertern bewaffnet und von dicken Kettenhemden geschützt. Helme sah man keine, doch zwei Pferde trugen zusätzlich zur Last der Satteltaschen große, eiserne Schilde. Weiter erkannte Ortosch bei Zweien den Griff eines Bidenhänders, der über die linke Schulter hinausragte.

Die Gruppe war noch nicht bei ihnen angekommen, da war Ortosch bereist klar, dass ein Kampf gegen diesen Gegner alles andere als leicht werden würde. Waren ihm die Bannstrahler in Dunkelbach schon gefährlich vorgekommen, hatte er nun gestandene Krieger vor sich. Ein Kribbeln durchfuhr seinen Körper. Erfüllt von Respekt baute er sich zur vollen Größe auf und erwartete sie. Neben ihm standen Morna und Rudonatus. Die beiden sahen weniger glücklich aus. Ortosch war sich nicht sicher, ob

sie nicht schon im nächsten Moment das Hasenspanier ergreifen würden.

Mittlerweile hatte sich auch Garlon erhoben und war neben ihn getreten getreten. Ortosch sah zu seinem Freund auf. Der Golgarit nickte ihm zu. Sein Blick war voll Selbstsicherheit und Ruhe.

Kapitel 16 – Burg Beldenruh, 1. Efferd 1024 B.F.

„Halt!“, rief die Anführerin und zügelte ihr Pferd. Die Gruppe kam rutschend zum Stehen. Die Tiere tänzelten unruhig und auch die Reiter sahen angespannt in die Runde. „Im Namen des Herren Praios, was soll das hier darstellen? Aus dem Weg!“

„Das geht leider nicht“, gab Ortosch zurück. „Jene dort werden uns kaum passieren lassen.“ Er deutete auf die Wachen, die den Weg in die Burg blockierten.

Die junge Reiterin hatte ihr Pferd mittlerweile beruhigt und saß militärisch aufrecht im Sattel. Ihre Erscheinung war würdevoll und kühn. Besonders auf die Wachen schienen sie immensen Eindruck zu machen.

„Was wagt Ihr so eine unerhörte Gegenrede auszusprechen, Zwerg?“, rief sie und sah Ortosch durchdringen an. Offenbar war sie es nicht gewohnt, dass man ihren Worten nicht umgehend Folge leistete. „Ich frage ein letztes Mal: was geht hier vor?“

Nun trat Garlon aus der Gruppe und deutete eine Verbeugung an. „Praios und Boron zum Gruß, Euer Gnaden“, sprach er mit tiefer Stimme und erhob sich wieder. „Wir sind Gefangene des Barons.“

„Ah, ein Golgarit“, stellte die Anführerin fest. „Boron und Praios zum Gruß, mein Freund!“ Sie nickte Garlon zu. „Ihr seid unter jenen dort wohl am ehesten mit einem wachen Verstand gesegnet.“ Sie unterbrach sich und verzog irritiert das Gesicht. „Habe ich recht gehört, Ihr seid Gefangene?“ Garlon nickte.

„Hier scheinen die Tage in der Tat düster geworden zu sein! Aber fürchtet Euch nicht, das Licht des Herren Praios ist zurückgekehrt!“ Sie hob die Rechte gen Himmel und just in diesem Moment riss die Wolkendecke auf. Die letz-

ten Strahlen der untergehenden Sonnenscheibe fielen in leuchtendem Rot auf die Burg. Die junge Geweihte erstrahlte wie eine aus Alveran gesandte Dienerin des Götterfürsten. „Hier wird kein Diener der Zwölf festgesetzt, bis ich selbst über ihn geurteilt habe! Wo ist der Baron?“

Ortosch, weniger als die andere beeindruckt vom Auftreten der Bannstrahler, konnte an dieser Aussage kaum Gutes finden. „Genau, jetzt werden wir einfach von einem anderen Diener Praios verurteilt. Das ist viel besser!“, tuschelte er in Richtung Morna. Sie nickte und musste trotz dem Ernst der Lage grinsen.

„Er wir kommen“, antwortete Garlon indes und deutete in Richtung Burghof. Er bedeutete seinen Begleitern Platz zu machen und trat ebenfalls zur Seite. Als sich die Reiter daraufhin in Bewegung setzten, zogen sich die Wachen in den Hof zurück. In ihren Gesichter stand völlige Hilflosigkeit. Sie wussten nichts mit sich anzufangen und verharrten teilnahmslos neben dem Tor. Keiner wagte es die Augen auf die Bannstrahler zu richten. Zu groß schien der Respekt oder die Angst vor ihren strafenden Blicken.

„Ihr gedenkt jetzt wirklich dort hinein zu gehen?“, fragte Rudonatus. „Ich fühle mich nicht wohl dabei. Habt ihr ihren Blick gesehen?“

„Mir ist nur aufgefallen, dass sie offenbar nichts von uns will“, gab Ortosch zurück. „Das finde ich in der Tat eine interessante Wendung. Kommt schon, Ihr alter Feigling!“ Er zog den Magier an der Robe. Rudonatus fügte sich, mit nur noch schwachem Protest.

Wenig später standen alle auf dem Hof der Burg. Die Reiter waren mittlerweile abgestiegen und sahen sich suchend und misstrauisch um.

„Golgarit!“, rief die Anführerin.

Garlon trat näher und sah sie fragend an.

„Wie ist Euer Name?“

„Garlon.“

„Garlon“, wiederholte die Bannstrahlerin nachdenklich. „Sagt mir nichts. Mein Name ist Hilma von Wengenholm.“ Sie schlug sich mit der rechten Faust auf die Brust. „ge-weihte Ritterin im heiligen Orden vom Bannstrahl Praios!.“ Sie reichte Garlon die Hand. „Wir Kinder der Zwölf müs-sen zusammenhalten in dieser schweren Zeit, da das Licht mehr Feinde als Freunde hat!“

Garlon schlug ein. Ortosch beobachtete die beiden Ge-weihten. Sie hielten die Hand des jeweils anderen auffal-lend lange und sahen sich gegenseitig in die Augen. Nach ein paar bangen Augenblicken lockerten sich Hilmas Züge und sie begann zu lachen.

„Ihr seid ein wahrer Diener Eures Herren!“, rief die Bann-strahlerin gelöst und auch die Mienen ihrer Begleiter ent-spannten sich nun ein wenig. „Schön, dann kann ich auf Eure Hilfe zählen. Wir sind aus Greifenfurt gekommen, da wir eine sehr beunruhigende Nachricht erhielten.“ Sie warf einen ernsten Blick auf Ortosch, Morna und Rudonatus.

„Das sind Eure Begleiter? Sind auch sie fest im Glauben?“

Garlon nickte, ohne zu zögern.

„Gut“, gab Hilma zurück. Sie wandte sich Rudonatus zu und hob den Zeigefinger. „Ihr kommt mir besser dennoch nicht in die Quere, Zauberer! Wir sind wegen etwas grö-ßerem hier, aber wenn Ihr es wagen solltet, in meiner Nähe Praios Ordnung durch Eure frevelhafte Magie zu stö-ren, werdet Ihr dafür die Konsequenzen tragen, verstan-den?“

Rudonatus wich dem Blick der Bannstrahlerin aus, nickte aber. „Ihr werdet gar nicht merken, dass ich hier bin, Euer Gnaden.“

„Ich weiß ja nicht, ich glaube ich habe mich getäuscht. Die ist auch nicht viel besser, als Reonar und sein Haufen“, flüsterte Ortosch. Er stand zusammen mit Morna direkt hinter dem Magier.

„Und was Euch angeht“, Hilma trat auf den Zwerg zu und wollte ihre Rede gerade fortsetzen, da lenkte etwas anderes alle Aufmerksamkeit auf sich. Sie drehte sich in Richtung der Wohngebäude. „Ah, endlich!“

Auch Ortosch sah nun worauf sie reagiert hatte. Der Baron war auf den Plan getreten und kam rasch näher. Er trug einen dicken, wollenen Umhang und sah aus, als habe man ihn gerade aus den Federn geholt. Neben ihm schritten zwei seine Wachen in Gelb und Schwarz.

„Was geht hier vor?“, polterte er, als er heran war. Seine Augen sprühten vor Zorn und sein Gesicht war rot angelaufen. „Wer wagt es mich aus einer Unterredung mit meiner Beraterin zu zerren? Ihr da!“ Er deutete auf Garlon. „Ihr habt meine Männer angegriffen und mein Tor zerstört! Wie könnt Ihr es Euch erlauben, einfach so in meine Burg zu marschieren?!“

„Es reicht!“, donnerte Hilma mit einer Kraft in der Stimme, die man ihr nicht zugetraut hätte. „Ihr vergesst Euch, Wohlgeboren! Eure Sorgen sind nichtig gegen die Anliegen der heiligen Kirche des Praios! Seht mich an!“

Baradar blickte auf. Er sah aus, als habe man ihm mit einem Hammer auf die Nase geschlagen. Sein Blick wurde unsicher und flog mal hierhin, mal dorthin.

„Verzeiht, Euer Gnaden“, brachte er zerknirscht heraus und senkte das Haupt. „Aber ich habe mit diesen dort ein Hühnchen zu rupfen.“ Er zeigte auf Garlon und seine Begleiter.

„Nichts habt Ihr!“, gab Hilma scharf zurück. „Habt Ihr mich nicht verstanden? Es gibt wichtigere Anliegen. Unter Eurer

Herrschaft gehen Dinge vor, für die Ihr dem Herren Praios und mir eine Erklärung schuldet.“

„Was meint Ihr?“

„Wisst Ihr etwas von einem Bannstrahler, der hier vor kurzem durchgekommen sein soll? Einem gewissen Reonar von Greifenfurt?“ Hilma spie den Namen förmlich aus.

Der Baron schien irritiert. „Sicher“, antwortete er. „Seine Gnaden sind erst vor wenigen Tagen hier gewesen. Ich habe ihn bei seinem Vorhaben unterstützt, so gut ich konnte. Seid Ihr nicht aus dem gleichen Grunde hier, wie er? Er wollte...“

„Genug!“, unterbrach ihn Hilma barsch. „Jedes weitere Wort ist eine Beleidigung an Praios selbst!“ Sie atmete tief durch. „Dann stimmt es also. Hört zu, Wohlgeboren. Dieser Mann ist ein Frevler. Ein Hochstapler. Er ist kein Bannstrahler.“

„Ist er nicht?“ Der Baron wurde kreidebleich.

„Ist er nicht?“, wiederholte Ortosch tonlos. Er glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können.

„Nein. Er und seine Helfer sind Ketzer! Wir sind gekommen, um sie in Ketten zu legen oder direkt in die Niederhöllen zu schicken!“

Bei Angrosch! Das erklärte einiges! Ortosch sah zu den anderen und las in ihren Gesichtern Freude und Verwunderung gleichermaßen. Wie konnte sie nur auf so einen Schwindel hereinfallen? Und woher wusste Hilma davon? Der Zwerg dachte nicht im Traum daran, dass das eben gesagte die Unwahrheit sein könnte. Er wusste nicht warum, aber diese Frau schien über jeden Zweifel erhaben zu sein.

„Wisst Ihr, wo er jetzt ist?“, fragte Hilma an den Baron gewandt, sah sich dann aber in der ganzen Runde um.

Ortosch zuckten mit den Schultern. Während er darauf wartete mehr über die neuen Entwicklungen zu erfahren, ließ er seinen Blick schweifen. Die gesamte Aufmerksamkeit der Burg schien auf dem Hof zu liegen. Die wenigen Wachen, die noch auf den Mauern und Türmen verblieben waren, blickten neugierig hinab. Niemand tat mehr seinen angedachten Dienst.

Plötzlich nahm Ortosch hoch oben im Wohnhaus eine Bewegung wahr. Ein Schatten. Die Entfernung war beträchtlich, doch er war sich sicher, dass dort jemand stand und die Szenerie beobachtete.

„Sie sind alle in Dunkelbach!“, warf eine der Wachen ein. „Richtig“, bestätigte der Baron erleichtert. „Der Anführer der Bann... Verzeihung, der Ketzer, sagte, er müsse den Ort von dämonischer Verderbtheit reinigen. So lange sollten alle Dunkelbacher hier verweilen. Ich hatte Befehl niemanden aus Beldenheim herauszulassen.“

Hilma sah ihn prüfend an. „Doch der Herr Praios hat in seiner großen Weisheit dafür Sorge getragen, dass Ihr diesem gottlosen Befehl nicht Folge leisten konntet! Ist es nicht so?“

„Ein paar der Dörfler sind uns noch in der ersten Nacht entwischt, das stimmt. Woher wisst Ihr davon?“, fragte Baradar, doch noch bevor er eine Antwort erhielt, winkte er ab. „Natürlich, ich verstehe schon. Sonst könntet Ihr ja nicht hier sein.“

„Genug der Worte!“ Hilma trat auf den Baron zu, so dass sie beinahe zusammenstießen. „Wie viele Männer hat der Ketzer unter Waffen und wo genau liegt dieses Dunkelbach?“

„Es liegt etwa einen halben Tagesritt gen Efferd“, antwortete der Baron, dessen Gesicht noch immer nicht zu seiner natürlichen Farbe zurückgefunden hatte. „Ein halbes Dut-

zend Kämpfer müsste er um sich haben.“ Plötzlich wurde Baradar noch bleicher, als er es ohnehin schon war. „Bei den Göttern!“, stammele er. „Eine der Seinen ist noch hier in der Burg!“ Er deutete auf das Wohnhaus. „Sie nennt sich Sira und ist mit Sicherheit eine mächtige Zauberin! Bestimmt hat sie mich verhext, damit ich ihren finsternen Plan nicht durchschauen kann!“

Hilma zog ohne Vorwarnung ihr Schwert. Beinahe im selben Moment erklang das Singen vier weiterer Klingen und die anderen Bannstrahler kamen heran. Der Baron stolperte mit weit aufgerissenen Augen zurück.

„Dann, in Praios Namen, schreiten wir sofort zur Tat!“, rief sie. In ihrem Blick lag die feurige Leidenschaft des Jägers, der seine Beute wittert.

Der Baron hob abwehrend die Hände und sah flehend auf die Klingen. Doch noch bevor er die Gelegenheit hatte, etwas zu sagen, erklang ein Schrei und riss alle Aufmerksamkeit auf sich. Finger wurden in die Luft gestreckt und Schutzzeichen gegen das Böse geschlagen.

Ortosch hatte den Grund für das Chaos als einer der ersten entdeckt. Weit über ihnen zog ein Schatten über den Himmel. Er traute zuerst seinen Augen nicht, doch dann war er sicher, dass er nicht irrte. Es war eine zierliche Gestalt, die auf einem langen Stab hockte, wie ein Kind auf dem Steckenpferd. Elegant flog sie dahin, als gäbe es nichts normaleres auf Dere. Schnell wie ein Sturmfalke zog sie über den Burghof, gefolgt von einem schwarzen Vogel. Im nächsten Moment war sie verschwunden.

„Eine Hexe!“, riefen die Wachen und liefen durcheinander wie eine Hühnerhaufen, wenn der Habicht kommt. „Lauft um euer Leben! Sie wird euch verfluchen!“

Während Baradar halbherzig versuchte seine Männer wieder unter Kontrolle zu bringen, steckten die Bannstrahler ihre Waffen weg.

„Sie wird nicht wiederkommen“, stellte Hilma ein wenig enttäuscht fest. „Aber das wird sie nicht retten!“ Sie sah auf den Baron. „Ihr habt schlimme Schuld auf Euch und Eure Familie geladen! Wäret Ihr fest im Glauben gewesen, Ihr hättet das falsche Spiel erkennen müssen!“

Baradar senkte den Kopf. Der große Mann tat Ortosch regelrecht leid. Er war das Opfer einer Intrige und geschickter Täuschung geworden, genau wie sie alle. Es war nicht seine Schuld. Er hatte nur getan, was er für richtig hielt. Ortosch sah zu Garlon und ahnte, dass der Golgarit ähnlich dachte.

„Er ist Rechtgläubig“, schaltete sein Freund sich ein. „Wir alle haben uns von Reonar täuschen lassen.“

„Dann habt auch Ihr Schuld auf Euch geladen!“ Hilma hob das Kinn und zog die Brauen zusammen. „Aber wie ich schon sagte, die Zeiten sind dunkel und wir können es uns nicht leisten in den eigenen Reihen die nötige Strenge walten zu lassen. Ob uns das nun passt, oder nicht.“ Sie verzog das Gesicht zu einer strengen Maske und fixierte die Umstehenden der Reihe nach.

Ortosch, den es direkt nach Garlon traf, war erstaunt. Die Augen der jungen Bannstrahlerin hatten die Farbe eines klaren Morgenhimmels. Helles blau, mit einer Spur von Rot darin. Ihr Blick war hart und durchdringend. Diese Frau würde für ihre Aufgabe töten und sterben, ohne zu zögern. Sie war bereit alles und jeden zu opfern, wenn es ihrem Ziel diente. Das Gleiche würde sie auch von denen erwarten, die mit ihr ritten.

Ortosch kannte diese Art von Menschen. Fanatisch, geradlinig, gnadenlos. Es gab nicht viele von diesem Schlag.

Was vielleicht daran liegen möchte, dass sie gemeinhin ganz oben auf Borons Liste standen.

„Wir haben eine Mission!“, sprach Hilma feierlich, nachdem sie die Runde beendet hatte. „Ich sehe viele Sünden und Freveltaten in Euren Seelen! Doch nun habt Ihr Gelegenheit einen Teil davon zu tilgen und Euch die Gnade des Herren Praios zu verdienen!“

Rudoantus fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Zwar hatte sich bis hier hin alles besser entwickelt als gefürchtet, doch wohin der Weg noch führen würde, mochten die Götter alleine wissen.

Direkt nachdem Hilma sie dazu aufgefordert hatte, ihr bei der Suche nach Reonar zu helfen, war keine Zeit verschwendet worden. Der Baron hatte sich schnell wieder gefangen und damit begonnen Männer und Material heranzuschaffen. Offenbar wollte er alles tun, um vor der Geweihten gut dazustehen. Während nun Pferde und Wagen aus den Stallungen geholt wurden, gönnten die Bannstrahlern ihren Tieren eine kurze Pause.

Keine zwei Stunden später, die Sonne war mittlerweile untergegangen, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Spitze markierte Hilma und ihre Ritter. Direkt dahinter fuhr ein Zweispänner mit Plane. Er war für den späteren Transport der Gefangenen gedacht, diente nun aber Ortosch, Morna und Rudonatus selbst als Gefährt. Der Zwerg saß mit der Streunerin auf dem Kutschbock, während sich der Zauberer im Schutz der Abdeckung aufhielt.

Hinter dem Wagen ritt Baradar von Plaue mit seinem Gefolge. Seine sechs tüchtigsten Kämpfer hatte er ausgewählt und bis an die Zähne bewaffnet. Er selbst trug eine

schwere Lederrüstung mit Helm und ein mächtiges Breitschwert am Gürtel. Obwohl der Harnisch etwas zu eng aussah, wirkte der Baron, als sei er völlig in seinem Element. Die Selbstsicherheit war in seinen Blick und seine Bewegungen zurückgekehrt. Auch Garlon hatte ein Pferd aus den Ställen des Barons erhalten. Er bildete die Nachhut.

Etwa drei Stunden ritten sie dahin, ohne das etwas geschah. Die Männer und Frauen waren schweigsam. Das rhythmische Hämmern der Hufe auf dem unbefestigten Weg wirkte einschläfernd. Nur Ortosch und Morna wechselten hin und wieder ein paar Worte, doch für den sonst so schwatzhaften Zwerg war auch das wenig. Die Reiter des Barons blieben völlig still. Ängstlich sahen sie sich immer wieder nach allen Seiten um. Offenbar saß ihnen der Schrecken der vergangenen Ereignisse noch im Nacken.

Rudonatus schob sich ans Ende der Ladefläche. Er sah nachdenklich zum Himmel hinauf. Eine Hexe war ein ernsthaftes Problem. Jeder Vogel, jedes Tier konnte nun ein Späher und damit ein Feind sein. Im Grunde hatten sie keine Chance ungesehen an ihr Ziel zu gelangen. Hoffentlich wusste Hilma das. Er selbst war nicht die richtige Person, um die Bannstrahlerin auf diese Gefahr hinzuweisen.

Der Wagen rumpelte weiter dahin. Sie hatten den direkten Weg genommen, auf dem man von Beldenheim nach Dunkelbach gelangen konnte. Es gab nicht viele Pfade in dieser Gegend und so hätte eine andere Route einen immensen Umweg bedeutet. Nur leider waren sie dadurch noch weniger im Vorteil. Wenn die Hexe tatsächlich mit Reonar verbündet war, und davon musste man ausgehen, würde sie ihn mit großem Vorsprung erreichen. Sie konnten nur in einen Hinterhalt geraten.

Gerade zogen wieder ein paar Vögel über das Firmament. Sie waren nicht mehr als dunkle Schatten im Kontrast zum Blau der Nacht.

Mit jedem Holpern des Wagens kam Rudonatus dieses Unterfangen sinnloser vor. Wenn Reonar fliehen wollte, würde er das tun können. Wenn er sich zu einem Kampf stellte, dann sicher nur dann, wenn er sich auch eine gute Chance auf einen Sieg ausrechnete.

Und was tat er hier? Sein Ziel war es das verdammte Buch wieder in die Finger zu bekommen. Er hätte es damals vernichten sollen, doch war er nicht mehr dazu gekommen. Die Nächte im Tempel der Peraine hatten ihm gut getan. Viele Schatten waren von den Bildern seiner Erinnerungen gefallen und er sah nun klarer auf die Vergangenheit. Er erinnerte sich an jene Tage vor vielen Jahren, in denen er mit dem Buch rang und es ihm schließlich gelang es in seinem Keller einzusperren. Kurz zuvor war das Dorf von den Schwarzpelzen überrannt und worden. Zwar war sein Haus vor ihrem Zugriff sicher gewesen, für die Dörfler war aber jeder Hilfe zu spät gekommen. Wie er selbst in Gefangenschaft geriet, wusste er nicht mehr. Alles was von da an geschah, lag unter einem Schleier, bis zum Tag seiner Flucht.

Mit der Zeit, direkt vor seinem Sieg über das Buch, sah es noch dunkler aus. Er konnte sich einfach nicht mehr daran erinnern, woher er es hatte und auch nicht, was er damit anfangen wollte. Wie unter einem undurchdringlichen Tuch verborgen, lagen diesen Stunden oder Tagen in seinem Geist. Einem matten Schimmer gleich, der unter dem Stoff hervorkriecht, war bis jetzt nur eine Erkenntnis in sein Bewusstsein gelangt: Dieses Buch war gefährlich und musste vernichtet werden!

Ohne zu wissen warum, ahnte er, dass er mit der Suche danach unweit seines alten Hauses anfangen musste. Im Grunde trieb ihn das Schicksal also doch in die richtige Richtung, wenn auch auf ungewöhnlichen Pfaden.

Mit etwas Glück würde diese Mission am Ende auch seine Probleme lösen. Was sollte Reonar in Dunkelbach anderes wollen, als sein Buch? Vielleicht wusste er mehr darüber, vielleicht wollte er es auch einfach für jemand anderen stehlen. Für Merelendian? Es musste ihm gelingen mit Reonar zu sprechen, bevor er in die Hände von Hilma fiel. Das mochte Licht in das dunkle Labyrinth seiner Erinnerungen bringen.

„Halt!“, rief es von der Spitze des Zuges her und der Wagen kam unsanft zum Stehen. „Wir werden hier das Lager für die Nacht aufschlagen!“

Schon die letzte Stunde waren sie unter Fackelschein geritten, doch nun war es Hilma offenbar endgültig zu dunkel geworden. Allgemeines Gemurmél brandete auf und überall klapperte, knarrte und wieherte es, als die Reiter abstiegen und ihre Pferde vom Weg führten.

Der Magier stieg aus dem Wagen. Er hob seinen Stab und entzündete die magische Fackel. Rechter Hand erstreckte sich eine weite Lichtung, die mit hohem Gras bedeckt war. Abgesehen von diesem freien Flecken, waren sie rundherum von dichtem Wald umgeben.

Rudonatus fröstelte. Er fühlte sich an seine Flucht erinnert. Tagelang war er alleine durch die Wildnis geirrt. Nur mit viel Glück hatte er schließlich bewohntes Gebiet erreicht.

„Warum haben wir die Nacht nicht in der Burg verbracht?“ Ortosch war um den Wagen herumgekommen. „Wenn wir jetzt schon halten, hätten wir uns auch in weiche Betten legen können. Langsam habe ich keine Lust mehr, unter freiem Himmel zu übernachten!“

„Ich nehme an“, begann Rudonatus, „dass Ihre Gnaden es eilig haben. Sicher will sie es nicht riskieren, den Ketzer entkommen zu lassen.“ Er sah zur Lichtung, wo der Tross bereits damit begann, Feuer zu entzünden. „Aber das ist vergebliche Liebesmüh.“

„Dann hätten wir auch in der Dunkelheit weiterreiten müssen.“ Ortosch sah zum Himmel. „Anderseits wird diese verfluchte Hexe ohnehin schneller sein als wir. Ich sagte doch, wir hätten in der Burg schlafen sollen.“

„Das ist, bei den Weisen aus Mhanadistan, genau das Problem“, bestätigte Rudonatus. „Sie wird schneller sein als wir. Vielleicht hat sie ihr Ziel sogar jetzt schon erreicht. Wir werden uns auf einen Hinterhalt gefasst machen müssen. Entweder das, oder sie sind fort, ehe wir ihnen auch nur nahe kommen können.“

„Die sollen sich nur in die Büsche legen, wie feige Rotpelze!“ Der Zwerg reckte entschlossen das Kinn in die Höhe und verschränkte die Arme vor der Brust. „Das wäre mir tausendfach lieber, als wenn sie die Beine in die Hand nähmen und davonliefen!“

„Wir werden sehen“, antwortete Rudonatus abwesend. Sein Blick war an Hilma von Wengenholm hängengeblieben, die sich angeregt mit dem Baron unterhielt. Die beiden schienen sich in irgendetwas nicht einig zu sein. Dabei hatte Baradar offenbar zu seiner alten Selbstsicherheit zurückgefunden. Sein Gesichtsausdruck war entschlossen, wie der eines erfahrenen Kriegers, der gerade seiner Knappin eine Lektion erteilte.

Das Wortgefecht hielt nicht lange an. Schließlich drehte Hilma sich abrupt um. Ihr Blick war grimmig, als sie die Stimme erhob. „Hört her! Wir werden nur wenige Stunden ruhen. Der Feind weiß, dass wir kommen und wir dürfen ihm keine Zeit geben, um sich davonzuschleichen!“ Sie

sah über die Schulter zu ihren Kriegern. Die Ritter nickten ihr zu. Wieder an den Rest gewandt, sprach sie weiter. „In drei Stunden reiten wir weiter!“

Leiser Protest keimte auf, doch schnell waren die Männer und Frauen wieder mit dem Feuer und ihren Lagern beschäftigt. Als der Baron zu seinem Gefolge zurückkehrte, sah er nicht eben glücklich aus.

„Was wird er gewollt und nicht bekommen haben?“, fragte Morna, die sich zu Zwerg und Magier gesellt hatte.

„Ich nehme an, dass was jeder erfahrene Krieger von unserer Anführerin verlangen würde“, gab Ortosch zurück.

„Wenn wir die Burg schon so Hals über Kopf verlassen, dann sollten wir auch durchreiten.“

„Oder aber“, mischte der Zauberer sich ein, „der Baron wollte eine längere Rast für seine Mannen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Wir wissen es nicht und eigentlich ist es auch gleichgültig, wer hier was wollte. So wie es aussieht müssen wir uns dem Willen der Bannstrahler fügen.“

Ortosch nickte.

„Recht habt Ihr. Machen wir also das Beste aus der Lage. Immerhin haben wir den Wagen.“ Er klopfte gegen das Gefährt und grinste. „Darin ruht es sich schon bedeutend besser, als auf nassem Gras.“

Die Zeit verging und das Lager kam zu Ruhe. Garlon und seine Gefährten hatten ein eigenes Feuer entzündet, um sich zu wärmen. Ihnen steckte noch immer die Kälte der verregneten Reise in den Knochen. Rasch waren Morna und Rudonatus eingeschlafen. Sie lagen zusammengerollt neben dem Feuer. Der Anblick war friedlich. Der Wagen hatte zunächst nach dem besseren Schlafplatz ausgesehen,

doch waren sie einfach noch zu durchnässt, um ohne zusätzliche Wärme zu schlafen und so hiergeblieben.

Ortosch, der entgegen alter Gewohnheit seine Rüstung abgelegt hatte, um besser zu trocknen, saß Garlon gegenüber. Die erste Stunde der Rast war er noch hellwach gewesen und hatte sich um seine Waffen gekümmert, doch schließlich war auch ihm, machtlos gegen die Müdigkeit, der Kopf auf die Brust gekippt. Ohne umzufallen war er eingeschlafen und schnarchte seit dem ruhig vor sich hin, die Äxte noch immer auf dem Schoß.

Garlon blieb wach. Auch ihm war kalt, trotz des Feuers. Die Nässe hing in seiner Kleidung und wollte nicht weichen. Er spürte, wie sie ihm die Kraft entzog. Es war keine gute Idee, sich in diesem Zustand dem Feind zu stellen. Aber auch das war Teil von Borons Plan und bedeutete nur eine größere Herausforderung. Er musste diesen Widrigkeiten mit der Kraft des Geistes begegnen. Zwar hatte auch der Baron eine Wache aufgestellt und die Bannstrahler ebenso, aber es konnte nicht schaden, wenn sechs Augen und Ohren wachsam blieben.

Die Nacht erreichte ihre dunkelste Stunde und bald wäre es Zeit gewesen sich wieder auf den Weg zu machen, da sah Garlon irritiert auf. Etwas hatte sich verändert. Das Knistern der drei Feuer und das Schnarchen der Kämpfer war unverändert, doch seine innere Stimme warnte ihn vor unbekannter Gefahr. Auch die Pferde wurden unruhig. Sie wieherten leise und versuchten sich von ihren Stricken zu befreien. Die beiden anderen Wachen standen auf.

Der Mann des Barons ging zu den angebundenen Tieren. „Vielleicht ist ein Raubtier in der Nähe. Aber an das Feuer wird es sich nicht wagen“, sagte er und zuckte mit den Schultern.

Der Bannstrahler schien dieser Erklärung nicht zu trauen. Er ging ein paar Schritte auf den Wald zu. Als er blankzog geschah es.

Wie aus dem Nichts schoss ein weißer Schemen, groß wie ein Kalb, heran. Mit lautem Geheul und Gekreisch warf er sich auf den Krieger und riss ihn zu Boden. Dolchlange Fangzähne gruben sich gnadenlos in seinen Hals und verzerrten seinen Alarmruf zu einem schrecklichen Gurgeln. Mit letzter Kraft versuchte er sich mit seinem Schwert gegen den Angreifer zu wehren, doch es war zu spät. Die Bestie zerfetzte ihm die Kehle, ehe sonst jemand eingreifen konnte.

Garlon, mittlerweile aufgesprungen, konnte nicht sagen von wo der Angreifer gekommen war. Während er seinen Rabenschnabel aus dem Gürtel zog, fixierte das Monstrum. Als es seinen Blick kurz mit den glühenden Augen erwiderte, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Unter dem kurzen Fell zuckten und zitterten grotesk große Muskeln. Es warf den breiten, blutverschmierten Kopf in den Nacken und schrie markerschütternd.

Er kannte diesen Feind. Es war ein Hetzer, ein Höllenhund, ein grausamer Dämon, der nur existierte, um zu töten. Noch während Garlons Gedanken rasten und er sich fragte, wer ihn geschickt haben mochte, erwachte das Lager endgültig. Befehle wurden gebrüllt und Waffen gezogen.

Während die Bannstrahler diszipliniert blieben, brach unter den Kämpfern des Barons blanke Panik aus. Einigen Pferden war bereits die Flucht gelungen.

„Habt keine Angst!“, rief Hilma und zog ihr Sonnenzepter. „Bleibt standhaft und fest im Glauben! Der Herr Praios wird uns schützen!“

Baradar versuchte ebenfalls seine Mannen zusammenzuhalten, doch auch ihm stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Furchtsam zog er sich zum Wagen zurück. „Was ist das?“, stammelte er. „Bei den Göttern! Praios hilf!“ „Lasst uns das lieber machen!“ Ortosch trat an seine Seite. „Bei Angroschs Hammer, an mir kommt dieses Hündchen nicht vorbei! Das haben schon ganz Andere versucht!“

Der Dämon hatte sich bisher nicht von seinem Opfer entfernt. Er riss immer wieder Brocken blutigen Fleisches aus der Leiche und stieß dabei schrille Laute aus. Jetzt hob er erneut den Kopf und sah mit starren Augen in die Menge. Die Bannstrahler, Garlon und Rudonatus hatten sich in einem weiten Halbkreis vor den Wagen aufgestellt.

Hilma blickte entschlossen und furchtlos auf den Feind. Mit erhobenem Zepter trat sie vor. Ihre Stimme war wie Donnerhall, als sie heilige Worte formte. „Im Namen des Herren Praios, dem Fürst aller Götter“, begann sie und Garlon spürte wie die Dunkelheit mit jedem Wort zu weichen begann. „Im Namen der Herrin Rondra und Ihrer göttlichen Geschwister: Unheiliges Gezücht, weiche zu...“ Mitten im Satz unterbrach ohrenbetäubendes Geschrei die Liturgie.

Garlon fuhr herum.

Was er sah, übertraf seine Befürchtungen. Zwei weitere Höllenhunde waren unter die Kämpfer des Barons gesprungen und hatten bereits einen von ihnen unter sich begraben. Haut riss und Knochen brachen, als ihre Kiefer das Opfer zerfetzten.

„Für Angrosch!“, brüllte Ortosch und stürzte sich auf einen der Dämonen. Zwar war ihm nicht die Zeit geblieben sich

wieder zu rüsten, doch seine Waffen waren ihm Schild genug. Gegen diesen Feind hätte ihn seine Kette ohnehin kaum schützen können.

Mit aller Kraft hieb er mit der Rechten nach der Bestie. Die Klinge sauste durch die Luft, schnell wie ein Pfeil. Der Feind beachtete ihn nicht. Krachend schlug das Blatt in den Brustkorb. Dunkles, stinkendes Blut spritzte umher und der Hund heulte schrill auf. Sofort zog Ortosch seine Waffe zurück und wich nach hinten.

Während die restlichen Kämpfer des Barons endgültig die Fassung verloren und in Panik davonliefen, wandte sich der verletzte Dämon ihm zu. Blut und Geifer rannen aus seinem geöffneten Maul. Wahn und Mordlust stachen aus grünlich schimmernden Augen und ein dumpfes Knurren kroch aus seiner Kehle.

„Komm schon!“, rief Ortosch und schlug die Äxte aneinander, dass es klirrte. „Miss dich mit jemandem, der sich verteidigen kann, du feiger Höllenfuz!“

Ansatzlos sprang der Dämon los. Schneller als Ortosch erwartet hatte, flog er heran. Im Bruchteil eines Augenblickes wusste er, dass er nicht mehr ausweichen konnte. Er warf seine Arme in die Luft, kreuzte die Waffen und spannte sich. Mit unglaublicher Gewalt prallte sein Gegner auf und schleuderte ihn von den Beinen. Er rollte zur Seite.

Tödliche Zähne schnappten ins Nichts und fauliger Atem stieg ihm in die Nase. Die Luft war erfüllt vom Geschrei der Menschen und dem Brüllen der Bestien.

Ortosch rappelte sich auf und wich zurück. „Das war nichts!“, spottete er, bereit auf die nächste Attacke rechtzeitig zu reagieren. „Komm schon, wenn du dich traust!“ Er ging in Kampfstellung, die Linke gesenkt, die Rechte zum Schlag erhoben.

Aus den Augenwinkeln sah er, dass der Kampf auf der Lichtung in vollem Gange war. Die übrigen vier Bannstrahler versuchten den wild umherspringenden Höllenhund zu bändigen. Die Bestie kläffte und heulte wie von Sinnen. Das Knallen ihres um sich schnappenden Gebisses peitschte durch die Nacht. Zumindest hatten sie ihn umkreist. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn bezwingen würden.

Ortoschs Gegner verhielt sich zur Zeit völlig anders. Er hatte den Kopf gesenkt und starrte sein Opfer durchdringend an. Langsam zog er einen Kreis, setzte tödlich elegant Pfote neben Pfote.

Plötzlich schoss er vor. Ortosch drehte sich zur Seite und stieß dem Feind die linke Axt entgegen. Jaulend biss der Dämon auf die Klinge. Sein ganzer Körper spannte sich, schwoll an, als er daran zerrte. Muskeln zuckten und bebten unter dem kurzen Fell und ein dumpfes Gurgeln erklang.

Ortosch täuschte an, die Waffe festhalten zu wollen, dann ließ er abrupt los. Während der Hund unkontrolliert zurückrutschte, setzte der Zwerg ihm mit einem weiten Ausfallschritt nach. „Stirb!“, brüllend, hieb er so fest er nur konnte nach dem Schädel der Bestie.

Der magische Lindwurmschläger, erprobt in vielen Schlachten, riss eine tiefe Wunde. Der Dämon heulte und schrie, dass Ortosch meinte, ihm selbst müsse der Kopf bersten. Er schlug sich die Hände auf die Ohren, doch es half nichts. Das grausame Geräusch drang direkt in seinen Geist und drohte ihm den Verstand zu rauben.

Er sank auf die Knie. Er brüllte, doch konnte sich selbst nicht mehr verstehen. Die Welt verschwamm vor seinen Augen. Schrilles Kreischen, nichts als das!

Schemenhaft erkannte er einen Schatten in weiß und rot, der auf ihn zukam. Tödliche Reißzähne funkelten im Schein der Feuer. Verzweifelt versuchte er sich aufzubauen, nach der Waffe zu greifen, die vor ihm lag, doch das Geschrei der Bestie lähmte ihn.

Das war das Ende.

Er sah auf.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt, doch ohne Angst. Ortosch, Sohn des Kirgam, würde nicht als Feigling sterben! Der Dämon setzte zum Sprung an, da erklang der laute Schrei einer bekannten Stimme. Ein heller Blitz schoss heran und Ortosch verlor das Bewusstsein.

Rudonatus stand nur wenige Schritt neben dem Zwerg. Er hielt den rechten Arm noch immer ausgestreckt und sah verächtlich auf die brennenden Reste des Dämons. Dieser würde niemandem mehr Schaden zufügen.

Der Magier sah sich um. Auch die Hetzer auf der Lichtung waren vernichtet. Gerade zog einer der Bannstrahler sein Schwert aus dem leblosen Körper des dritten Hundes. Er selbst hatte sich ihn noch vor Kurzem vom Hals halten müssen. Der Dämon, der zuvor grausam unter des Barons Männern gewütet hatte, war danach derart ungestüm auf ihn losgegangen, dass er kaum einen klaren Gedanken hatte fassen können. Nur mit knapper Not genügten seine Künste im Stockkampf und ein eilig gewobener *Armatrutz*, um nicht gebissen zu werden.

Dann wechselte der Angreifer mit einem Mal das Ziel und drang auch auf die Bannstrahler ein. Rudonatus hatte sie warnen wollen, doch da erkannte er Ortoschs Lage und griff zuerst hier ein. Jetzt war die Gefahr vorüber.

„Ist jemand verletzt?“, rief Hilma über das Schlachtfeld. Ihre Stimme zitterte und Rudonatus fragte sich unweigerlich, ob die junge Geweihte schon einmal in einer solchen Lage gesteckt haben mochte.

Langsam verflieg die Anspannung des Kampfes. Rudonatus kannte die Stimmung nach einem Gefecht, das den eigenen Tod hätte fordern können. Die Überlebenden fühlten sich oft überschwänglich und siegestrunken. Auch jetzt wurde sich auf die Schultern geklopft, doch es blieb ruhig, obwohl keine Schreie von Verwundeten zu hören waren. Abgesehen von Ortosch gab es keine Verletzten. Sie waren alle tot. Ihr Wehklagen erinnerte den Krieger sonst an den Preis des Sieges und ermahnte zur Einkehr und Dankbarkeit.

Rudonatus kniete sich nieder. Er legte dem Zwerg die Hände auf den Kopf und schloss die Augen. So gut die Dämonen ihren Auftrag auch erfüllt hatten, ihn würden sie nicht bekommen.

Als Ortosch erwachte, brummte ihm der Schädel. Er sah in ein wohlbekanntes, faltiges Gesicht. „An dieser Stelle waren wir schon einmal“, sagte er schwach und lächelte. „Habt Ihr etwa erneut mein Leben gerettet?“

Rudonatus schmunzelte. „Es scheint so, mein Freund. Ihr müsst aufhören Euch mit dämonischem Gezücht herumzuschlagen. Dabei seht Ihr einfach nicht gut aus.“

Ortosch winkte ab und stand auf. Er fühlte sich erstaunlich gut. „Blödsinn! Den hätte ich auch noch alleine geschafft, wenn Ihr Euch nicht eingemischt hättet! Wie ist es ausgegangen? Hohe Verluste?“ Er klopfte sich den Dreck von der Kleidung.

Rudonatus sah über die Schulter. „Ich fürchte ja. Diese Bestien haben ihrem Herren gute Dienste geleistet.“ Er verzog angewidert das Gesicht. „Für einen der Bannstrahler kam jede Hilfe zu spät. Dem Rest der Truppe geht es ausgezeichnet. Als sie ihre Waffen in Händen hielten, konnte sie recht passable selbst auf sich Acht geben. Leider kann ich das von den Männern des Barons nicht sagen.“ Sein Blick wanderte zum Wagen. Der Boden um das Gefährt war blutgetränkt. Überall lagen Fetzen von Kleidung und Waffen herum. „Nur zwei haben es überstanden. Sie haben sich zusammen mit dem Baron und Morna in den Wagen zurückgezogen, woraufhin das Biest auf mich losging.“

„Zauberer!“ Hilma kam heran. Garlon und einer der Bannstrahler folgten ihr. „Was wisst Ihr über diesen Frevel? Und versucht gar nicht erst mich für dumm zu verkaufen!“

„Ihr meint die Invocationen?“

Hilma nickte. „Das kann kaum das Werk einer einzelnen Hexe gewesen sein, oder täusche ich mich da? Ihr seid sicher bewanderter auf diesem Gebiet, als ich.“

„Das würde ich nie wagen zu behaupten“, antwortet der Magier und verneigte sich. Ortosch erkannte in seiner Stimme aufkommende Unsicherheit. „Aber Ihr habt Recht. Drei solche Dämonen sind sicher nicht von einer Hexe gerufen worden.“

Hilma sah den Zauberer scharf an, dann drehte sie sich zum Baron. Baradar stand teilnahmslos am Wagen. Sein Gesicht war aschfahl und er wirkte mehr als unsicher auf den Beinen.

„Wir müssen uns beeilen!“, rief die Geweihte. „Je schneller wir dem Treiben dieser Frevler ein Ende bereiten, desto besser!“

„Die Toten?“, mischte Garlon sich ein.

„Begrabt sie rasch und sprecht Euren Segen. Um ihre Seelen mache ich mir keine Sorgen, denn sie sind im Kampf für das Licht gefallen.“

Garlon schüttelte den Kopf. „Nicht im Wald“, sagte er ruhig.

„Wenn wir sie jetzt zu einem Anger bringen, verlieren wir viele Stunden! Das kann ich nicht zulassen, Golgarit!“, fuhr Hilma ihn an.

Garlon verschränkte die Arme vor der Brust und sah sein Gegenüber an. Ortosch beobachtet das Treiben mit einem Lächeln auf den Lippen. Er kannte die Hartnäckigkeit seines Freundes und fragte sich, wie weit es mit Hilmas Geduld bestellt war.

Tatsächlich hielt die Bannstrahlerin Garlons Blick nicht lange stand. Sie winkte ab und schnaubte verächtlich. „Wie Ihr wollt! Dann laden wir sie auf den Wagen und lassen sie nach Beldenheim zurückbringen.“ Ihre Stimme wurde leiser. „So machen wir eben keine Gefangenen. Praios wird es ganz recht sein.“

Wenig später setzte sich der Zug wieder in Marsch. Baradar von Plaue hatte zusammen mit seinen letzten Soldaten die Aufgabe übernommen, den Wagen zurückzufahren. Er wollte nach erfüllter Aufgabe mit so vielen Kämpfern nachkommen, wie er nur auftreiben konnte. Offenbar war er besorgt, man könne ihm Feigheit unterstellen.

Die vier verbliebenen Bannstrahler, Garlon, Ortosch, Rudonatus und Morna hatten genug Pferde wieder einfangen können, um den Rest des Weges nicht zu Fuß zurücklegen zu müssen. Zwar mussten Garlon und Morna, sowie Magier und Zwerg sich je ein Ross teilen, aber unter den gegebenen Umständen kam Ortosch dies als annehmbares Übel vor.

Am Horizont kündigte sich bereits der nächste Tag an, als sie die Lichtung endlich hinter sich ließen.

Der Zug ritt schweigend dahin. Ortosch sah sich um. Die Anspannung der Krieger lag spürbar in der Luft. Sie hingen den Bildern der vergangenen Stunden nach. Aber es würde noch lange dauern, bis sie wirklich begriffen, was gerade geschehen war.

Sein Blick streifte Garlon und Morna. Der Golgarit saß aufrecht und mit unbewegter Miene im Sattel. Die Streunerin hatte ihre Arme fest um seine Taille geschlungen und die Augen geschlossen. Sie war ausgesprochen mutig und das beeindruckte ihn. Hoffentlich ging diese Sache gut aus. Ihm war nicht wohl dabei jemanden wie sie mit in diese ungewissen Schlacht zu nehmen. Doch das lag nicht in seiner Gewalt.

Er sah an Rudonatus vorbei nach vorne. Der Magier lenkte das Pferd, als habe er zuvor in seinem Leben nichts anderes getan. Ortosch fühlte sich sicher.

In wenigen Stunden würden sie Dunkelbach erreichen. Im Licht des neuen Tages sollte sich zeigen, was das Schicksal für sie alle bereithielt.

Kapitel 17 – Dunkelbach, 1. Efferd 1024 B.F.

Die Anrufung war ausnehmend gut verlaufen. Ission hätte nicht gedacht, dass der Nodix eine solche Wirkung haben würde. Es war ihm gelungen gleich drei Karmanthi zu beschwören und unter seine Kontrolle zu zwingen. Sicher war er auf dem Gebiet der *Daimonologia* bewandert, aber dieses Ergebnis erstaunte ihn. Zu Anfang hatte er es bei einem Dämon belassen wollen, doch nachdem ihm dies mit einer ungekannten Leichtigkeit gelang, widerstand er nicht der Versuchung, weitere zu rufen.

„Sie werden ihren Dienst erfüllen.“ Ission rieb sich die Hände und trat aus dem Kellerraum, in dem Beschwörungskreis und Nodix lagen. „Es war mir eine Freude, Euch damit einen Gefallen tun zu können. Wie sagt der Volksmund doch gleich? Meines Feindes Feind ist mein Freund?“

„Gut gesprochen, Kollege“, gab Noraja zurück. „Wir hätten schon viel früher zusammenfinden sollen, doch das Schicksal hatte offenbar andere Pläne.“

„Das Schicksal?“ Ission sah die Magierin nachdenklich an. Die Dinge hatten in den letzten Tagen einige unglaubliche Wendungen erfahren.

Zunächst war er nach Beldenheim geritten, um zu erfahren was vor sich ging. Schnell zeigte sich, dass alle Bewohner Dunkelbachs tatsächlich in Beldenheim gefangen gehalten wurden, wie der Bursche es gesagt hatte. Weiter verriet ihm eine geschwätzig Wache, dass der Baron in der Tat einige der Dunkelbacher auf seiner Burg in den Kerker hatte werfen lassen. Doch waren diese schon vor Tagen geflohen und niemand wusste wohin.

Damit hatte er in Beldenheim nichts mehr verloren. Zudem war es zu gefährlich sich dort lange aufzuhalten,

wenn er überall den Dunkelbachern begegnen konnte. Sie würden ihn erkennen und sich an seine Taten erinnern. Wenn er zur Zeit etwas nicht gebrauchen konnte, dann noch einen Ort, in dem er sich nicht blickenlassen konnte. So frischte er nur rasch seinen Proviant auf und machte sich wieder davon. Sein neues Ziel hieß Dunkelbach. Eine undeutliche Ahnung trieben ihn an. Was auch immer hier vor sich ging, war nicht dass, wonach es aussah. Er hatte sich vorgenommen den Vorhang zu lüften und tiefer zu sehen.

Gegen Mittag des neunundzwanzigsten Rondra hatte er dann Dunkelbach erreicht. Das Dorf schien verlassen, doch schnell stellte sich heraus, dass dieser Eindruck täuschte. Er hielt sich versteckt und beobachtete. Immer wieder sah er Bewaffnete auf der Plattform neben dem Tor. Ihre Erscheinung ähnelte in der Tat der von Bannstrahlern, doch etwas stimmte nicht. War es ihre Haltung? Ihre Art miteinander umzugehen? Es dauerte nicht lange, dann war er sich sicher hier keine disziplinierten Diener des Praios vor sich zu haben.

In der nächsten Nacht schlich er sich an die Palisade. Sie zu überklettern, wäre ihm kaum möglich gewesen, doch wozu war er ein Magier? Nachdem er sich mit Augen und Ohren davon überzeugt hatte, dass der Dorfplatz leer war, teleportierte er sich direkt neben den Brunnen. Neben der *Magica Conjunctio* war die *Magica Moventia* sein zweites Fachgebiet, auf dem er weit talentierter und erfahrener war, als viele seiner Kollegen gleichen Alters.

Der Zauber gelang.

Ission war sodann weiter geschlichen und erreichte das ehemalige Haus des Dorfvorstehers, in dem offenbar das Lager der angeblichen Bannstrahler war. Licht und Gelächter drangen nach draußen. Wachen sah man keine. Er

drückte sich an eine der Mauern und lauschte. Es war vielleicht ein halbes Dutzend Menschen dort drinnen. Sie unterhielten sich ausgelassen, doch leider war kaum zu verstehen worum es ging. Die Wände waren einfach zu dick gewesen.

Er hatte dann eine ganze Weile im Schatten verharrt, und nachgedacht. Sein Blick wanderte über das nächtliche Dorf und blieb an der Ruine hängen, die genau auf der anderen Seite des Marktplatzes lag. Dort hatte das Unglück seinen Anfang gefunden.

Ission wusste nicht mehr, wie lange er in seinem Versteck gekauert hatte, doch was als nächstes geschehen war, würde er wohl niemals vergessen. Plötzlich war eine Frau aus dem Haus getreten. Sie lief zielstrebig über den Platz zur Ruine. Es traf ihn wie ein Schlag, als er sie erkannte. Es war die Heilerin des Dorfes, die Velin als Opfer hatte haben wollen und die er für tot hielt.

Spätestens jetzt war klar geworden, dass ihm etliche bedeutende Informationen fehlten. Während er ihr verwirrt nachsah, ordneten sich seine Gedanken. Fasste man alles, was er bis hier hin gesehen und erfahren hatte, zusammen ließ sich daraus nur ein Schluss ziehen. Er war einer Täuschung aufgesessen. Welche Pläne verfolgte diese, offensichtlich genialen, Kollegin? Es hatte ihn unter den Fingern gebrannt mehr zu erfahren.

Als sie wenig später auf gleichem Weg zurückkam, trat er kurzentschlossen aus dem Schatten. Sie war wohl nicht weniger überrascht gewesen ihn hier zu sehen, als andersherum, doch ihre Beherrschung rang Ission Respekt ab. Nur ein kurzes Zucken verriet den Schrecken, den er ihr eingejagt hatte.

Das folgende Gespräch war, abgesehen von dem, den Umständen ihrer letzten Begegnung geschuldeten, Miss-

trauen, von geradezu wissenschaftlichem Charakter gewesen. Schnell kamen sie überein sich vergangene Taten nicht vorzuwerfen. Schließlich hat keiner durch den anderen ernsthaften Schaden genommen.

Schnell bekam er den Eindruck, dass ihr sein überraschendes Erscheinen nicht ungelegen kam. Sie sprach sogar davon, dass das Schicksal ihn genau zum rechten Zeitpunkt geschickt hatte.

Bis jetzt war er geneigt das zu glauben.

„Schicksal“, antwortete er. „Vielleicht. Wie dem auch sei, ich glaube nicht, dass wir jetzt noch Probleme mit den Bannstrahlern haben werden. Die Karmathi haben sich bisher immer als extrem effektive Mörder erwiesen. Zumal, wenn sie aus der Deckung der Nacht heraus angreifen können.“ Ission wusste nicht, ob er damit in diesem Fall Recht hatte. Zwar waren die Dämonen in der Tat grausame Gegner, doch vermochte er nicht abzuschätzen, was die Diener Praios gegen sie ausrichten konnten.

Noraja nickte. „Schön. Wir sollten uns trotzdem auf den Weg machen. Ich möchte kein Risiko eingehen. Das versteht Ihr sicher.“

„Selbstverständlich!“, gab Ission zurück und deutete eine Verbeugung an. Sie hatte ihm ihre Pläne erläutert und auch erklärt, was es mit ihren Bannstrahlern auf sich hatte. Er selbst hielt das Alles für pure Zeitverschwendung, was er natürlich für sich behielt.

Es war vollkommen undenkbar, dass es ihr gelang, einen *Chrononautus* zu wirken. Dabei schien es ihm völlig gleichgültig ob dieses Tor, von dem sie berichtet hatte, existierte oder nicht. Ohne eine profunde Kenntnis der Thesis, würde es keinem Zauberer möglich sein es zu öffnen. Doch das war ihm egal. Sollte sie an ihren Plan glau-

ben. Es sorgte dafür, dass sie ausgewählt höflich zu ihm war.

Gleichzeitig bot diese Partnerschaft ihm verschiedene Vorteile.

Primum: Sie würde ihn an einen Ort führen, der möglicher Weise noch machtvoller war, als dieser hier.

Secundum: Er konnte ihrem Experiment beiwohnen und daraus lernen, ohne sich selbst in all zu große Gefahr zu bringen. Tertium: Garlon, Ortosch und Rudonatus würden auftauchen und versuchen sie aufzuhalten. Es war direkt ironisch. Kaum hatte er sich von seinen Racheplänen verabschiedet, da fielen ihm die drei förmlich vor die Füße.

Sie verließen den Keller.

Oben auf dem Platz hatten Reonar und sein Gefolge bereits die Pferde gesattelt und beladen. Auch Sira war unter ihnen. Es war mittlerweile völlig dunkel geworden, weshalb drei der Reiter Fackeln in Händen hielten.

„Wir sind soweit“, sprach die Magierin und ging zu ihrem Ross. Bevor sie aufstieg, öffnete sie eine der Satteltaschen und sah hinein. Der Ausdehnung des Leders nach zu urteilen, war nicht besonders viel darin. Sie schloss die Tasche wieder. Alles schien in Ordnung. Elegant schwang sie sich in den Sattel.

„Kommt ihr?“, rief sie Ission zu.

„Ich bin gleich bereit. Gebt mir noch einen Augenblick!“ Er lief an der Gruppe der Wartenden vorbei zum Dorfplatz und verschmolz mit der Dunkelheit. Fragende Blicke folgten ihm.

Wenig später kehrte er mit einem vergnügten Lächeln auf den Zügen zurück. Er stieg auf sein Pferd.

„So“, sagte er. „Wir können.“

Garlon hatte sich, wie zu Beginn der Reise, ans Ende des Zuges gesetzt. Zwar rechnete er nicht mehr damit, dass es bis Dunkelbach einen weiteren Angriff geben würde, doch hieß dies nicht, dass die Formation aufgegeben werden durfte. Es war nicht unwahrscheinlich, dass Reonar davon ausging, dass die Dämonen ihren Dienst erfüllt hätten. Garlon hatte in Tobrien mit ansehen müssen, wie diese Bestien ganze Banner vernichteten. Wer sie rufen konnte, musste eine ähnlich genaue Vorstellung von ihrer Grausamkeit haben. Vielleicht sollte ihnen das nun zum Vorteil gereichen. Die Überraschung war ein mächtiger Verbündeter.

Während in Garlon der Krieger das Heft in die Hand nahm und bereits verschiedene taktische Möglichkeiten eines Angriffes auf Dunkelbach durchspielte, regte sich auch ein anderer Teil seiner Seele. Zaghaft wie das erste Grün im Frühling kroch ein wärmendes Gefühl in ihm empor. Plötzlich nahm er den sanften Druck, den Mornas Arme auf seinen Körper brachten, anders wahr.

Er sah über die Schulter. Sie hatte ihren Kopf auf seinen Rücken gelegt. Die Augen waren geschlossen und ein feines Lächeln umspielte ihren Mund. Ein paar Strähnen ihres roten Haares hatten sich aus dem Zopf gelöst und flatterten ihm Wind. Länger als gewollt blieb sein Blick an ihr hängen.

In den letzten Tagen hatte er versucht, nicht an sie zu denken. Es gab, bei Boron, genug anderes, um das er sich sorgen musste und so war das nicht eben schwer gewesen. Doch jetzt, wo sich ihre Körper berührten und er im gleichmäßigen Rhythmus der Hufschläge Ruhe fand, gelang es ihm nicht mehr. Hätte er das geahnt, er hätte Ortosch zu sich aufs Pferd genommen. Es durfte nicht sein,

dass sie seine Gedanken beherrschte, während um sie herum das Böse erwachte. Er wäre dann nicht in der Lage für ihre Sicherheit zu garantieren.

Garlon erschrak.

Er sorgte sich bereits mehr um ihr Leben, als um den Erfolg dieser Mission. Nie hatte er die Liebe zu einer Frau zugelassen, war immer nur Boron, seinem Herren, treu und zu Diensten gewesen. Gerade jetzt, wo er sich seinem Gott wieder näher fühlte, wollte er von dieser Gewohnheit nicht abweichen. Doch er musste sich gestehen, dass es Dinge gab, über die der Geist nicht frei entscheiden konnte.

Er sah nach vorne. Er konnte sie nur schützen, wenn diese Reise erfolgreich war. Wenn die Götter es wollten, würden sie beide heil hier herauskommen und dann mochte das Schicksal zeigen, was werden sollte.

„Halt!“, rief Hilma und hob die Rechte. Der Zug kam zum Stehen. Sie hatten mittlerweile den Rand des Waldes erreicht, aus dessen Umarmung sie seit der Lichtung nicht mehr entkommen waren. Vor ihnen verließ der Weg den Schutz der Bäume und verlief weiter zwischen Wiesen und Feldern. Noch war das Dorf nicht zu sehen.

„Wie weit ist es noch?“, fragte die Bannstrahlerin und sah zu Garlon.

„Keine zwei Meilen“, gab er knapp zurück.

„Durch freies Gelände!“, mischte Ortosch sich ein. Es gefiel ihm nicht, dass sie nur Garlon als gleichwertig anzunehmen schien. „Wir sollten uns gut überlegen, wie wir weiter vorgehen, wenn Ihr mich fragt.“

„Was glaubt Ihr, warum ich halten ließ, Zwerg?“ Hilma sah Ortosch scharf an. „Achtete auf Eure Zunge, wenn Ihr mit mir sprecht!“

„Was gedenken Euer Gnaden also zu tun?“, gab Ortosch zurück. Er ließ es sich dabei nicht nehmen, die Anrede übertrieben zu betonen.

Hilmas Gesicht erstarrte, die Hand flog zum Schwert. Sie sah für einen Moment so aus, als wollte sie ihr Pferd in Bewegung setzen, um dem Zwerg eine Lektion in Disziplin zu erteilen. Doch nach einem gespannten Augenblick atmete sie tief, nahm die Hand wieder vom Schwertknauf und schüttelte den Kopf.

„Es hat keinen Zweck mit Euch“, sagte sie leise. „Aber was kann ich von einem Zwerg anderes erwarten.“ Sie hob den Kopf, Autorität und Selbstsicherheit leuchteten aus ihren hellen Augen.

„Wir werden uns an diesen Feind nicht heranschleichen, wie feige Diebe!“, rief sie. „Der Herr Praios liebt die Mutigen und die Geradlinigen! Reiten wir ihnen entgegen und bieten ihnen die Stirn! Praios wird uns schützen und sie zerschmettern! Seht!“

Sie deutete zum Himmel. Die Sonne war schon hoch aufgestiegen und schickte ihre wärmenden Strahlen zuhauf durch das Blätterdach. Der Mittag konnte nicht mehr weit sein.

„Die Stunde des Herren ist nahe! Lasst alle Angst und Schwäche fahren, denn wir reiten im Namen Praios, des Herrlichen, Fürst aller Götter!“

Ohne ein weiteres Wort gab Hilma ihrem Pferd die Sporen. Mit einem durchdringenden „Für Praios!“ auf den Lippen, donnerte sie davon. Ohne zu zögern setzten ihr die anderen Bannstrahler nach.

Als sie ins Freie kamen, zogen sie ihre Schwerter. Das Licht der Sonne blitzte von den Klingen und Rüstungen wieder, ließ Umhänge und Wappenröcke leuchte, so dass es in den Augen stach. Unter ständigen „Für Praios!“ Rufen, flogen sie dahin, wie ein göttliches Strafgericht.

Zwei Pferde blieben im Schatten der Bäume zurück. Acht Augen sahen den Reitern mit einer Mischung aus Erstaunen und Unverständnis hinterher.

„Wir sollten ihnen helfen“, bemerkte Ortosch. „Sie werden gegen die Palisade branden, wie Wasser an Fels. Vielleicht hätten wir ihnen davon erzählen sollen.“

„Vielleicht hätten sie danach fragen sollen“, gab Rudonatus zurück. „Aber diese Herrschaften haben ein sehr eigenes Verhältnis zu Fragen und Antworten, wie man gemeinhin weiß.“ Der Magier blickte vielsagend in die Runde und seufzte.

„Nun macht schon!“, forderte Ortosch. „Lassen wir sie nicht den ganzen Spaß alleine haben! Ich möchte diesem Reonar zu gerne zeigen, was es heißt, einen Zwerg verärgert zu haben!“ Er grinste und stieß den Zauberer in die Rippen.

Es juckte ihm tatsächlich in den Fingern. Schon bei ihrer ersten Begegnung wäre er Reonar zu gerne an den Hals gegangen und nun würde er Gelegenheit dazu bekommen.

Nicht so schnell wie die Bannstrahler, aber doch zügig ritten sie los. Sie verließen den Wald und folgten dem Weg. Kurz darauf stieg der Pfad einen Hügel hinauf, der die Sicht zum Dorf versperrte. Die Bannstrahler waren bereits darüber hinaus und seit dem nur noch entfernt zu hören. Ihre Rufe hallten über die Felder und von den Rändern des Waldes wieder.

Sie erreichten die Kuppe des Hügels und das Dorf erschienen ihnen zu Füßen. Zu Ortoschs Überraschung waren die Ritter nicht zu sehen. Er hatte erwartet, dass sie wütend vor der hölzernen Mauer stehen würden. Doch das Tor in der Palisade lag offen und man sah keine Menschenseele weit und breit. Sie waren bereits drinnen.

Garlon und Rudonatus hatten die Pferde auf der Kuppe angehalten. Auch sie schienen überrascht von dieser Entwicklung.

„Los! Weiter!“, rief Ortosch und versuchte selbst das Pferd anzutreiben, was freilich nicht gelang. „Jetzt wird gleich nichts mehr zu tun sein, für unsere Klingen!“

Ihm war völlig schleierhaft, wie sie es geschafft hatten, bereits in das Dorf vorzudringen. Gleichzeitig sah er seine Gelegenheit zur Rache davonschwimmen, wie das Eis im Frühjahr.

„Hepp!“, rief Rudonatus und hieb dem Pferd die Versen in die Flanken. Mit weit mehr Eile als zuvor ritten sie den Hügel hinunter, dicht gefolgt von Garlon und Morna. Schnell überwandten sie die letzten Schritt.

Als sie das Tor erreichten und wieder langsamer wurden, fiel Ortosch auf, dass man von den Bannstrahlern kaum noch etwas hörte. Er hatte Kampflärm und wildes Gebrüll erwartet. Was ging hier vor?

Kaum war das Tor passiert, ließ er sich aus dem Sattel gleiten, zog seine Waffen und lief neben den Pferden her. Morna tat es ihm gleich, sah dabei allerdings weit weniger bedrohlich aus.

„Durchsucht alle Häuser! Sie müssen hier irgendwo sein!“, hörten sie Hilma rufen, als sie den Dorfplatz erreichten. Sie und ihre Ritter waren abgestiegen und hatten sich in zwei Gruppen aufgeteilt. Die Geweihte und einer der Schildträger stürmten auf das Haus des Dorfvorstehers zu,

während die anderen beiden sich eine der anderen Wohnstätten vornahmen.

Als Hilma die Nachzügler bemerkte, drehte sie sich um und deutete mit dem Schwert in ihre Richtung. „Ihr haltet diese Stellung! Gebt Acht, dass sich niemand hier hinausschleicht!“ Ohne auf eine Bestätigung zu warten, setzte sie sich wieder in Bewegung. Holz splitterte, Praios wurde angerufen und schon waren sie lärmend in den Häusern verschwunden.

Während Garlon und Rudonatus abstiegen und sich in Richtung Brunnen weiterbewegten, kniete Ortosch nieder. Er betrachtete den aufgewühlten Boden. Festgetretene Erde konnte eine deutliche Sprache sprechen, wenn man gelernt hatte ihr zuzuhören.

„Wonach suchst du?“, fragte Morna neugierig.

„Spuren“, gab er knapp zurück. „Ich glaube nicht, dass sie sich in den Häusern verstecken. Sie wussten, dass wir kommen.“ Er sah auf. „Wenn ich darüber Bescheid wüsste, dass ich ungebetenen Besuch erwarten muss, dann würde ich eines von zwei Dingen tun.“

„Fliehen oder Verstecken?“

„Fliehen oder Verschanzen“, antwortete Ortosch. „Fliehen und Verstecken ist ja im Grunde das gleiche. Wenn sie sich aber Verschanzt hätten, wäre das Tor wohl kaum offen gewesen. Für mich sah es nicht so aus, als ob die gute Frau Hilma einen Rammbock in der Tasche gehabt hätte. Er muss schon offen gewesen sein.“

„Dann sind sie geflohen.“

Ortosch zog die Brauen hoch. „Scharfsinnig.“ Er grinste. „Aber ja, das heißt, dass sie geflohen sind. Oder vielleicht nennen wir es eher eine Rückzug. Ich sehe leider nicht, dass sie in der schwächeren Position sind.“

„Könnte es nicht auch sein“, begann Morna und kniete sich neben Ortosch „dass sie uns in einen Hinterhalt locken wollten? Ein offenes Tor finde ich ziemlich verdächtig, wenn ich darüber nachdenke.“

„Das gilt es herauszufinden.“ Er sah wieder auf den Boden. „Nie hat man einen Elfen dabei, wenn sie einmal nützlich wären!“

Angestrengt starrte er auf die Abdrücke. Es waren jede Menge Hufe zu erkennen. Relativ leicht konnte er ihre eigenen Spuren von den älteren unterscheiden, doch leider waren besonders Hilma und ihre Ritter nicht eben behutsam hier eingefallen. Ortosch stand auf.

„Komm mit“, sagte er zu Morna und ging zurück zum Tor. Dort angekommen ließ er den Blick über die Landschaft schweifen. Die Sache roch nicht wie ein Hinterhalt. Zumindest würden die falschen Bannstrahler kaum bei hellem Tage zuschlagen.

„Wenn sie ausgeflogen sind“, begann er ohne den Blick vom Horizont abzuwenden „müssen sie hier hindurch gekommen sein. Es gibt keinen anderen Weg aus dem Dorf.“ Er trat auf die Straße. „Los, schau, ob du irgendwo Hufabdrücke findest, die von hier wegführen!“

Sie trennten sich und begannen den Weg abzusuchen. Während sie sich gewissenhaft durch den Dreck arbeiteten, waren hinter ihnen immer wieder die Rufe der Bannstrahler und das Bersten von Holz zu hören. Hilma schien keinen Gedanken an eine mögliche Flucht der Gesuchten zu verschwenden und keine Tür in Dunkelbach in einem Stück lassen zu wollen.

„Hier!“, rief Morna und winkte Ortosch heran. Sie stand direkt an der Palisade, etwas abseits des Weges und deutete auf den Boden. Am Fuß der hölzernen Mauern wuchs hohes Gras, bevor bald das nahe Feld begann.

„Ich glaube, sie sind hier entlang. Schau!“ Sie bückte sich und zog etwas glitzerndes aus den Halmen.

Ortosch streckte auffordernd die Hand aus. „Lass mich sehen!“

Der Gegenstand fiel auf seinen Handschuh. Es war ein gläserner Stopfen. Filigran gearbeitet und am unteren Ende mit einem Stück Korken verbunden. Er hatte Verschlüsse dieser Art schon gesehen.

„Bei Angrosch!“, er weitete die Augen. „Ja, das hat mit Sicherheit kein Dunkelbacher hier verloren.“ Der Fund verschwand in seinem Geldbeutel.

Sie setzten die Suche fort und tatsächlich gelang es ihnen wenig später Spuren auszumachen. Es hatte den Anschein, als wäre eine ganze Gruppe Pferde an der Palisade entlanggeführt worden. Nach etwa fünfzig Schritt bog die Fährte ab und verlief an einer Kante zwischen Feld und Wald weiter. Sie hatten offenbar versucht auf dem hier wachsenden Gras zu laufen, um wenig Spuren zu hinterlassen, doch waren einzelne verirrte Tritte auf den Boden des Ackers, gut zu erkennen.

„Etwa ein halbes Dutzend“, stelle Ortosch fest und verglich die Größe eines Abdruckes mit seiner Hand. „Siehst du? Man kann ganz deutlich die unterschiedlich großen Schuhe unterscheiden. Wären sie hier aufgesessen, hätte ich das nicht so genau sagen können.“ Er stand auf und klopfte sich die feuchte Erde von den Händen. „Wahrscheinlich sind sie gleich in der letzten Nacht aufgebrochen, nachdem die Hexe sie warnte. Bei Tage hätte sie ohne Probleme Reiten können. In der Dunkelheit hatten sie vielleicht Angst vor tiefhängenden Ästen.“ Er sah grimmig ins Unterholz. „Damit haben sie einen Vorsprung von nur ein paar Stunden. Der Spur hier, werden wir leicht folgen können. Komm!“

Ortosch drehte sich um. „Ich hätte nicht übel Lust Ihre Gnaden noch etwas im Dunkeln tappen zu lassen, aber ich fürchte, dass wir das nicht riskieren können. Klären wir sie darüber auf, wo sie wirklich nach ihren Ketzer suchen muss.“

„Beim der Macht von Bastrabun, was für ein Feuereifer!“ Rudonatus und Garlon hatten auf dem Dorfplatz, nahe dem Brunnen, Stellung bezogen und beobachteten die Bannstrahler, wie sie eine Tür nach der anderen eintraten, um Haus nach Haus zu durchsuchen. „Sie werden einfach nicht müde“, stellte der Magier erstaunt fest. „Der Glaube kann wahrhaft ein überaus mächtiger Antrieb sein.“

Garlon nickte. Er stand mit verschränkten Armen neben dem Magier und betrachtete das Geschehen skeptisch aus seinen schwarzen Augen.

Da Dunkelbach kein großes Dorf war, dauerte es nicht lange, bis jeder Winkel zumindest soweit untersucht worden war, dass man eine Rote Ketzer sicher gefunden hätte. Als Hilma und ihr Gefolge schließlich enttäuscht zum Dorfplatz zurückkehrten, waren auch Ortosch und Morna gerade wieder dort eingetroffen.

„Sie sind ausgeflogen“, stellte Hilma fest. „Aber wir sind auf ihre Spuren gestoßen.“ Sie deutete auf das größte Haus am Platz. „Dort haben sie gehaust, sicher über Tage. Reste von Nachtlagern und Nahrung liegen verstreut herum. Es scheint zu stimmen, was der Baron gesagt hat.“ Sie lies ihr Schwert in die Scheide zurückgleiten. „Lange können sie noch nicht fort sein. Wir müssen ihnen nachsetzen.“

Rudonatus glaubte in ihrer Stimme eine Veränderung wahrzunehmen. Sie klang nicht mehr so überzeugend und mitreißend, wie noch vor Kurzem. Die Strapazen der letzten Stunden schienen ihren Tribut zu fordern.

Die Geweihte sah auf. „Doch wir müssen unseren Pferden eine Rast gönnen, so leid mir das auch tut. Denn jeder Tag, ja jede Stunde, die diese Frevler länger über Deres Antlitz wandeln dürfen, ist eine zu viel!“

„Sie sind erst vor wenigen Stunden geflohen“, mischte Ortosch sich ein. „Ich habe ihre Fährte vor dem Dorf entdeckt.“ Morna stieß ihn in die Seite. „Gut, wir haben sie entdeckt“, fügte er hinzu und verzog das Gesicht. „So wie es aussieht sind sie alle beritten, doch führten sie ihre Pferde in den Wald. Wenn Ihr mich fragt, haben sie noch keinen großen Vorsprung. Wir können uns also eine kurze Verschnaufpause leisten.“

Hilma sah Ortosch für einen Moment an. „Ich habe Euch aber nicht nach Eurer Einschätzung der Lage gefragt, Zwerg.“ Die Ermahnung war weit weniger Kraftvoll, als noch im Wald. Sie drehte sich zu ihren Rittern. „Füllt eure Schläuche und kümmert euch um die Tiere. Wer weiß wie weit wir den Ketzern noch hinterherreiten müssen. Sobald werden wir keinen Brunnen mehr finden.“

„Endlich einmal ein weises Wort“, sagte Ortosch zu seinen Begleitern. „Dabei fällt mir noch etwas ein.“ Er kramte in seinem Geldbeute und förderten einen glitzernden Gegenstand zu Tage. Er reichte ihn Rudonatus. „Könnt Ihr damit etwas anfangen?“

Der Magier nahm den Korken und drehte ihn zwischen den Fingern. Er hielt ihn ins Licht, dann roch er daran. „Ich weiß nicht genau“, begann er „aber ich kenne diesen Duft.“ Er sah nachdenklich in die Runde. Sein Gedächtnis war noch immer nicht, wie es einmal gewesen war.

Derweil hatten die Bannstrahler sich um den Brunnen geschart und genossen das kühle Wasser. Während Hilma ihrem Pferd den Sattel und das Zaumzeug abnahm, füllten ihre Ritter die Schläuche und scherzten sogar ein wenig. Plötzlich wirkten sie auf Rudonatus nicht mehr wie die unbarmherzigen Geißler, sondern wie ganz normale Menschen, die unter Erschöpfung leiden und sogar ein Herz besitzen konnten. Zwei hatten sich auf den Boden gesetzt und die Köpfe entspannt gegen die Steine des Brunnens sinken lassen. Ihre strengen Züge lockerten sich zunehmend.

Der dritte Ritter nahm einen tiefen Schluck aus dem gerade gefüllten Schlauch, dann setzte auch er sich in den Schatten und schloss die Augen. Im nächsten Augenblick fielen auch den ersten beiden die Lider zu.

Hilma sah auf sie hinab. „Was ist denn das für eine Disziplin?“, sagte sie mehr zu sich selbst. Sie straffte sich und trat direkt vor die Ruhenden. „Bei Praios! Was ist die erste Pflicht eines jeden Ritters?“

Keine Reaktion.

Hilma wurde ungehalten. „Bevor er es sich erlauben darf zu rasten, muss er sein Pferd versorgen! Steht auf, ihr Bannstrahler!“

Noch immer keine Reaktion.

„Ihr wollt der Stolz des Herren Praios sein? Das ich nicht lache!“ Sie trat nach einem der Ritter. Doch ihr Tritt zeigte keine Wirkung. Sie rührten sich nicht.

Rudonatus hatte das Schauspiel irritiert mit angesehen, bis er plötzlich wieder wusste, woran ihn der Geruch an dem Korken erinnerte. Er trat auf Hilma zu. „Euer Gnaden, lasst es gut sein. Sie können nichts dafür.“

Die Geweihte drehte sich um. In ihren Augen lag Wut, gemischt mit Hilflosigkeit und Erschöpfung. „Woher wollt Ihr das wissen, Zauberer?“, fuhr sie Rudonatus an.

„Sie sind vergiftet worden.“ Der Magier hob den Korken. „Das hier haben wir gefunden. Es haftet noch immer ein wenig der Tinktur daran.“

Ungläubig nahm Hilma den Stopfen und roch daran. „Das ist doch Eure Werk!“, zischte sie, wobei sie selbst nicht besonders überzeugt von dieser These klang.

Rudonatus schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin kein Giftmischer. Außerdem würde ich nie die Hand gegen die Diener der Zwölf erheben. Vergesst nicht, dass wir freiwillig mit Euch gekommen sind, um diese Frevler zur Strecke zu bringen. Sie haben auch uns getäuscht.“ War es wirklich freiwillig gewesen? Rudonatus fand diese Worte passend, unabhängig davon, ob sie zutrafen.

Hilma sah ihn prüfend an. Rudonatus wich dem Blick, der viel seiner Kraft, doch nichts von seiner Klarheit, eingeüßt hatte, nicht aus.

„Ihr sprecht die Wahrheit“, stellte die Bannstrahlerin fest. „Zumindest, was das Gift angeht. Es war Eure Pflicht mit uns zu reiten und nun zeigt mir Praios warum er dies in seiner Weisheit bestimmt hat.“ Sie gab den Korken zurück. „Sagt mir, Zauberer, Ihr könnt etwas gegen die Vergiftung tun?“

„Leider nicht ohne alchemistisches Labor“, antwortete Rudonatus. Er war in der *Magica Curativa* tatsächlich nur eingeschränkt ausgebildet. Den *Balsam* beherrschte er zwar gut genug, um damit etwas anzufangen, doch von anderen Zaubern auf diesem Gebiet, kannte er nur ein paar theoretische Grundlagen.

„Bei den Göttern!“, rief Morna plötzlich. Sie deutete in Richtung der Schlafenden. „Was geht da vor?!“

Alle sahen hin und erschrecken. Sogar Garlon entglitten die Züge. Den drei Rittern wuchs in Windeseile ein dichtes Fell im Gesicht und an den Händen. Die Haare wurden zusehends länger und länger, bis schließlich keine Haut mehr darunter zu erkennen war. Einem zogen sich darauf sogar die Finger in die Handflächen zurück und seine Nägel wurden zu langen Krallen. Einem anderen verengten sich die Augen zu feinen Schlitzern und seine Ohren wurden elfisch spitz. Begleitet wurde diese Metamorphose durch ein Geräusch, wie von knarrendem Leder. Es stellte einem die Nackenhaare auf. Die Ritter selbst schienen nichts davon zu merken und schliefen weiter.

„Bei Praios“, hauchte Hilma und stolperte zurück. Sie umfasste ihre Kette mit der goldenen Sonne daran so fest, dass ihr die Knöchel weiß hervortraten. „Das ist kein einfaches Gift! Das ist das Werk dunkelster Magie!“ Sie zog das Sonnenzepter vom Gürtel. „Bruder Garlon, ich werde Eure Hilfe benötigen.“

Ohne zu zögern trat der Golgarit neben sie. Wie auf ein geheimes Zeichen hin, knieten die beiden vor den Schlafenden nieder und senkten die Köpfe. Hilma hielt das Zepter hoch erhoben.

„Oh, mächtiger Herr Praios“, begann sie feierlich „Ewige Sonne, Fürst von Alveran, Ordner der Welt und Spender des Rechts! Gewähre Deinen Dienern das Recht und die Kraft, Deine Ordnung zu mehren und nimm diesen dunklen Zauber von ihnen!“

Garlon hielt die Hände gefaltet.

„Im dreifach geheiligten Namen des Herren Boron, im zweifach geheiligten Namen Golgaris, im geheiligten Namen Etilias“, fügte er mit tiefer Stimme hinzu. „Der Unergründliche wacht und richtet über euren Schlaf, euer Vergessen und euren Tod. Doch dieser Schlaf ist nicht heilig,

nicht vom Herren gewollte. Möge Bishdaniel euch aus der Dunkelheit führen und diesen Traum beenden.“

Er öffnete die Arme zum Himmel und schlug das zerbrochene Rad. „Es war. Es ist. Es wird sein. Borons Segen sei mit euch.“

Rudonatus hatte sich bisher nie als frommen Menschen bezeichnet, doch die Worte dieser beiden Geweihten drangen tief in sein Herz. Etwas übernatürliches lag wie greifbar in der Luft. Auch Morna und sogar Ortosch war anzusehen, dass es sie anrührte. Alle drei standen stumm da und warteten ehrfurchtsvoll, was geschehen würde.

Andächtige Stille legte sich über die Welt. Jeder Laut verstummte und sogar der Wind erstarb. Die Sonne brannte auf den Platz hinab und brach sich in der Spitze des Sonnenzepters.

Plötzlich bündelten sich die Strahlen, die zuvor in alle Richtungen geworfen worden waren und das heilige Licht wurde direkt auf die Schlafenden gelenkt. Mit einem Schlag lösten sich die schwarzen Haare und rieselten zu Boden, wie die Nadeln einer vertrockneten Tanne. Ohren und Hände verwandelten sich zurück.

Hilma senkte das Zepter und sofort wurde es wieder dunkler. Garlon sah zum Himmel. Weit über ihnen zog ein schwarzer Vogel seine Runden. Ein Rabe. Er verlor rasch an Höhe, bis er schließlich nur noch wenige Schritt über ihren Köpfen dahinzog.

Rudonatus sah dem Tier misstrauisch nach. War die Hexe so dreist ihre Spione selbst in diesem Moment und so dicht an sie heran zu schicken? Oder war sein Auftauchen tatsächlich ein Zeichen Borons?

Er blickte zu Ortosch und auch der Zwerg schien dem Vogel nicht zu trauen. Als Rudonatus wieder nach oben sah, war er verschwunden. Wie aus weiter Ferne erklang sein

Schrei und im selben Moment taten die Schlafenden die Augen auf.

Kapitel 18 – Im Finsterkamm, 3. Efferd 1024 B.F.

Viele Meilen von Dunkelbach entfernt ritten Noraja und ihr Gefolge durch dichten Nadelwald. Der Mittag war seit kurzem vorüber und die wärmsten Stunden des Tages begannen. Der würzige Duft von Harz und Kiefern hing der Luft und die Hufe der Pferde schlugen gleichmäßig auf den weichen Waldboden. Schon lange folgte Noraja keinen ausgetretenen Pfaden mehr. Mitten durch ursprüngliche Wildnis führte sie die Gruppe, jederzeit sicher auf dem richtigen Weg zu sein.

Danutorus sprach zu ihr. Zwar war seine Stimme viel leiser geworden, seit dem sie das Dorf verlassen hatte, doch noch war er zu verstehen. Noraja lächelte. Es schien, als sei er auch nicht mehr in der Lage ihre Gedanken zu lesen. Sie hatte also Recht gehabt. Seine Macht hing mit der Nähe zum Nodix zusammen.

Ihre Miene wurde wieder ernst. Das war einerseits gut, denn dann war er keine Gefahr mehr für sie. Andererseits war es schlecht, denn wie sollte er so in der Lage sein, den versprochenen Teil der Abmachung zu erfüllen?

Sie blickte über die Schulter. Die Reiter hinter ihr folgten schweigend. Sie hielten die Köpfe gesenkt und sahen erschöpft aus. Ission war mitten unter ihnen. Vielleicht hatte das Schicksal ihn deshalb hier her gebracht. Er mochte die Hilfe sein, die noch benötigt wurde. Sie war mehr als überrascht und auch erschrocken gewesen, als er aufgetaucht war. Doch ihm musste der Schock noch viel tiefer in die Knochen gefahren sein, schließlich hatte er sie für tot gehalten. Außerdem kannte er sie vor ihrem vermeintlichen Ableben nur als harmlose Heilerin von Dunkelbach. All das war ihr an dem Abend vor vier Tagen durch den

Kopf geschossen und hatte ihre Unsicherheit blitzschnell in Überlegenheit verwandelt.

Da sie um seine Gesinnung wusste und auch gesehen hatte, wozu er in der Lage war, musste er einfach auf ihre Seite gezogen werden. Es konnte kein Zufall gewesen sein, dass er genau zu diesem Zeitpunkt auf dem Plan erschienen war.

Sie sah wieder nach vorne. Er wusste nicht alles. Zwar hatte sie ihn tief in ihre Pläne eingeweiht, doch nicht in letzter Konsequenz. So wusste er nichts von Danutorus und dem Buch. Auch ihr Ziel, dass sie nach dem Sprung durch das Tor vor sich hatte, war ihm nur wage bekannt. Er musste nur so viel wissen, als das es für sie nützlich war.

Sie wich einem tief hängenden Ast aus. Seine Beschwörungskünste hatten sie beeindruckt. Sicher, der Kraftknoten und der im Keller liegende Kreis waren hilfreich, doch drei Karmanthi zu rufen und unter seinen Willen zu zwingen, blieb, das musste ohne Neid anerkannt werden, ein Meisterstück. Dennoch, es war unwahrscheinlich gewesen, dass die Dämonen gegen zwei Geweihte und einen erfahrenen Magier obsiegen konnten. Sie wusste das und sie wusste, dass Ission das gewusst hatte.

Und so war es auch gekommen. Sie gaben nicht auf. Zwar waren ihre Verfolgte zahlenmäßig dezimiert worden, doch an Gefährlichkeit hatten sie kaum eingebüßt. Noch lagen sie etliche Stunden zurück, ob dieser Vorspruch allerdings genügen würde, war ungewiss. Träfen sie zu früh ein, sollte sich zeigen, ob Reonar so schlagkräftig war, wie sie hoffte und er behauptete.

Es würde eng werden, für beide Seite. Doch die Vorteile lagen bei ihnen. Sie konnten den Ort des Zusammentreffens wählen. Weiter wusste sie über die Stärke ihres Geg-

ners bestens Bescheid. Andersherum galt dies nicht. Mit Is-sion war zudem ein weiterer Trumpf im Spiel, den sie im rechten Moment aus dem Ärmel ziehen konnten.

„Wir sind nah“, flüsterte Danutorus plötzlich und riss die Magierin aus ihren Gedanken. „Folgt Eurer Intuition und Ihr werden den Weg finden!“ Seine Stimme klang schwach und fern, als halle sie aus einem tiefen Schacht zu ihr hin-auf. „Achtete auf den Pfad!“

Noraja trieb ihr Pferd an. „Kommt!“, rief sie über die Schul-ter. „Das Ziel muss noch vor Sonnenuntergang erreicht werden!“

Doch so sehr sie sich auch bemühte, kam der Tross nur langsam voran. Der Wald war zu dicht, die Tiere schon zu erschöpft, um schneller zu sein. So dauerte es noch etwas mehr als eine Stunde, bis die Bäume immer mehr kargem Fels wichen. Sie hatten endgültig den Finsterkamm er-reicht. Noch stieg das Gelände nur behutsam an, so dass sie ihre Geschwindigkeit nicht noch weiter reduzieren mussten.

Zwei Stunden ging es schräg vom Waldrand ab gen Firun, bis Noraja halten ließ. Sie hatten einen Einschnitt im Fels erreicht, der den Eingang zu einem Tal darstellen mochte, jedoch von Geröll versperrt war. Dahinter waren Baum-kronen zu erkennen und das Plätschern eines Baches hall-te von den Wänden wieder.

„Dort müssen wir hindurch.“ Noraja war sich absolut si-cher, das der Turm in diesem Tal lag. „Reonar?“ Der Krie-ger führte sein Pferd dichter heran. „Was haltet Ihr davon?“ „Ich sage, dass es eine ideale Stelle ist, um einen Verfolger aufzuhalten. Allerdings nur, wenn man es zunächst einmal schafft, sich dort durchzuwühlen.“ Er sah auf seine Leute, dann wieder zu Noraja und schüttelte den Kopf. „Wir ha-

ben kein passendes Werkzeug dabei. Ohne schwere Hämmer, Seile und Brecheisen, können wir das nie schaffen.“

Noraja zog verärgert die Brauen zusammen, ob seiner Worte. Doch anstatt eine scharfe Antwort zu geben, hielt sie sich zurück. Er hatte es in den letzten Tagen geschafft seinen Haufen trotz dem Ausbleiben jeglicher Bezahlung beisammen zu halten. Allein dafür müsste sie ihm dankbar sein und die eine oder andere Frechheit verzeihen.

„Ission!“ Sie wandte sich an den Magier. „Ihr beherrscht doch mannigfaltige Spielarten der *Magica Moventia*. Was sagt Ihr zu diesem Hindernis?“

Er sah auf das Geröll und zuckte mit den Schultern. „Was ich Euch sage? Ihr braucht ein Dutzend Zwerge mit Spitzhacken, das sage ich. Einige von den Brocken sind hoch wie ein Mann und sicher viele hundert Stein schwer. Ich beherrsche keinen Zauber, der uns dort hindurchbringen könnte. Außerdem“, setzte er seine Rede fort, „wenn Ihr es schon mit Zauberei versuchen wollt, dann vielleicht mit einem mächtigen *Ignifax* oder einem *Desintegratus*. Einen Dschinn der Erde oder des Erzes zu rufen, würde wohl am ehesten helfen.“ Ission nickte ihr zu. „Aber wie Ihr selbst wisst, ist das alles keine Bewegungsmagie. Einen Kampfmagier oder einen Elementaristen bräuchte es hier.“ Reonar hatte derweil sein Pferd ein paar Schritt näher an den verschütteten Durchgang gelenkt. „Zumindest sollte es möglich sein zu Fuß weiterzukommen. Es sieht mir stabil genug aus, um heraufzuklettern.“

Noraja sah nachdenklich in die Runde. Wenn sie ihre Pferde zurückließen, würden sie ihren Verfolgern in die Hände fallen. Sie zu verstecken machte sie wahrscheinlich zu Opfern wilder Tiere, es sei denn jemand bewachte sie, was wiederum ihre Schlagkraft zu sehr schwächen würde.

Doch war das wichtig? Nein. Sie lächelte. In wenigen Stunden würde sie diesen Ort auf einem anderen Weg verlassen, oder tot sein.

„Nehmt alles von den Pferden und bringt die Sachen her!“, befahl sie. „Wir werden zu Fuß weitergehen. Es kann nicht mehr weit sein. Treibt die Tiere in den Wald!“

Reonar sah sie für einen Moment irritiert an, doch dann schien er zu verstehen. „Richtig“, sagte er und entblößte seine Zähne zu einem grimmigen Lächeln. „Wir brauchen sie nicht mehr.“ Er drehte sich zu seinen Kämpfern um, die sich bisher, trotz Norajas Befehl, nicht gerührt hatten. „Los! Ihr habt gehört, was sie gesagt hat! Runter mit der Ausrüstung und weg mit den Viechern! Wir werden hier eine hübsche Falle für unsere Freunde aufbauen!“

Jetzt ging ein Ruck durch die Reiter. Widerwillig, aber gehorsam folgten sie Reonars Befehl. Wenig später waren fast alle Pferde in den Wald getrieben. Lediglich Ission stand noch neben dem seinen.

„Wenn Ihr es hier lasst, werden sie es mit Sicherheit bekommen“, ermahnten ihn Reonar und kam näher. Er funkelte den Magier mit seinem gesunden Augen misstrauisch an. „Kommt schon, oder muss ich Euch erst Beine machen? Wenn Ihr uns aufhaltet, bekommt Ihr es mit mir zu tun!“

„Lasst es, Reonar!“, befahl Noraja. „Unser Freund möchte sich sicher nur gebührend von seinem treuen Kameraden verabschieden. Ihr solltet das verstehen können.“

„Richtig“, gab Ission gedankenverloren zurück. Er gab dem Pferd einen Klaps auf den Schenkel und es trabte an. Ihm war nicht wohl dabei. Er hatte das Pferd erst seit so

kurzer Zeit in seinem Besitz und doch mochte er sich kaum davon trennen. Seine sentimentale Seite gewann offenbar wieder an Boden.

Warum sollten die Pferde nicht bewacht werden? Plante Noraja etwa ein Alveranfahrtsskommando? Bisher hatte er das nicht angenommen. Er musste sich vorsehen, wie weit er in diese Kreise hineingezogen wurde.

Mit dem Kampfstab in der Rechten und seiner Habe über der linken Schulter, schloss er sich der Gruppe an. Die argwöhnischen Blicke Reonars im Rücken, begann der Aufstieg. In einer langen Reihe kletterten sie den Geröllhaufen hinauf. Es war nicht besonders Steil und auch nicht hoch, zumindest nicht für einen geübten Kletterer. Ission konnte dies von sich, trotz aller körperlichen Er-tüchtigung, nicht behaupten. Immer wieder rutschte er weg und stieß sich schmerzhaft an scharfen Felsen. Auch vor und hinter sich höre er die Männer und Frauen fluchen und den einen oder anderen Schrei ausstoßen.

Nach weniger als fünfzig Schritt hatten sie den Gipfel des Haufens erreicht. Hier oben war er beinahe eben und etwa einen Schritt breit. Auf einer Fläche von vielleicht vier Rechtschritt könnten lediglich zwei Gegner miteinander kämpfen. Reonar hatte die Lage richtig eingeschätzt. Hier wäre es für eine Unterzahl ein Leichtes, selbst einen vielfach überlegenen Gegner zu stoppen.

„Weitergehen, du alter Zausel!“ Ein unsanfter Stoß erinnerte Ission daran, dass er hier nicht alleine unterwegs war. Reonars Leute waren wirklich alles andere als höflich. Sie trauten ihm nicht. Ission hatte den Eindruck, dass hier eigentlich niemand niemandem traute.

Er stolperte weiter. Es ging bald steil hinab, dann folgte ein enger Spalt zwischen zwei besonders großen Felsbro-

cken. Direkt dahinter war das Geröll überwunden und der Blick in das kleine Tal frei.

Ission war beeindruckt. Vor ihm erstreckte sich eine annähernd ovale Fläche, von der Größe eines Immanfeldes. In der Mitte lag ein kleiner Teich. Er wurde durch ein schmales Rinnsal gespeist und war allem Anschein nach sehr tief. Die fast schwarze Farbe verriet es.

Um die Wasserstelle herum standen gut ein Dutzend alter Bäume, die sich in den felsigen Boden krallten. Auch Moos und Buschwerk sah man allerorten wuchern. Der Platz schien ein paar günstige Umstände in sich zu vereinen, was Pflanzen gemeinhin nicht ungenutzt ließen.

„Das ist es!“, rief Noraja voller Begeisterung. „Wir haben ihn gefunden!“ Sie drehte sich zu Reonar. „Sorgt dafür, dass man diesen Durchgang sichert! Ich sehe mir derweil den Turm an. Und Sira“, sie sah zu der jungen Hexe. „Bleib du am Besten auch hier und hilf ihnen.“

„Wir werden sie gebührend empfangen“, gab diese zurück und lächelte. Ihr Rabe, der auf ihrer Schulter saß, strecke seine Flügel und krächzte.

Ission war irritiert. Er hatte gar nicht bemerkt, dass das Tier zurückgekehrt war. Jetzt sprang der Vogel ab und begann mit kräftigen Flügelschlägen an Höhe zu gewinnen. „Wir werden genau wissen, was sie tun“, sagte Sira und deutete eine Verbeugung an.

Während Noraja sich, sichtlich beruhigt, auf den Weg machte, heftete Ission sich an ihre Fersen. „Vielleicht kann ich am besten an Eurer Seite bleiben“, warf er ihr hinterher. „Außerdem solltet Ihr dort nicht alleine hineingehen. Wer weiß, ob dieser Ort nicht mit Fallen gesichert ist, oder wir andere Probleme erwarten müssen.“

Die Magierin reagierte nicht auf seine Worte. Statt dessen beschleunigte sie ihren Schritt. Ission zog nach. Hatte sie ihn nicht gehört?

Sie durchquerten das Tal, gingen am Teich vorüber und erreichten eine Ruine, die bisher von dichtem Buschwerk verdeckt gewesen war. Es handelte sich in der Tat um die Reste eines einst mächtigen Turmes. Nur das Erdgeschoss, das ein wenig erhöht lag und durch eine kleine Treppe zu betreten war, stand noch. Wie hoch er einmal gewesen sein mochte, war schwer zu sagen. Anhand der Lage konnte es eigentlich kein Wachturm gewesen sein. Wahrscheinlicher handelte es sich um einen Wohnturm, der eher breit als hoch angelegt gewesen sein mochte. Es war nicht ungewöhnlich, dass Magier ein Leben in der Einsamkeit wählen, um besser ihren Forschungen nachgehen zu können.

Die Mauern sahen solide aus und nur die Götter mochte wissen wie alt sie waren und was sie dereinst zum Einsturz gebracht hatte. Ission betrachtet die Steine, die ringsherum im hohen Gras lagen. Sie erinnerten sehr an die, aus denen das alte Haus in Dunkelbach errichtet worden war. Es schien plausibel, dass beide einst vom selben Baumeister erschaffen wurden. Sie waren schlicht und schmucklos, dennoch in hoher handwerklicher Kunst bearbeitet.

In der Mitte der intakten Grundmauer gähnte eine Öffnung, in der sicher vor vielen Jahren eine Tür ihren Platz gehabt hatte. Nun jedoch war sie leer und der Weg ins Innere frei. Dort schien es ebenso hell zu sein wie vor dem Turm, was darauf schließen ließ, dass die Decke genauso dem Verfall erlegen war, wie das Holz der Tür.

Während Ission anhalten und über diese Eindrücke nachdenken wollte, bremste Noraja ihre Geschwindigkeit nicht.

Bevor der Magier sich versah, war sie bereits die Stufen hinauf und in der Ruine verschwunden.

„Wartet doch!“, rief er hinterher. Eigentlich konnte es ihm egal sein, wenn sie in eine Falle lief oder von einem lockeren Stein erschlagen wurde, doch etwas riet ihm ihr zu folgen. Nein, nicht etwas. Er blieb stehen und horchte. Es war keine Intuition, sondern einer Stimme! Leise, wie der Flügelschlag eines Schmetterlings und doch klar verständlich, sprach sie zu ihm. Zuvor hatte er sie nicht wahrgenommen, sonder die Einflüsterungen, für seine eigenen Ideen gehalten. Wie lange sie ihn wohl schon beeinflusste?

Plötzlich traf ihn die Erkenntnis wie die Faust den überraschten Taschendieb. Er kannte diese Stimme. Damals, als Velin das verfluchte Buch in seinen Besitz gebracht hatte, war sie schon einmal in seinen Geist eingedrungen. Seinen jungen Kollegen hatte es den Verstand gekostet. Mit einem Mal war Ission klar, was in der Satteltasche sein musste, die Noraja bei sich trug. Ein Buch hatte er vermutet, aber nicht dieses!

Hastig setzte er sich wieder in Bewegung. Es konnte kaum Gutes daraus erwachsen, wenn eine tatsächlich mächtige Magierin von der Stimme beeinflusst wurde. Ihren Plan sah er schlagartig in neuem Licht. Wer konnte wissen, welche Geheimnisse sich in den Zeilen verbergen mochten. Am Ende stand dort vielleicht tatsächlich alles, was nötig war, um einen *Chrononautus* zu wirken!

Während Ission die Stufen zum Portal hinauf lief, rasten seine Gedanken. Er musste sie überwachen. Bei Hesinde, durfte er überhaupt zulassen, dass jemand diesen Zauber wirkte? Das konnte, nein das würde unberechenbare Folgen haben!

Er erreichte die Tür. Von der Magierin war nichts mehr zu sehen, doch er vernahm hallenden Schritte. Vorsichtig betrat er den Turm. Überall lagen große Steine und modrige Reste von Blättern herum. Schnell entdeckte er an der rechten Seite ein Loch im Boden. So schnell es die rutschigen Steine zuließen, lief er durch den Raum. Von unten kam ihm Fackelschein entgegen. Mehr fallend als gehend, stieg er die Treppe hinab. Unten angekommen, stolperte er gegen eine Wand, als er seine Fahrt nicht rechtzeitig bremsen konnte. Mit schmerzverzerrten Gesicht sah er sich um.

Er war in einem Gang angelangt, von dem vier Räume abgingen. An der Stirnseite stand Noraja. Sie hielt ihren Zauberstab in der Linken. Helle Flammen züngelten aus der Spitze und spendeten Licht.

„Ihr solltet nicht so unvorsichtig sein! Hier unten hätte weit mehr sein können, als ein leerer Keller, in dem Ratten nisten!“, mahnte er und kam näher. Doch dann überkam ihn Neugier. „Wo ist, wonach ihr gesucht habt?“

Sie drehte sich um. Ihr Blick hatte nichts von seiner Klarheit verloren. „Hier, Kollege“, antwortete sie kühl. „Ich habe es bereits gefunden.“ Sie deutete auf die Wand hinter sich. „Aber ich kann die Tür nicht öffnen.“

Ission blieb gut drei Schritt vor ihr stehen. „Welche Tür meint Ihr?“ Er konnte nichts Besonderes an der Mauer erkennen. Woher wollte sie wissen, dass dort ein weiterer Raum lag? Sie sah nicht so aus, als habe das Buch ihren Verstand bereits in Brei verwandelt. Der Wahn hatte sie noch nicht völlig übermannt.

„Das heißt, ich kann es schon, nur würde es mich wahrscheinlich weit mehr Zeit kosten, als Euch.“ Sie sah Ission freundlich an und trat zur Seite. „Könntet Ihr so freundlich sein?“

Ission zögerte. Jetzt hatte er es in der Hand. Ein *Fulminatus* und sie läge am Boden. Er könnte das Buch nehmen und verschwinden. Doch half ihm das? Nein. Er wollte es ja nicht, aber es bereitete ihm Kopfzerbrechen, wenn sie es hatte. Zumindest solange er nicht mit Sicherheit wusste, dass ihre Thesen Unsinn waren. Also galt es genau das herauszufinden. Sie töten, konnte er immer noch.

Er deutete eine Verbeugung an. „Aber natürlich, verzeiht mein Zögern. Ich werde die Tür gerne für Euch öffnen, wenn Ihr mir im Gegenzug erlaubt, danach Euren Experimente beizuwohnen.“

„Es wäre mir eine Ehre“, antwortet sie freundlich.

Ission trat entschlossen vor und berührte die Wand. Von außen war keine Tür zu erkennen. Kein Spalt, kein Schloss, nicht der kleinste Hinweis deutete auf einen geheimen Raum hin.

„Nun denn“, sprach er zu sich selbst und schloss die Augen. „*Foramen Foraminor!*“

Sofort fühlte Ission, dass der Zauber tatsächlich ein Ziel fand. Die astrale Energie floss in die Wand und begann eine ausgeklügelte Mechanik in Gang zu setzen. Er spürte, wie die Steine zitterten und trat zurück.

Eine Tür, die nur von einem Zauberer geöffnet werden konnte, so etwas sah man nicht alle Tage. Die Idee war so einfach wie genial. Niemand, der den Turm durch Zufall entdeckte, würde dieses Geheimnis lüften. Man musste genau wissen, wonach man suchte. Ein geheimer Schalter konnte unbedacht ausgelöst werden, ein *Foramen* hingegen nicht.

Plötzlich bröckelten ein paar Steine von der Decke, doch es war kein Zeichen eines beginnenden Einsturzes. Statt dessen sackte die komplette Wand vor ihnen ruckartig einige Finger breit ab, um danach gleichmäßig herabzuglei-

ten. In den Tiefen des Gemäuers rasselten Ketten und klapperten Zahnräder. Muffige, abgestandene Luft schlug ihnen entgegen. Diese Kammer war sicher seit vielen Jahren von keiner Menschenseele mehr betreten worden.

„Mein Dank sei Euch sicher, werter Kollege!“, sprach Noraja freudig und trat ein.

Das Feuer ihrer magischen Fackel erleuchtete den geheimen Raum und ließ seine Größe erkennen. Er war erstaunlich klein. Ission sah auf keine zwanzig Rechtschritt. Auf den ersten Blick schien er genauso leer und unbedeutend zu sein, wie die anderen Kellerräume, an denen der Magier achtlos vorübergegangen war. Doch als Noraja einen weiteren Schritt getan hatte, fiel ihr Licht auf die dem Eingang gegenüberliegende Wand.

In den alten Stein war ein Torbogen eingelassen. So wie er dort angebracht war, konnte man freilich nicht hindurchgehen und es sah auch nicht so aus, als sei hier ein alter Tunnel verschlossen worden. Allem Anschein nach sollte der Bogen genau dort sein und unter normalen Umständen nirgendwohin führen.

Überall an dieser Wand und speziell auf dem Bogen selbst, waren alte Glyphen eingelassen. Sie spiegelten das Licht der Flammen silbrig wieder. Der Anblick war schön und geheimnisvoll. Ission kannte diese Schrift nicht, war allerdings auch kein besonderes Genie auf diesem Gebiet. Das musste das Portal sein, von dem Noraja erzählt hatte. In seiner Vorstellung hatte er kein tatsächliches Tor erwartet, doch mochte dies der Fokussierung des Zaubers vielleicht helfen.

„Kollege!“

ISSION erwachte aus seinen Gedanken.

„Seid bitte so freundlich und holt mir Reonar her. Ich werde ihn an meiner Seite brauchen.“

Sollte er sie hier unten alleine lassen? Sie schien noch nicht völlig den Verstand verloren zu haben, doch wer konnte wissen, was in den nächsten Augenblicken kommen sollte? Schließlich fügte er sich ihrem Wunsch. Kein Zauber dieser Mächtigkeit konnte in wenigen Augenblicken geflochten werden. Selbst wenn sie plante ihn fortzuschicken, um alleine zu beginnen, wäre rechtzeitig zurück.

Eine angespannte Stille lag über dem Lager. Die Dunkelheit war schon lange über die Welt hereingebrochen. Durch die Schatten der Bäume, konnte man funkelnde Sterne am Himmel erkennen. Es war kühl, hier mitten im Wald, so nah am Finsterkamm.

Ortosch saß am Feuer. In dieser Nacht hatten sie nur eines und dieses in einer Grube entzündet. Sie wähten sich ihrem Ziel nahe und wollten nicht unnötig Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In den letzten Tagen waren sie der Spur von Reonar und seinen Mannen tief in den Wald gefolgt. Es war genauso einfach gewesen, wie Ortosch es erwartet hatte. Sie verwischten ihre Spuren nur nachlässig. Offenbar waren sie sehr in Eile.

Ortosch ließ seinen Blick besorgt über das Lager schweifen. Hilma war mit Sicherheit eine fähige Kriegerin, was in ihrem Alter beachtlich war. Er traute ihr auch zu, ihre Männer in der Schlacht zu führen. Aber spätestens seit dem Zwischenfall am Brunnen in Dunkelbach, wirkte sie auf ihn eine Spur zu entschlossen und furchtlos.

Mit fanatischem Eifer hatte sie dafür Sorge getragen, dass diese Verfolgung mit dem größtmöglichen Tempo geführt wurde. Lange würden Mensch und Tier das kaum noch

durchhalten. Doch das war allem Anschein nach auch nicht nötig. Die Spur, der sie folgten, wurde immer frischer. Sie holten auf.

Sicher wusste das der Feind auch. Ortosch hatte keinen Grund daran zu zweifeln, dass sie ihre Augen und Ohren überall hatten.

Jede Stunde musste daher mit dem Hinterhalt gerechnet werden. Wenn er selbst an Reonars Stelle wäre, hätte er keinen Zeitpunkt oder Ort gewählt, der ihm sonst taktisch ideal vorgekommen wäre. Schließlich musste auch der Anführer der falschen Bannstrahler davon ausgehen, dass sie wussten, wozu die Tiere der Hexen fähig waren und damit in ständiger Alarmbereitschaft standen. Einem Gegner, der mit nichts anderem rechnete, einen Hinterhalt zu stellen, war nicht eben einfach.

Doch das eigentliche Problem und der Grund für Ortoschs Besorgnis war nicht der Hinterhalt an sich. Mit einer solchen Bedrohung hatte er schon oft leben müssen. Es war die unheilvolle Überzeugung, dass Hilma blind in jede Falle rennen würde, die sich ihr bieten sollte, egal wie offensichtlich sie auch sein mochte.

Mit Bannstrahlern und Ketzern verhielt es sich allem Anschein nach wie mit dem Säufer und seinem Schnaps. Wenn das Ziel der Begierde in Sicht ist, wird der Geist abgeschaltet und der Drang übernimmt die Kontrolle über die Handlungen. Was bei einem Trunkenbold meist nur ihm selbst schadet, konnte hier weit dramatischere Folgen haben.

Ortosch sah auf seine Waffen. Es waren edle Werkzeuge des Kampfes. Er schloss die Rechte um Grimins lederumwundenen Griff. In den nächsten Stunden würde er seiner Aufmerksamkeit keine Pause gönnen. Sie sollten nur versuchen ihn zu überraschen!

Die Nacht flog dahin. Hilma hatte Befehl gegeben, auch jetzt nur für wenige Stunden zu rasten, doch hatte sie ihre Rechnung ohne Boron gemacht. Er forderte seinen Tribut. Die Bannstrahlerin selbst war bereits in tiefen Schlaf gefallen, kaum dass sie sich auf ihr Lager niedergelassen hatte. Nur unter Mühen gelang es ihren Kriegern sich abwechselnd wach zu halten.

Auch Ortosch wurde bald von Müdigkeit übermannt, so sehr er sich auch dagegen wehrte. Die Anstrengungen der letzten Tage waren einfach zu groß gewesen. Als ihm die Lieder zufielen, hatte er nicht einmal mehr die Kraft, sich Sorgen zu machen.

Auch Garlon und Morna lagen bereits in Borons Armen. Lediglich Rudonatus blieb hellwach. Er hatte sich etwas abseits des Feuers an einen Baum gelehnt und starrte in die Finsternis.

War im Wald kaum noch etwas zu erkennen und alles von Dunkelheit beherrscht, so lichteten sich in seinem Geist die Schatten immer weiter. Er hatte Teile des Weges wiedererkannt, auf dem sie ritten. Noch behielt er dieses Geheimnis für sich, doch es begann ihn zu zermürben. Er war schon einmal hier gewesen, doch warum?

Was hatte er hier gewollt?

Rudonatus schloss die Augen und konzentrierte sich. Es musste doch möglich sein, sich zu erinnern. Er versenkte sich in Meditation. Den Vorhang zur Seite zu schlagen, mochte schlimme Dinge enthüllen, doch die Zeit lief davon. Er durfte nicht länger zögern.

Die Welt ringsum versank in Stille. Sein Körper wurde leichter, bis er ihn schließlich gar nicht mehr spürte. Plötz-

lich erblickte er sich selbst. Wie in einem Traum durchlebte er Szenen seiner eigenen Vergangenheit...

Der Wald.

Er ritt auf einem prächtigen Pferd dahin, folgte dem gleichen Pfad wie jetzt. Mit einer leuchtenden, roten Robe bekleidet und mit vielen Taschen beladen, zog er in Richtung der Berge.

Eine Felswand.

Hoch bis zum Himmel erstreckte sich der Stein und versperrte den Weg. Er ritt weiter, daran entlang, bis zu einem Spalt.

Ein Tal.

Wasser plätscherte und Vögel sangen. Ein kleines Paradies in den schroffen Bergen lag vor seinen Augen und ließ ihn durchatmen. Er schlug sich durch dichtes Buschwerk, bis er vor einer Ruine zum Stehen kam. Erstaunt riss er die Augen weit auf und betrachtete die Steine. Er legte seine schwere Taschen ab und kramte darin.

Ein Buch... Das Buch!

Er hielt den schwarzen Folianten mit silbernen Beschläge in Händen und öffnete ihn. Nachdem er ein paar Seiten überflogen hatte, sah er zufrieden auf. Er betrat mit entschlossenem Blick die Ruine.

Die Kammer.

Plötzlich überschlugen sich die Bilder. Er sah einen kleinen Raum, flackerndes Licht und fühlte stechenden Schmerzen. Stöhnend versuchte er sich von diesen Gedanken zu befreien, doch es mochte nicht gelingen. Er erkannte sich nicht wieder.

Zorn. Trauer. Hass.

Immer schneller wechselten die Eindrücke sich ab, drangen auf ihn ein, wie ein lang verschmähter Liebhaber. Wellen von Energie durchströmten seinen Geist, oder war

es nur Erinnerung? Er vermochte es nicht mehr zu unterscheiden.

Blitze! Blaues Glühen erfüllt den Raum. Etwas zerrt an Körper und Seele! Es ist furchtbar schiefgelaufen, sollte so nicht sein. Alles ist aus! Nein! Nicht! Diese Kräfte waren nicht zu kontrollieren!

„Nein!“, schrie Rudonatus kraftlos und riss die Augen auf. Er atmete schnell und sah sich gehetzt um. Nur langsam kehrte er zurück. Noch immer saß er an dem Baum, den er sich als Lehne erwählt hatte. Das Lager lag schlafend da, nur einer der Bannstrahler sah irritiert zu ihm herüber, wandte sich aber bereits wieder ab.

Das alles war nur ein Traum gewesen, oder nicht? Hatte er wirklich getan, was er gesehen hatte? Er vergrub sein Gesicht in den Händen. Natürlich hatte er! Was ein Narr! Diese Macht gehörte nicht in die Hände von Sterblichen.

Der Schleier der Vergangenheit war plötzlich wie weggeblasen. Er sah nun deutlicher auf das, was gewesen war, wusste um das Buch und die Kammer in den Bergen. Wahrscheinlich waren Reonar und seine Mannen genau aus dem gleichen Grund dorthin unterwegs, wie er damals.

Was hatte er sich dabei gedacht? Es schien ihm völlig gegen seine tiefsten Überzeugungen zu verstoßen, so ein Wagnis auf sich zu nehmen. Welches Ziel sollte das jemals gerechtfertigt haben? Ein letztes Puzzlestück musste noch fehlen, egal wie klar der Blick in die Vergangenheit nun bereits erschien. Es ergab noch immer keinen rechten Sinn.

„Los aufstehen!“ Hilma war erwacht und trieb ihre Krieger zur Eile. „Wir sind ihnen ganz dicht auf den Fersen, das spüre ich in jeder Faser meines Körpers! Bei Praios, auf mit euch!“

Bewegung kam in das Lager. Es dauerte nicht lange, bis auch der Letzte erwacht war und sich murrend wieder reisefertig machte. Ein paar Bissen Proviant wurden verschlungen und etwas Wasser verteilt. Nach dem Zwischenfall am Brunnen, hatte man den nahen Bach als Wasserquelle benutzt, was zum Glück keine weiteren Überraschungen gebracht hatte.

Keine halbe Stunde später war der Zug bereit, um die Verfolgung fortzusetzen. Ortosch hatte bereits wieder das Pferd erklommen und sah auffordernd zu Rudonatus. Der Magier stand nachdenklich am Rand des Lagers.

„Los, Herr Magier!“, rief er. „Die Fährte ist noch heiß! Genug geruht für jetzt!“

Rudonatus stieg auf und schon setzten sich die Reiter in Bewegung. Schweigend verließen sie den Platz und tauchten in den noch schlafenden Wald ein. Zwar zeigten sich am Himmel bereits die Zeichen des kommenden Tages, doch noch ließ die Sonnenscheibe auf sich warten.

Er würde sein Geheimnis vorerst für sich behalten. Vielleicht irrte er sich und Reonar hatte ein ganz anderes Ziel, oder es gelang ihm nicht das Portal zu öffnen. Wie konnte er das auch tun? Er war kein Magier und die Hexe sollte dazu kaum in der Lage sein. Möglicherweise war er einem falschen Gerücht aufgesessen und hoffte auf großen Ruhm, ohne ihn jemals selbst erlangen zu können.

Rudonatus streichelte seinem Pferd den gedankenverlorenen Hals. Nein, danach roch diese Sache nicht. Der falsche Bannstrahler war zu sicher aufgetreten und hatte zu große Wagnisse auf sich genommen, um am Ende über so ein Problem zu stolpern. Wahrscheinlich hatte er noch weitere Verbündete, die bisher im Schatten geblieben waren. Steckte Magister Merelendian dahinter? Wenn dem so war, dann sah er Schwarz. Es gab in diesem Fall kaum

eine Chance sie noch rechtzeitig zu erreichen und dennoch mussten sie es versuchen.

Rudonatus verzog grimmig das Gesicht. Er war Schuld an diesem Dilemma. Hätte er damals den Mut besessen, das Buch in den nächsten Praiostempel zu bringen oder es selbst zu vernichten, wäre das alles nicht passiert. Nein, er war der Versuchung erlegen es selbst zu behalten, zu studieren und es offensichtlich sogar zu benutzen! Er schüttelte den Kopf. Wie konnte man nur so leichtsinnig sein? Jetzt war es seine Pflicht alles daranzusetzen diesen Fehler aus der Welt zu schaffen.

„Was bedrückt Euch?“, fragte Ortosch plötzlich von hinten. „Irgendetwas ist Euch doch über das Gemüt gekrabbelt. Habt Ihr Angst?“

„Ich bin besorgt“, gab Rudonatus ehrlich zurück. „Ich fürchte unser Gegner hat weit schlimmere Pläne, als wir bisher dachten.“ Er biss sich auf die Lippe.

„Dachten wir denn bisher etwas? Mir ist noch immer völlig schleierhaft, was dieser Kerl vorhat. Im Grunde ist mir das aber auch gleichgültig. Er hat mich an der Nase herumgeführt und versucht uns zu töten! Mir reicht das. Mehr muss ich nicht wissen, um ihm ein rasches Ende zu wünschen!“

„Sicher“, antwortet der Magier, „dass ist in der Tat Grund genug.“ Er war froh darüber, dass Ortosch nicht weiter auf ihn eindrang.

Wenig später schob sich Praios über den Horizont und erhellte ihren Weg. Sie erreichten den Rand des Waldes. Hier bog die Spur ab und drohte sich auf dem felsigen Boden zu verlieren. Dennoch ritt Hilma zunächst ungebremst weiter. Immer wieder blickte sie suchend nach unten, bis sie schließlich doch anhielt.

Rudonatus lenkte sein Pferd nach vorne. Er wusste genau, wo es langging, auch wenn er selbst keine Spuren mehr

erkennen konnte. Die Bilder seiner Vision standen ihm so klar vor Augen, wie das Spiegelbild in einem Bergsee.

„Weiter!“, sagte er voller Selbstsicherheit. „Ich habe dort hinten etwas gesehen!“, behauptete er und deutete geradeaus. „Ein Funkeln, wie von Waffen auf denen sich das Licht bricht!“

Hilma streckte sich im Sattel und beschirmte ihre Augen mit der Linken. „Ich kann nichts erkennen.“ Sie sah zu Rudonatus. „Ihr wollt uns an der Nase herumführen“, sagte sie lauernd. „Am Ende steckt Ihr mit dieser Hexe unter einer Decke! Ich habe Euch von Anfang an nicht über den Weg getraut!“

„Niemals!“, beschwor Rudonatus und hob die Hände. Er spürte Ortoschs prüfenden Blick im Nacken. Wie konnte er ihnen allen nur deutlich machen, wo es langging, ohne sich gleichzeitig zu verraten? Gerade die Bannstrahler sollten besser nichts von seinem Fehler und seiner Verwicklung erfahren. Ein paar bange Augenblicke verstrichen. Es schien hoffnungslos weitere Lügen zu erzählen. Mit jedem Moment, den sie hier vergeudeten, spielten sie Reonar in die Hände. „Also gut“, begann er schließlich und atmete tief. Ihm blieb keine Wahl.

Gerade schob er im Geiste noch die Worte für eine möglichst annehmbare Erklärung zurecht, da erklang ein Wiehern. Alle Köpfe wandten sich um. Das Geräusch war aus der Richtung gekommen, in die er zuvor gedeutete hatte.

Hilma zog ihr Schwert. „Da sind sie!“, rief die Bannstrahlerin, als habe sie nie an den Worten des Magiers gezweifelt und gab ihrem Pferd die Sporen. „Für Praios!“

„Für Praios!“, wiederholten ihre Krieger und donnerten mit gezückten Klingen hinterher. Auch Garlon setzte ohne zu zögern nach. Er lenkte das Pferd sicher mit der Linken, während er mit der Rechten den Rabenschnabel zog. Mor-

na hielt ihn fest umschlungen und blickte entschlossen über seine Schulter.

„Bei Angroschs Hammer, worauf wartet Ihr?“, fragte Ortosch ungeduldig. „Schnappen wir uns die Lumpen! Dieses Mal steht keine Palisade im Weg. Wenn wir jetzt zu spät kommen, ist wirklich nichts mehr zu tun!“

Kapitel 19 – Im Finsterkamm, 04. Efferd 1024 B.F.

Als die Sonnenscheibe an diesem Tag ihre ersten Strahlen über den Himmel sandte, waren Reonars Krieger schon lange wieder auf den Beinen. Versteckt hinter der Ruine des alten Turmes hatten sie ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen. Etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang waren dann alle auf ihre Posten gegangen. Reonar selbst war seit Stunden nicht mehr unter ihnen, sondern leistete Noraja im Keller Gesellschaft.

Durch den Raben wussten sie genau, dass ihr Feind sich näherte, aber erst mit dem Licht des Tages eintreffen konnte. Ission hatte beschlossen die Verteidigung des Tals im Auge zu behalten. Nachdem er Noraja einige Stunden bei ihrem Wirken zugesehen hatte, war er sich sicher, dass sie noch weit genug von ihrem Ziel entfernt war. Wahrscheinlich würde sie ohne Hilfe gar nichts in Gang setzen können. Er verließ sich für den Moment darauf.

Jetzt hieß es warten.

ISSION verbarg sich direkt vor dem Turm hinter ein paar besonders dichten Büschen. Er hatte damit einen sehr guten Überblick über das Tal.

Der Magier sah dem kommenden Kampf mit gemischten Gefühlen entgegen. Je näher die Verfolger rückte, desto mehr flackerte die Demütigungen der letzten Monde wieder auf. Bald würde er Garlon, Ortosch und Winkelfried wahrhaftig gegenüberstehen. Nur nicht allein. Ission lächelte. Er konnte die Auseinandersetzung aus sicherer Entfernung beobachten und sie sterben sehen. Mit seiner magischen Kraft wollte er vorsichtig haushalten, doch wenn die Dinge sich falsch entwickeln sollten, konnte er immer noch den einen oder andere Faden ziehen.

Genauso wichtig, wie hier oben alles im Blick zu behalten, war auch den Keller nicht zu vergessen. Bei seinem letzten Besuch dort unten, war Noraja völlig in das Buch versenkt gewesen. Reonar hatte gelangweilt daneben gestanden. Allem Anschein nach, war die Magierin auf Probleme gestoßen, die sich nicht im Handstreich lösen ließen.

Er lies den Blick über die lauernden Kämpfer schweifen. Von seiner Position aus, konnte er sie fast alle sehen, doch wer das Tal betrat, würde ihrer nicht gewahr werden. Sira saß ein paar Schritt neben ihm. Sie hatte sich im Schneidersitz niedergelassen und die Augen geschlossen. Ihr kam in dem Plan eine wichtige Aufgabe zu und das meinte nicht nur die Spionage. Ission wollte seinen Blick gerade wieder abwenden, da ging ein Ruck durch die Hexe. Sie sah ihn an und nickte.

Es war also soweit.

Während der Rabe, als vereinbartes Zeichen für die Kämpfer, im Tiefflug in das Tal zurückkehrte, duckte Ission sich tiefer in sein Versteck. Gespannt wartete er und ließ den Blick keinen Moment von dem schmalen Durchgang im Fels.

Es war still geworden. Reonars Mannen verstanden sich auf ihre Aufgabe. Unbewegt und lautlos verharrten sie in den Büschen.

Wenig später klapperten Steine, hallten Schritte und schepperte Metall an Metall. Im nächsten Moment schob sich die erste Gestalt vor. Es war ein Bannstrahler. Geschützt von einem mächtigen Schild und mit grimmiger Miene trat er durch den Spalt. Sein Wappenrock leuchtete in purem Weiß und die erhobene Klinge funkelte. Die dunklen Haare waren zu einem strengen Zopf gebunden, der Kopf unbedeckt.

Dicht hinter ihm folgte ein Frau, die ebenfalls mit einem Langschwert bewaffnet war. Im Gegensatz zu dem Ersten jedoch, trug sie keinen Schild und auch ihre Kettenrüstung sah leichter, schwächer aus. Kurze blonde Haare umrahmten ein hartes Gesicht. Auch sie trug den weißen Wappenrock der Bannstrahler. An ihrem Gürtel hing das goldene Sonnenzepter, als Zeichen einer geweihten Dienerin des Praios.

Kaum hatten die beiden das Tal betreten, folgte der Rest. Zwei weitere Männer komplettierten die Gruppe der Sonnenkrieger. Einer war mit Schwert und Schild, der andere mit einem Zweihänder bewaffnet. In flüssigen, geübten Bewegungen stellten sie sich in einem Halbkreis auf und beobachteten die Lage.

Ission begann an Reonars Plan zu zweifeln. Er hatte entschieden den Vorteil des schmalen Durchganges nicht zu nutzen, sondern sie hinein zu locken. Ihm stand der Sinn nicht danach den Feind nur aufzuhalten, er wollte ihn offenbar vernichtet sehen. Doch so wie diese Bannstrahler auf Ission wirkten, konnte sich dies als fataler Fehler entpuppen. Selbst mit der Hilfe der Hexe, würde der Kampf hart und der Ausgang ungewiss bleiben.

Er wog ab, ob ein Rückzug schon jetzt das richtige wäre, aber dann siegte die Neugier. Im Fall einer Niederlage konnte er binnen weniger Augenblicke hier heraus sein. Sollte Norajas Gefolge zunächst einmal zeigen, was es konnte.

Ortosch hatte sich direkt hinter die Bannstrahler geschoben. Zu seinem Glück hatten sie noch einen Moment gebraucht, um den Pfand zu finden und so nützte Garlon

sein Vorsprung wenig. Er sollte sich mit einem der hinteren Plätze begnügen! Der Kampf in engen Felsschluchten war ohnehin etwas für Zwerge. Doch die Überquerung des Engpasses war ohne Zwischenfall verlaufen.

Sie hatten ein Tal erreicht. Die Bannstrahler standen nun im Halbkreis am Eingang und der Rest kam nach. Auch sie wirkten überrascht, dass Reonar sich noch nicht hatte blicken lassen. Die Stelle wäre perfekt gewesen. Waren sie am Ende auf der falschen Fährte?

„Kommt!“, warf Hilma über die Schulter und rückte mit ihren Kriegern vor. Ortosch, Garlon, Rudonatus und Morna folgten dicht auf. Alle hatten ihre Waffen gezogen und sahen sich aufmerksam um. Sie waren angespannt.

Zwischen den Bäumen und Büschen war ein kleiner Teich auszumachen. Weiter hinten im Tal schien sich eine Art Bauwerk zu befinden, von dem aber bisher nicht mehr als ein undeutlicher Schatten zu erkennen war.

Sie waren noch keine zehn Schritt weit gekommen, da schnappte die Falle zu. Mit lautem Gebrüll sprangen rechts, links und vor ihnen Bewaffnete hinter Felsen und Gestrüpp hervor. Es waren sechs, drei Männer und drei Frauen. Die falschen Bannstrahler. Reonar war nicht unter ihnen. Drohend hoben sie ihre Schwerter und verzogen die Gesichter zu siegesgewissen Grimassen.

Mehr als ein leichtes Zucken hatte ihr Auftritt jedoch unter den Einkreisten nicht ausgelöst. Schließlich war man auf einen Hinterhalt vorbereitet gewesen. Ortosch konnte in den Augen seiner Gefährten kein Spur von Angst erkennen. Er selbst musste zugeben, dass er enttäuscht war.

Welche Chancen rechneten sich diese Lumpen aus? Sie waren Zahlenmäßig unterlegen, hatten den Vorteil des Geländes nicht genutzt und nun auch die Überraschung vertan. Und auf solche Stümper war er hereingefallen!

„Lasst die Waffen fallen, ihr gottlosen Sünder!“, donnerte Hilma und erhob ihr Schwert. „Wenn ihr euch ergebt, wird euch ein rascher Tod gewährt und eure Seelen können vielleicht noch mit Gnade rechnen!“

Höhnisches Gelächter antwortet ihr. „Komm her und versuch uns zu holen, Pfaffe!“, spottete einer der Männer und griff sich in den Schritt. „dann zeigen wir dir, was echte Kerle sind!“

Hilmas Gesicht färbte sich rot. „Genug!“, rief sie voller Zorn. „Ich bin nicht gekommen, um mit Ketzern zu verhandeln! Ihr habt soeben eure letzten Chance vertan und sollt keine Gnade mehr erfahren! Nicht vor mir und nicht vor Retons Urteil!“ Sie richtete die Klinge auf den Sprecher. „Tötet sie!“

Ortosch grinste. Er hatte sich bereits einen Gegner ausgesucht und nur darauf gewartet, das das Gespräch diesen Punkt erreichte. Gerade wollte er es den Bannstrahlern gleichtun und mit erhobenen Waffen auf die Spötter losgehen, da fesselte eine Bewegung am Boden seine Aufmerksamkeit.

Etwas brach durch die Erde, wie eine Blume im Frühjahr oder ein Tunnelgräber, der sein Ziel verfehlt hatte. Doch war es weder eine liebliche Pflanze, noch ein verwirrter Zwerg, was dort zum Vorschein kam. Aus dem Haufen aufgeworfener Erde bohrte sich ein verkrüppelter Arm. Immer länger und länger wurde er, stoppte erst, als eine Schulter hätte nachkommen müssen. Er war übersät mit hässlichen Warzen von eitrig gelber Farbe. Die Finger an der Hand, mit Krallen bewehrt und krankhaft verkrümmt, griffen in blinder Wut um sich.

„Bei den Göttern!“, schrie Morna.

Ortosch warf einen Blick über die Schulter. Für einen Moment dachte er, ihm müsste das Herz stehenbleiben. Über-

all unter ihnen brachen weitere Monstrositäten hervor. Dutzende entstellte Arme, zuckende Tentakeln und klaffende Mäuler bahnten sich ihren Weg an die Oberfläche. Ein beißender Gestank, wie er in der Niederhölle nicht schlimmer sein konnte, und begleitet sie. Klagendes Wimmern und wütendes Brüllen erfüllte die Luft.

„Ein *Pandämonium!*“, rief Rudonatus und hieb nach einer Hand, die ihn an der Robe gepackt hatte. „Wir müssen hier sofort heraus!“

„Weicht nicht!“, gab hingegen Hilma als Befehl. „Zerschmettert das dämonische Gezücht!“ Sie zog mit der Linken das Sonnenzepter und begann auf alles einzuschlagen, was sich am Boden bewegte. „Praios!“, donnerte sie. Ortosch wich einer Tentakel aus, die von hinten nach ihm hatte greifen wollen. Er trat geduckt nach vorne, an dem Arm vorbei der noch immer sein Ziel suchte, und durchtrennte ihn mit einem gezielten Schlag. Ein grässliches Gurgeln erklang und kochendes Blut spritzte in die Luft, als sich das Gebilde in die Erde zurückzog. Das Fleisch war hart und zäh gewesen, doch konnte es seinen Klingen nichts entgegensetzen.

Mit einem grimmigen Lächeln blickte er sich um. Reonars Mannen verließen ihren Halbkreis nicht. Sie sahen lachend mit an, wie die teuflischen Arme und Tentakeln die Bannstrahler in Atem hielten. Tatsächlich waren die Monstrositäten nur in einem Kreis um sie herum aus dem Boden gekrochen. Der Zauberer hatte Recht, sie mussten hier raus! Plötzlich nahm Ortosch aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Die Tentakel! Er fuhr herum und pendelte gleichzeitig zur Seite. Mit einem lauten Klatschen schlug der schleimige Angreifer auf seine linke Schulter und saugte sich an der Rüstung fest.

„Bei Angrosch!“, keuchte er. Die Wucht war nicht besonders groß gewesen, doch die Berührung brannte auf der Haut und fühlte sich zugleich stechend kalt an. Er ließ Gremon aus der Linken gleiten. Eine lederne Schlaufe verhinderte, dass die Waffe zu Boden fiel. Angewidert packte er den glitschigen Arm. Ein Schmatzen erklang, als er zu drückte. Seine Finger drohten abzurutschen, doch bevor das geschehen konnte, teilte er die Tentakel mit Grimin entzwei. Stinkendes Sekret ergoss sich auf Rüstung und Gesicht.

Geblendet taumelte Ortosch einen Schritt zurück. Jetzt, wo seine Welt für einen Moment im Dunkeln lag, nahm er das Geschrei um sich erst richtig wahr. Da war das Lachen der falschen Bannstrahler, das mutige Kampfgebrüll der echten und die bebenden Stimmen von Morna und Rudonatus. Über allem schwebte das harte Knallen zuschnappend der Kiefer, das Kratzen von Klauen auf Stahl und das satte Klatschen, wenn eine der Klingen ihr Ziel am Boden fand. „Vorsicht!“, schrie jemand und Ortosch wusste sofort, dass er gemeint war. Doch noch bevor er begriff, wer ihn wovon hatte warnen wollten, spürte er schon einen stechenden Schmerz in Fuß. Etwas hatte seinen Stiefel gepackt. Es fühlte sich an, als wäre er in einer Bärenfalle getreten. Er versuchte sich loszureißen, doch der Griff war eisern und erbarmungslos.

Hastig wischte er sich über die Augen. Er war in eines der dämonischen Mäuler getreten. Die langen, gelben Zähne bohrten sich mit jedem Augenblick tiefer in sein Fleisch. Entschlossen schlug er zu – und traf. Mit lautem Krachen brachen etliche Zähne heraus, doch die Bestie gab nicht auf. Ortosch schrie gepeinigt, als sie ihren Griff noch einmal verstärkte. Tränen traten ihm in die Augen. Halbblind vor Schmerz hieb er weiter auf das Maul ein, bis es ihn

plötzlich freigab. Er rollte ein paar Schritt zur Seite und blieb auf dem Rücken liegen. Etwas warmes lief über seinen Fuß in den zerfetzten Stiefel. Es pochte wie wild, doch der Rausch des Kampfes, unterdrückt den Schmerz.

„Wo wollen wir denn hin?“

Ein Schatten kam über Ortosch und eine Klinge raste heran. Doch war der Schlag zu nachlässig geführt. Ohne große Mühe konnte er ihn mit der Linken abgleiten lassen und sich zur Seite rollen. Bei Angrosch, jetzt war er in seinem Element. Zwei von Reonars Kriegern, ein Mann und eine Frau, hatten sich vor ihm aufgebaut und sahen in abschätzig an.

„Du bist verletzt!“, spottete der Mann. „Willst du dich nicht lieber zu deinen Freunden zurückziehen? Dort wirst du einen schnelleren Tod finden!“ Sie senkten drohend ihre Klingen und kamen auf Ortosch zu.

Ein flüchtiger Blick verriet ihm, dass er sich tatsächlich von den anderen entfernt hatte. Die Bannstrahler um Hilma waren noch immer mit den dämonischen Geschöpfen beschäftigt, während Rudonatus und Morna sich auf der anderen Seite aus dem Kreis gelöst und Reonars Kämpfern gestellt hatten. Entschlossen schwang der Magier seinen Zauberstab und hielt die Gegner auf Abstand. Garlon konnte Ortosch für den Moment nicht ausmachen. Doch es blieb keine Zeit sich genauer nach dem Golgariten umzusehen.

Er sah wieder auf seine Herausforderer und spukte blutig in den Dreck. Seine linke Schulter begann taub zu werden und das Bein würde ihn nicht mehr lange tragen. Sie hatten nicht völlig Unrecht mit ihrem überheblichen Gehabe. Wenn dieser Zauber die anderen ähnlich zugerichtete haben sollte wie ihn, konnte es eng werden.

„Kommt schon!“, rief er und schlug die Äxte aneinander. „Habt ihr etwa Angst vor einem alten Zwerg? Wie ihr schon festgestellt habt, bin ich auch noch verletzt. Aber die Trophäe müsst ihr euch trotzdem erst verdienen!“

Die beiden kamen näher und trennten sich dabei voneinander. Bald würde er einen im Rücken haben, es sei denn, er wiche nach hinten. Doch das kam nicht in Frage. In diese Feld des Todes brächten ihn keine zehn Dämonen zurück. Ein Durchbruch nach vorne hingegen beförderte ihn zu dicht an die übrigen beiden Krieger Reonars, die bisher noch auf die Bannstrahler und nicht auf ihn achteten. Somit blieb nur eine Taktik.

Mit einem mächtigen Kampfgebrüll stürzte er sich auf den Mann, der ihn auf der linken Seite hatte umgehen wollen. Ein Satz genügte, um auf Schlagentfernung zu gelangen. In schneller Folge hämmerte er mit beiden Äxten auf sein Ziel. Nur mühsam parierte sein Opfer Hieb um Hieb, musste aber stetig zurückweichen. Ortosch trieb ihn in einem leichten Bogen vor sich her, dann kam die Frau heran. Unter ihrem ersten Schlag duckte er sich hindurch und nutze die Bewegung, um beide Gegner wieder vor sich zu bringen. Sie standen nun so eng, dass dies kein Kunststück war.

Er ließ die Äxte in den Händen rotieren und ging in Kampfstellung. Doch als er sein verletztes Bein belastete, durchfuhr ihn ein höllischer Schmerz. Er hatte nicht mehr viel Zeit!

„Für Angrosch!“, schrie er, mit vor Pein bebender Stimme und sprang er vor. Die Frau außer Acht lassend, warf er sich erneut dem Krieger entgegen und führte beide Äxte in einem weiten Bogen. Grimin und Gremon beschrieben einen glitzernden Halbkreis und rasten mit tödlicher Genauigkeit auf ihr Ziel. Das zur Parade erhobene Schwert

fegten sie zur Seite, als wäre es Spielzeug in den Händen eines Knaben. Sie bissen sich durch die Kette und rissen zwei tiefe Wunden in Schulter und Brust. Tödlich.

Im Rausch nahm Ortosch kaum wahr, dass auch ihn eine Klinge getroffen hatte. Vom eigenen Schwung mitgerissen, prallte er auf den Krieger und warf ihn zu Boden.

Während sein Feind benommen liegen blieb und mit dem Tode rang, parierte er wie beiläufig den nächsten Angriff der Frau.

Sie stand auf armeslänge zu seiner linken und holte gerade wieder zum Streich aus. Ihr Gesicht war von Hass verzerrt, doch in Ortosch herrschte die Kälte des Kriegers. Nichts rührte sein Herz an, solange der Kampf tobte. Ohne zu zögern, ohne Angst warf er sich ihr entgegen. Es gelang ihr nicht den Waffenarm rechtzeitig zu senken und so traf er sie mit voller Wucht in den Magen. Der Stoß, mit der Schulter geführt, trieb ihr die Luft aus den Lungen und ließ sie zurücktaumeln. Ortosch setzte nach.

Mit aller Kraft hieb er von zwei Seiten auf ihr Schwert. Er spürte das Zittern und Singen des Stahls, als die Klingen sich trafen. Im Bruchteil eines Augenblicks schwoll es an, bis es schließlich in einem hellen Knall endete. Die zerbrochene Waffe fiel zu Boden.

Während die Frau ihre Hand umklammerte, ließ Ortosch nicht locker. Er schlug mit der Linken zu und traf sie am Schenkel. Einer kleiner, doch sicher schmerzhafter Schnitt war die Folge und ließ die Kriegerin für einen Moment zusammensacken. Darauf hatte er gehofft. Mit grimmiger Entschlossenheit rammte er ihr den Helm auf die Stirn, dass es nur so krachte. Sie taumelte, brach zusammen und blieb bewusstlos liegen.

Kaum war sie gefallen, versagte ihm das verletzte Bein den Dienst. Er knickte ein und musste sich abstützen, um

nicht zu stürzen. Auch die zweite Wunde meldete sich mit pochendem Schmerz.

Er sah an sich hinab. Die Klinge hatte das Kettenhemd sauber durchstoßen und sich bedenklich tief in seine Seite gebohrt. Er biss die Zähne zusammen. Schwarze Flecken begannen vor seinen Augen zu tanzen und er schmeckte Blut. Die Ohnmacht war nah, doch dieser Kampf gewonnen.

Gleichzeitig focht Garlon an der Seite der Bannstrahler. Im Gegensatz zu Ortosch war es ihnen nicht so schnell gelungen, dem *Pandämonium* zu entkommen. Mit vereinten Kräften hatten sie sich jedoch rasch sicheren Boden erkämpfen können. Sowohl die Klingen der Krieger, als auch Garlons Rabenschnabel zeigen sich als wirksame Mittel gegen das dämonische Gezücht. Und dennoch schienen ihre Versuche erbärmlich, verglichen mit dem, was Hilma tat.

Die Geweihte schwang ihr Sonnenzepter mit überderischer Härte und Genauigkeit. Was sie traf, verwandelte sich auf der Stelle in stinkenden Dampf. Jeden Treffer, den sie selbst hinnehmen musste, ignorierend, marschierte sie durch das Feld aus grässlichen Fangarmen und geifernden Mäulern und hielt herrliche Ernte. Geschützt von ihren Kriegern und Garlon arbeitete sie sich vor, bis schließlich nur noch rauchende und zuckende Reste von dem schwarzen Zauber übrig waren.

Doch so überlegen dieser Kampf bis hier hin auch verlaufen war, er war nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Jeder der drei Bannstrahler blutete aus Schnitten an Armen und Beinen. Sie atmeten schwer.

Hilma selbst war ebenfalls mehrfach getroffen worden, was ihr jedoch allem Anschein nach nichts ausmachte. Garlon hingegen war so gut wie unverletzt. Seine schweren Stiefel und das Kettenhemd, hatten ihn, wie in so vielen Kämpfen zuvor, gut bewahrt. Er sah sich um.

Auch Rudonatus und Morna schienen auf den ersten Blick mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Sie standen ein paar Schritte zu seiner Rechten. Der Zauberer nickte ihm zu. Er hatte seinen Stab fest gepackt und sah entschlossen aus. Die Gegner, die den Magier hatten in den Kreis zurückdrängen wollen, waren mittlerweile wieder zu ihren Freunden zurückgekehrt.

Auf der anderen Seite bot Ortosch ein weniger ermutigendes Bild, auch wenn er seine Gegner sogar auf den Boden geschickt hatte. Der Zwerg konnte sich offenbar kaum noch auf den Beinen halten, doch auch er nickte grimmig zurück, als sich ihre Blicke trafen, und hob die blutige Axt.

Reonars Krieger hatten sich derweil ein paar Schritte zurückgezogen. Sie wirkten nicht mehr so siegessicher, wie noch vor wenigen Augenblicken. Zwei der ihren waren bereits geschlagen und ihren größten Trumpf hatten sie mit diesem Zauberwerk sicher bereits ausgespielt.

Hilma trat auf sie zu und alle anderen folgten. Schritt um Schritt wichen ihre Gegner zurück, bis sie etwa in der Mitte des Tals angelangt waren. Garlon spürte, dass sie kurz davor waren aufzugeben. Was wollten sie auch gegen eine zweifache übermacht ausrichten? Zumal, wenn sich ihr Anführer nicht bald sehen ließ, mochte ihre Moral kaum noch lange Bestand haben.

„Im Namen Praios!“, rief Hilma und hob das Zepter in die Höhe. „Zeigt keine Gnade!“ Ihre Stimme hatte um keinen Deut an Kraft verloren, obwohl die Verletzungen ihren

Körper hätten schwächen müssen. Entschlossen setzte sie zu einem Sturmloch an. „Für Praios!“

Doch kaum hatte sie den ersten Schritt getan, da hallte eine andere Stimme von den Wänden des Tals wieder.

„*Fulminatus!*“

Als wäre sie gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen, stürzte Hilma zu Boden, gefällt von der magischen Attacke. Reglos blieb sie liegen. Erschrocken bremsen ihre Krieger ab und starrten auf die Ketzer. Doch diese schienen kaum weniger überrascht.

Garlon hatte die Stimme erkannt. Ission.

Was in aller Götter Namen hatte er mit dieser Sache zu schaffen? Und wo, beim listigen Phex, hatte er sich versteckt? Außer den vier Kämpfern Reonars und ihnen selbst war niemand zu sehen.

Plötzlich nahm Garlon eine Bewegung in den nahen Büschen wahr. Blätter schlugen zur Seite und ein dunkler Schatten schoss aus der Deckung. Ein Rabe zog über sie hinweg und gewann rasch an Höhe.

„Ha!“, rief Ortosch von der anderen Seite. Seine Stimme klang erschöpft. „Seht! Die Hexe sucht bereits das Weite! Machen wir Schluss mit diesen Hunden!“ Er setzte sich humpelnd in Bewegung.

Während auch die übrigen drei Bannstrahler offenbar ihren Schreck überwunden hatten und entschlossen vorrückten, suchte Garlon die Umgebung mit seinen Augen ab. Er war selbst einst Ziel von Issions Magie geworden und erinnerte sich nur zu gut an die verheerende Wirkung. Hilma schien zwar noch zu leben, doch wer konnte wissen, ob er nicht weitere Zauber werfen würde.

„Für Praios!“, hallte es kraftvoll durch das Tal, als die Bannstrahler ihre Gegner erreichten. Metall krachte auf Metall und wieder war die Luft erfüllt von Kampfgebrüll.

Auch Ortosch warf sich in das Getümmel und schlug, offenbar die eigenen Verletzungen ignorierend, um sich.

„Wir müssen ihn stellen!“ Rudonatus war neben Garlon getreten und sah ihn eindringlich an. „Er hat das Buch! Wir müssen ihn zu fassen bekommen, bevor etwas schreckliches geschieht!“

Garlon verstand. Ission musste derjenige sein, der im Hintergrund die Fäden zog.

Ein rascher Blick verriet ihm, dass der Kampf gegen Reonars verbliebene Mannen schon so gut wie entschieden war. Die Bannstrahler und Ortosch trieben den Feind nach Belieben vor sich her und landeten einen Treffer nach dem nächsten. Dort wurde ihre Hilfe nicht benötigt. Gefolgt von Morna, umrundeten sie die Kämpfenden und tauchten in die Büsche.

„So ist es richtig“, flüsterte Danutorus. „Sprecht mir nach und konzentriert Euch!“

Noraja hatte sich direkt vor dem Tor im Schneidersitz niedergelassen und versuchte schon seit Stunden den Zauber zu wirken. Sie war völlig in Trance versunken und hörte nur noch auf die tiefe Stimme des Buches.

Dieser Ort war so voll von magischer Kraft, dass es ihr gelingen musste! Es war nur eine Frage der Zeit. Sie hatte Reonar befohlen die Tür zu bewachen. Schließen konnte sie sie ohnehin nicht, ohne eine intensive Suche nach dem Mechanismus zu beginnen. Doch dafür hatte sie keine Zeit opfern wollen.

Nur wie durch einen Schleier hatte sie wahrgenommen, dass Ission den Raum betrat. Er schien aufgewühlt und wechselte laute Worte mit Reonar, doch sie konnte nicht

verstehen worum es ging. Es war ihr im Grunde auch gleichgültig. Alles war gleichgültig. Wichtig war nur ihr Ziel, nur dieser Zauber.

„Jetzt!“, drang Danutorus auf sie ein. „Versucht es noch einmal! Ich spüre, dass wir ganz nahe sind!“

Sie wiederholte die Worte, die er ihr verraten hatte. Bestimmt schon zum hundertsten Mal, formten ihre Lippen Silbe um Silbe, als plötzlich ein Ruck durch ihren Geist fuhr. Mit unbarmherziger Gewalt riss ihr etwas die astrale Kraft aus dem Körper. Sie schrie auf und öffnete die Augen. Der Sog wollte nicht nachlassen. Sichtbar, wie ein Nebelschleier, trieb ein Teil ihrer Selbst durch die Luft, auf das Tor zu. Die silbrigen Runen auf dem Bogen begann zu schimmern und leuchteten bald in tiefem Purpur.

Noraja hatte das Gefühl ihr Kopf müsse bersten, so enorm war die Anstrengung. Doch sie wollte nicht aufgeben, nicht so kurz vor ihrem Ziel. Zitternd hielt sie die Konzentration aufrecht und vollendete die Formel. Blut rann ihr aus der Nase und Tränen rollten über ihre Wangen.

„Gleich ist es vollbracht!“

Tatsächlich lösten sich Fäden dunklen Rauches von den glühenden Runen. Sie trieben in die Mitte des Tores und zogen sich dabei in die Länge. Wie das Netz einer riesigen Spinne verflochten sie sich immer enger und enger, bis schließlich jeder Stein von waberndem Nebel überdeckt war. Träge Wellen pulsierten von der Mitte her nach außen und zogen den Betrachter förmlich hinein.

„Bringt mich heran!“, forderte Danutorus. „Schnell, oder der Zauber wird scheitern!“

„Er kann nicht weit sei!“, rief Rudonatus. Genau hier war er selbst vor Jahren gewesen. Dort vorne, in den Ruinen des alten Turmes, gab es eine geheime Kammer, in der das Tor lag. Sie mussten unter allen Umständen verhindern, dass Ission es erreichte. Wenn er die Geheimnisse des Buches enträtselt hatte, zählte jeder Augenblick. Doch warum war er dann überhaupt hier oben? Und wo war Reonar? So klar er nun auf seine eigene Vergangenheit sehen konnte, so verworren erschienen ihm die Dinge im Hier und Jetzt.

Sie durchsuchten die Büsche, doch es fand sich keine Spur von Ission. Hinter ihnen ebbte der Kampfärm bereits ab, als sie die Stufen zum Turm erreichten. Er musste sich dorthin zurückgezogen haben. Gerade wollte Rudonatus nachsetzen, da hob Morna die Hand.

„Halt!“ Sie sah sich suchend um. „Habt ihr das nicht gehört? Schritte!“

„Ich habe nichts gehört“, antwortete Rudonatus energisch. „Ihr müsst einem Trug erlegen sein. Das ist nur ein Trick, um uns aufzuhalten! Lasst Euch nicht davon täuschen! Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Ihm wurde immer mehr bewusst, wie sehr alles auf Messers Schneide stand. Wenn Ission gelang, was er selbst nicht vermocht hatte, waren sie alle verloren. Wenn nicht, könnte sich das Problem bald von selbst lösen, doch darauf durfte er nicht hoffen. Er musste ihn stoppen.

„Es kam von dort!“, rief Morna und deutete auf das Gemäuer. Sie lief an Magier und Golgarit vorbei und um den Turm herum. Garlon heftete sich an ihre Fersen, ohne zu Zögern. Mit einem Seufzen folgte auch Rudonatus. „So wartet doch!“, rief er, aber alle Appelle waren vergebens. Auf der anderen Seite des Turmes angekommen, blieb er erstaunt stehen. Sie hatten offenbar das Nachtlager von

Reonars Gefolge entdeckt. Reste eines Feuers sowie provisorische Schlaflager schmiegen sich an die Rückseite des Turmes. Mitten zwischen Decken und Proviant hatte Morna sich neben einem kleinen Mädchen niedergekniet und tätschelte ihm den blonden Schopf. Es sah völlig verstört aus und war in eine viel zu große, graue Decke gehüllt. Die Augen waren gerötet vom fielen Weinen und weit geöffnet. Tränen rannen ihr über die Wangen und die Lippen zitterten.

Der Anblick rührte den alten Zauberer bis in den tiefsten Grund seines Herzens. Für einen Augenblick vergaß er die Gefahr, in der sie alle schwebten.

Bei der Macht von Bastrabun! Hatte dieser Hund etwa vorgehabt seinen Zauber durch ein Opfer zu erleichtern? Er wusste, dass das Tor einem die Seele vom Körper trennen konnte. Er ging mittlerweile davon aus, dass genau das ihm um ein Haar passiert wäre. Anders vermochte er sich seinen Gedächtnisverlust nicht zu erklären. Aber auf die Idee ein unschuldiges Kind als Schutz gegen diese Gefahr zu verwenden, wäre er nie gekommen.

Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Egal wie tief er auch in die Abgründe dunkler Magie geblickt hatte, diese letzte Grenze hatte er niemals überschreiten wollen.

„Sie zittert am ganzen Leib!“, sagte Morna und zog die Kleine eng an sich. „Was sind das für Menschen, die einem hilflosen Kind so etwas antun?“ Sie drehte sich um. „Wir müssen sie von hier wegbringen!“

Garlon sah auf das Kind hinab. Hatte er es schon einmal gesehen? Es gab nicht viele Kinder in Dunkelbach, doch wenn er es kannte, dann musste es von dort stammen. Si-

cher hatten die falschen Bannstrahler es mit sich genommen, als sie Beldenheim verließen. Spätestens mit dieser Tat hatten sie jedes Recht auf Gnade verwirkt.

Er kniete sich nieder und wollte dem Mädchen die Hand an die Wange legen, doch es zuckte zurück. Abwehrend hielt es die Arme vors Gesicht und schloss die Augen.

„Hab keine Angst“, sagte er mit tiefer Stimme. „Boron ist mit dir. Wir werden dich wieder nach Hause bringen.“

Plötzlich wurde es heller. Garlon sah sich um. Rudonatus hatte seinem Stab die magische Flamme entlockt und ihn, die brennende Spitze voran, drohend gesenkt. In seinen Augen lag grimmige Entschlossenheit.

„Zur Seite!“, zischte er.

Garlon sah ihn fragend an.

„Zur Seite, sagte ich!“

Ohne Rücksicht trat der Magier vor und stieß zu. Garlon war derart überrascht von dem Angriff, dass er ihn nicht abwehren konnte. Doch der Stoß galt nicht ihm oder Morna. Der flammende Stab schoss knapp an ihren Köpfen vorbei und traf das Mädchen mit voller Wucht im Gesicht. Es schrie herzerreißend auf und stürzte nach hinten. Der Gestank von verbrannten Haaren stieg in die Luft, als sie wimmernd auf dem Rücken landete.

„Bist du von allen Geistern verlassen!“, kreischte Morna und richtete ihren Dolch auf den Magier. Ihre Augen waren voller Tränen, doch nun hatte die Trauer keinen Platz mehr. Zorn und Überraschung kämpften um die Vormacht auf ihrem Antlitz.

„Mitnichten!“ Der Zauberer wirkte nicht, als habe er den Verstand verloren, sondern eher wie jemand, dem ein Licht aufgegangen war. Er deutete auf das Mädchen.

„Seht!“

Garlon und Morna folgten der Aufforderung.

Dort wo eben noch ein kleines Mädchen von vielleicht vier Sommern gelegen hatte, rappelte sich nun eine erwachsene Frau auf. Lange, dunkelbraune Haare fielen über einer angesengten, grauen Kutte. Die Hexe!

Noch bevor Garlon zu begreifen schien, was hier geschah, sprang Rudonatus vor. „Elendes Weib!“, brüllte er und schwang seinen Stab. „Dein dunkler Zauber hat sein Ziel verfehlt! Wir leben noch!“

Wütend hieb er auf die Hexe ein, doch sie wich seinen Schlägen geschickt aus. Elegant wie eine Katze tänzelte sie zurück und duckte sich unter seinem nächsten Schwung hinweg. Als sie sich wieder erhob, hielt sie einen Stab in Händen. Doch anstatt sich einem Stockkampf zu stellen, packte sie das Holz mit beiden Händen und schwang sich hinauf, als sei es ein Pferd. Noch im selben Augenblick erhob sie sich in die Luft.

„Du Miststück!“, rief Morna voller Zorn. „Bleib hier!“

„Richtig“, murmelte Rudonatus. Er deutet mit ausgestrecktem Zauberstab auf die schnell an Höhe gewinnende Hexe. Während er sie mit den Augen fixierte, zog seine Linke einen engen Kreis in die Luft. Im nächsten Moment löste sich eine faustgroße Kugel gleißender, blauer Fäden aus der Spitze seines Stabes und schoss auf die fliehende Frau zu. Sie war noch keine dreißig Schritte weit gekommen, da traf das magische Geschoss. Die Fäden schlangen sich um ihren Körper und beinahe sofort fiel sie vom Himmel, wie ein Stein. Mit lautem Rascheln und Knacken schlug sie in die Büsche.

Sofort hechtete Morna hinterher. „Wir dürfen sie nicht entkommen lassen!“

Im ersten Moment wollte auch Rudonatus nachsetzen, doch er konnte sich beherrschen. Er musste sich um wichtigere Dinge kümmern. Die Hexe war aller Wahrscheinlichkeit nach sowieso nicht mehr Lage Ärger zu verursachen oder zu fliehen. Außerdem war sie nicht das eigentliche Problem. Ohne auf die anderen zu achten, lief er zurück zum Eingang des Turmes.

Die drei Bannstrahler und Ortosh hatten mittlerweile den Kampf für sich entschieden und kümmerten sich um ihre Verletzungen. Sie sahen nicht so aus, als könnten sie in absehbarer Zeit ein weiteres Gefecht bestehen. Auch mit Garlon konnte er nicht rechnen, da er sich sicher zunächst um Morna sorgen würde.

Reonars Krieger lagen ausnahmslos in ihrem Blut. Immerhin das war eine gute Nachricht. Er musste dort unten somit nur mit Reonar und Ission rechnen.

Kapitel 20 – Im Finsterkamm, 04. Efferd 1024 B.F.

„Bei Rohals Weisheit! Begreift Ihr denn nicht, was hier geschieht? Ihr werdet das Weltengefüge in Gefahr bringen!“ Ission war außer sich. Es schien tatsächlich so, als könnte Noraja dieses Tor öffnen und tun, was sie behauptet hatte. Er besaß bei weitem genug magischen Sachverstand, um zu erkennen, wenn ein Zauber gelang. Es war direkt spürbar, wie der Spalt alle Kraft anzog. Bald würde es genügen, um einen Riss in die Zeit zu schlagen.

Reonar lächelte tückisch. „In der Tat, Zauberer“, antwortete er. „Genau das haben wir vor. Wir werden in den Lauf der Geschichte eingreifen und ein paar Dinge in Ordnung bringen.“ Er hob das Schwert. „Ihr habt die Wahl. Entweder Ihr helft uns, oder Ihr werdet vernichtet, wie alle anderen, die sich gegen uns stellen.“

ISSION stand noch immer im Gang vor der geheimen Tür. Reonar blockierte den Weg. Er sah nicht so aus, als ließe er vernünftig mit sich reden. Weit hinter ihm stand Noraja, direkt vor dem violetten Wabern. Sie hielt das Buch mit beiden Händen erhoben und wiederholte immer und immer wieder die gleichen Worte. Es waren zischende und klickende Laute in einer Sprache, die Ission nicht kannte. Das Pulsieren der Glyphen am Tor nahm langsam an Intensität und Schnelligkeit zu.

Es blieb keine Zeit mehr. Er musste jetzt eine Entscheidung treffen. Doch bevor er dazu kam, nahm er hinter sich Schritte wahr. Ohne lange nachzudenken, sprang er in die nächstgelegene Kammer. Zu seinem Glück waren alle Türen schon vor vielen Jahren verfault und der Zugang frei. Er drückte sich so an die Wand, dass man ihn vom Gang her nicht sehen konnte.

Kaum spürte er die kalten Steine im Rücken, da erklang auch schon das Hallen schwerer Stiefel auf der Treppe. Ketten rasselten und jemand Keuchte. Sie waren hier.

Vorsichtig schob er seinen Kopf einen Finger breit vor. Die Dunkelheit in dieser Kammer war so undurchdringlich, dass er glaubte nicht gesehen werden zu können. Er selbst konnte noch nicht einmal alle Wände klar erkennen, obwohl er mitten in der Finsternis stand.

Er zuckte sofort zurück, als er den Schein einer Fackel erkannte. Für den Bruchteil eines Augenblickes hatte er sehen können, wer dort am Absatz der Treppe stand.

„Ah!“, rief Reonar den beiden entgegen. „Euer Gnaden beehren uns mit Eurem Besuch! Ich fürchte, ich kann die Herrschaften nicht zum Bleiben auffordern.“ Seine Stimme triefte vor Hohn und Überheblichkeit.

Ission lehnte den Kopf an den Stein. Was sollte er tun? Er wünschte Garlon und Rudonatus den Tod, doch waren sie wahrscheinlich die letzten, die Reonar und Noraja aufhalten konnten, wenn er es nicht selbst tat. Er schloss die Augen und horchte in sich. Seine Kraft reichte nicht mehr, um all das zu tun, was er nun tun musste. Wenn er sich die Möglichkeit zur Flucht nicht nehmen wollte, konnte er jetzt noch nicht eingreifen.

Garlon trat entschlossen auf Reonar zu. Er hatte sich nach kurzem Zögern dagegen entschieden Morna zu folgen. Die Hexe würde, selbst wenn sie den Sturz überstanden hatte, ihr Glück in der Flucht suchen und keine Gefahr für Morna darstellen. Seine Intuition riet ihm, sich dem Zauberer anzuschließen. Am Absatz der Treppe hatte er ihn eingeholt und sich vor ihn gesetzt.

„Wir müssen uns beeilen!“, flüsterte Rudonatus von hinten. Er wirkte viel angespannter, als die Lage erwarten ließ. Die magische Fackel in seiner Hand zitterte so sehr, dass die Flammen tanzende Schatten warfen.

Mit erhobenem Rabenschnabel verkürzte Garlon den Abstand zu Reonar weiter, bis er schließlich nur noch zwei Schritt von ihm entfernt war. Jetzt konnte er in die Kammer blicken, die der Frevler offenbar bewachte. Sofort verstand er, was Rudonatus antrieb. Hier ging etwas vor, dass aufgehalten werden musste. Wer auch immer die Frau war, die dort in fremden Zungen Sprach, sie zitierte sicher keine göttergefälligen Verse.

„Habt Ihr mich nicht recht verstanden?“, fragte Reonar mit lauernder Stimme. „Dann will ich es einfacher ausdrücken. Verschwindet von hier! Ihr könnt nicht vorbei!“ Er zeigte sich völlig unbeeindruckt von der Erscheinung seiner Gegner. Garlon sah in seinem Auge tiefen Hass. Dieser Mann würde nicht aufgeben. Er war bereit bis zum letzten Schlag seines Herzens zu kämpfen und diesen Durchgang zu halten. Was auch immer dort geschah, es war ihm mehr wert, als sein eigenes Leben.

Der Golgarit nickte. Dann musste es so sein. Er würde ihn töten. Sollte Boron seine Seele empfangen, wenn noch ein Funken Gutes in ihm schlummerte.

Gerade wollte er angreifen, da ließ ihn ein Gedanke zögern. Woher hatte Rudonatus gewusst, dass sie sich eilen mussten? Das Reonar sich im Keller verstecken würde, war anzunehmen gewesen, doch was er hier tat und wie gefährlich dies sein würde, hatte bis eben völlig im Dunkeln gelegen. Im Grunde genommen lag es noch immer verborgen. Er wusste nicht, welches finstere Ritual hier vorbereitet wurde und wie viel Zeit blieb, um es zu verhindern. Der Magier hingegen schien deutlich tiefer zu sehen.

Reonar schlug mit der flachen Seite seines Schwertes gegen die Steine, dass es klirrte. „Wie Ihr wollt!“, rief er. „Ich hoffe Ihr seid bereit Eurem Gott zu begegnen!“

Mit einem wütenden Schrei sprang er vor. Blitzschnell war er heran und stach zu. Die Klinge zielte auf Garlons linkes Knie.

Der Golgarit tat einen Satz zurück. Er führte seinen Rabenschnabel in einem Bogen nach außen, um den Angriff zur Seite zu schlagen. Gleichzeitig stieß er mit der freien Linken nach hinten. Er brauchte mehr Platz. Während das Schwert an dem verstärkten Stiel des Rabenschnabels abglitt, stolperte Rudonatus bis zur Treppe zurück. „So passt doch auf!“, empörte er sich.

Garlon suchte noch sicheren Stand, da kam Reonar erneut heran. Sein Gesicht war zu einer grimmigen Grimasse verzerrt, als er die Klinge in eine schnelle Diagonale führte. Sie sauste vom Boden herauf. Erst im letzten Moment brachte Garlon seine Waffe dazwischen.

Diesmal prallten sie nicht sofort wieder voneinander. Der gebogene Kopf des Streitkolbens umklammerte die Schwertklinge. Mit aller Kraft hielt Garlon Reonars Waffe und versuchte sie weiter hinab zu pressen.

„Ist das alles?“, spottete der falsche Bannstrahler und rang sich ein Grinsen ab. Er war viel stärker als gedacht. Plötzlich lockerte er seinen Widerstand. Garlon musste einen Schritt nach vorne tun, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, fuhr ihm Reonars Linke in den Magen. Er hatte sie überhaupt nicht kommen sehen! Der Schlag war hart gewesen, doch seine Rüstung hatte das Meiste abgefangen.

Grimmig blickte Garlon auf. Reonar war einen Schritt zurückgetreten und lächelte. Auffordernd winkte er mit der freien Hand. „Kommt schon, Götzendiener!“

Der Golgarit sprang vor. Er fintete einen Angriff gegen den Kopf an, änderte dann jedoch im letzten Augenblick die Schlagrichtung. Reonar fiel darauf herein. Das zur Abwehr in die Höhe gerissene Schwert traf die Attacke nur mit der Spitze und konnte ihr so viel zu wenig Kraft nehmen. Krachend schlug der Hammerkopf auf seinen linken Arm.

Reonar gab einen unterdrückten Schrei von sich, doch anstatt sich zurückzuziehen, führte er die noch erhobene Klinge herab. Garlon versuchten sich zur Seite zu drehen, doch er war zu langsam. Ein mächtiger Schlag sprengte sein Kettenhemd und schnitt eine tiefe Wunde in die linke Schulter. Blut spitzte und beinahe sofort erschlaffte der Arm. Garlon biss sich auf die Lippen. Unsicher trat er weit zurück. Er rang mit dem Schmerz, doch kein Laut sollte den Moment des Todes entweichen, gleichgültig, ob es Reonars, oder sein eigener werden würde.

Die Sache sah alles andere als gut aus. Rudonatus überlegte fieberhaft, was er tun sollte. Er konnte nicht gut in den Kampf eingreifen, solange Garlon im Weg stand. Außerdem wusste er nicht wie viel Kraft es ihn kosten mochte, die fremde Zauberin aufzuhalten.

Das war also des Rätsels Lösung gewesen. Im Hintergrund hatte statt Ission die ganze Zeit eine Magierin die Fäden in der Hand gehalten und alle wie eine Mirhamionette geführt. Es rang ihm Respekt ab, dass sie bis hier hin im Verborgenen geblieben war. Leider sah er sie nicht mehr, seitdem der Golgarit ihn zurückgeworfen hatte. Es war unmöglich zu sagen, ob sie das Tor würde öffnen können. Doch allein, dass sie es versuchte, war verdammenstwert.

Genau wie er selbst verdammenswert war... doch jetzt hatte er die Gelegenheit seinen Fehler wieder gut zu machen. Niemand musste davon erfahren, was er einst versucht hatte. Niemand durfte davon erfahren.

„Ich denke, jetzt habt Ihr endlich genug!“, zischte Reonar. Er hatte sich in den Eingang zur Kammer zurückgezogen. Schweiß stand ihm auf dem Gesicht und es war deutlich, dass Garlons Schlag gut getroffen hatte. Sein linker Arm hing schlaff herab. Wahrscheinlich war der Knochen zerschmettert.

Leider ging es Garlon nicht eben besser. Er stand direkt vor Rudonatus und atmete schwer. Sein Wappenrock färbte sich an der Schulter bedenklich schnell rot. Er verlor zu viel Blut. Der Magier konnte bereits ein leichtes Zittern erkennen, das den Krieger schüttelte.

Gerade hatte er sich dazu durchgerungen diesen Kampf mit einem Knall zu beenden, da ging ein Ruck durch Garlon. Von einem auf den nächsten Moment, war das Zittern verschwunden. Mit kraftvollen Schritten hielt er auf Reonar zu. Ohne zu zögern setzte er einen Fuß vor den anderen.

Als er seinen Gegner erreichte, schlug er ansatzlos zu. Der Rabenschnabel fuhr auf Reonar herab, wie Blitze im Gewitter zur Erde donnern. Hieb um Hieb parierend, wich er Finger um Finger zurück. Bald würde der Durchgang frei sein, doch noch hielt er stand.

„Nein!“, schrie der falsche Bannstrahler und warf sich Garlon entgegen. Ungeachtet der tödlichen Schläge, die auf ihn einregneten, attackierte er seinerseits. Er stieß sein Schwert bis zum Heft in Garlons Bein, so dass es auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam.

Doch sein Triumph war nur von kurzer Dauer. Anstatt schwer verletzt zusammenzusinken, schlug Garlon erneut

zu und traf seinen Gegner hart am Kopf. Haut platzte auf und ein dumpfes Knacken war zu vernehmen.

Reonar taumelte zurück. Blut floss aus der Wunde und ergoss sich über sein Gesicht. Er hob noch einmal die Hand, doch seine Verletzungen waren zu schwer. Er fiel auf die Knie. Sein Blick brach und er sackte in sich zusammen.

Garlon zog sich das Schwert aus dem Bein. Es entglitt seinen blutbesudelten Fingern und fiel klirrend zu Boden. Als Rudonatus heran war, ließ der Golarit sich gegen die Wand sinken. Langsam rutschte er an den Steinen hinab. Sein Gesicht war völlig bleich und das Zittern beherrschte erneut seinen Körper.

Plötzlich ertönte ein lautes Zischen, gefolgt von einem grellen Lichtblitz. Rudonatus sah zur Seite, und erschrak. Es war geschehen!

Ission hatte den Kampf aus seinem Versteck heraus verfolgt und auf den Ausgang gewartet. Noch zögerte er sich zu zeigen.

„Nein!“, brüllte jemand. „Ihr dürft das nicht tun!“

Es war die Stimme von Rudonatus. Schritte folgten. Es klang, als liefe er in die Kammer. Vorsichtig sah Ission um die Ecke. Das war die Gelegenheit. Er trat in den Gang. Garlon saß benommen an der Wand. Links von ihm war Rudonatus neben Noraja angekommen, doch die Magierin ignorierte ihn scheinbar völlig. Das Tor, vor dem sie stand, hatte sich verändert. Der wabernde Nebel, zuvor von dunkler Farbe, leuchtete nun strahlend hell, fast blendend. Sollte sie es tatsächlich geschafft haben? Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein! Issions Gedanken begannen zu rasen. Was sie alles anrichten konnte!

Gerade wollte er sich auf dem Absatz umdrehen, da packte ihn jemand am Bein. Er sah an sich hinab. Der Golgarit, offenbar mehr ohnmächtig als wach, hielt ihn mit blutiger Hand fest. Schon wieder wollte er ihn aufhalten.

Ihre Blicke trafen sich.

Dieser Mann war Schuld an allem. Nur wegen ihm war er so tief gefallen, hatte seinen Stab, seine Macht, und sein altes Leben verloren. Wie ein rüdiger Dieb musste er sich vor der ganzen Welt verstecken.

Energisch trat er die Hand zur Seite und sah voller Verachtung auf den Geweihten. Er regte sich kaum. Neben ihm lag sein Rabenschnabel.

Ission hob die Waffe auf. Sie war beachtlich schwer. Er hatte noch nie so etwas in Händen gehalten. Es erforderte nicht eben viel Fantasie, um sich auszumalen, welchen Schaden man damit an einem Körper anrichten konnte. Er drehte den Stahl. Besonders ein Kopf mochte der tödlichen Spitze kaum etwas entgegenzusetzen haben. Er sah auf den Dorn des Rabenschnabels. Sein Gesicht hatte sich zu einer grimmigen Grimasse verzerrt.

Er schwang den Streitkolben. Sein Arm erreichte die höchste Position, als er ein Zischen von der Treppe her vernahm. Noch bevor er sich umsehen oder die Waffe herabfahren lassen konnte, traf ihn ein harter Schlag im rechten Arm. Sengender Schmerz ließ Ission aufschreien, als ihn eine schlanke Klinge durchbohrte. Der Rabenschnabel fiel ihm aus der Hand und knallte auf den steinernen Boden.

„Lass ihn in Ruhe, du Hund!“

Ission erkannte die junge Frau, die er zuvor hinter den Bannstrahlern gesehen hatte. Ihre Hand war noch vom Wurf erhoben und ihr Gesicht entschlossen. Sie sah abgerissen aus, wie ein Kind der Straße.

Ehe er reagieren konnte kam sie auf ihn zu. Mit einer fließenden Bewegung zog sie einen zweiten Dolch aus ihrem Gürtel.

Ission stieß seinen linken Arm vor und streckte Zeige- und Mittelfinger aus. „*Blitz dich find!*“, zischte er. Sein Arm brannte unerträglich und er hatte Schwierigkeiten, sich selbst auf diesen einfachen Zauber zu konzentrieren. Aber er gelang.

Seine Angreiferin schrie auf, kam ins Straucheln und rutschte schließlich auf dem blutigen Boden aus. Doch kaum hatte Ission sich mit schmerzverzerrtem Gesicht den Dolch aus dem Arm gezogen, da war sie auch schon wieder auf den Beinen. Blind fuchtelte sie mit dem Klinge umher.

„Stell dich, du Feigling!“, rief sie.

Trotz der Schmerzen musste Ission schmunzeln, der Anblick war einfach zu lächerlich. Langsam hob er erneut den linken Arm und deutete mit der Faust auf die orientierungslose Frau. Dieses Mal würde er sie nicht nur blenden.

„Das würde ich lassen!“, donnerte eine bekannte Stimme.

„Wir haben noch eine Rechnung offen, Zauberer!“

Es war Ortosch. Endlich. Mit einem irren Grinsen im Gesicht änderte er sein Ziel.

„*Fulminictus!*“ Ission spürte, wie der Zauber nur mit einem Bruchteil der gewohnten Kraft gelang. Sofort ließ ihn ein beißender Schmerz zusammenfahren. Während Ortosch lautlos unter dem magischen Angriff zusammenbrach, pochte Issions Kopf, als wolle er platzen. Er hatte den letzten Funken astraler Kraft verbraucht!

War der Zwerg tot?

Plötzlich schien ihm dies völlig gleichgültig. Die ersten klaren Gedanken der letzten Augenblicke drehten sich um

ihn selbst. Ihm wurde bewusst, dass er so eben seine eigene Flucht unmöglich gemacht hatte.

„Ich bring dich um!“ Die Streunerin kam heran. Der Zauber, der sie geblendet hatte, war abgeklungen. Mit erhobennem Dolch sprang sie auf Ission zu. Er wich zurück und schlüpfte in den Raum, in dem er sich zuvor versteckt hatte.

Er war verloren, wenn er nichts unternahm. Weiter ausweichend, griff er in die Tasche, in der er die Tränke mit sich trug. Er ignorierte die Beschimpfungen seiner Angreiferin und zog zwei Flaschen heraus.

„Halt!“, rief er mit aller ihm verbliebener Kraft. „Keinen Schritt weiter, oder dir ergeht es so, wie deinem kleinen Freund!“

Tatsächlich zeigten die Worte Wirkung. Sie zögerte. Ission erkannte in ihren Augen, dass sie zweifelte, doch zugleich fürchtete sie ihn. Wahrscheinlich hatte sie kaum Erfahrung mit Zauberei.

Er entkorkte die Flaschen geschickt in der Linken. Es mussten einfach Zaubertränke sein! Lieber wollte er sich selbst vergiften, als in die Hände der Bannstrahler zu fallen.

Er sah seinem Gegenüber fest in die Augen, dann leerte er beide Phiolen in einem Zug.

Alraune, Kairan und Thonnys, mit einer Spur Metall. Das war es! Sofort breitete sich neue Kraft in ihm aus. Wie ein Trunkenbold, der nach langer Trockenheit endlich wieder den geliebten Schnaps zu trinken bekommt, fühlte er sich gelöst und unbesiegbar.

Er lächelte.

„Nun, mein Kind“, begann er. Doch bevor er weitersprechen konnte, fuhr ihm ein Stich in den Magen. Er sah an sich hinab, doch fand keine Erklärung für den Schmerz.

Wieder traf es ihn. Er hustete und krümmte sich. Etwas brannte wie Feuer in seinem Inneren und verzehrte seine Lebenskraft mit jedem Herzschlag. Viel Zeit blieb nicht mehr.

Wenn er sein Leben retten wollte, musste er jetzt hier weg. Er, Ission Merelendian, würde nicht sterben, nur um sich an ein paar Einfaltspinseln zu rächen. Lange genug beherrschten und vergifteten diese Gedanken sein Handeln.

„Nein!“, rief er.

Der Schmerz wurde unerträglich. Gepeinigt stöhnte er und presste sich die Arme vor die Brust. Er biss die Zähne zusammen und schloss die Augen. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Garlon öffnete die Augen. Sein ganzer Körper war purer Schmerz, doch er nahm es nur wie durch einen Schleier wahr. Er hob den Rabenschnabel auf. Als er den heiligen Stahl berührte, durchströmte ihn neue Kraft.

Langsam zog er sich an der Mauer empor und sah sich um. Ein paar Schritt entfernt lag Ortosch. War er tot? Er konnte sich nicht daran erinnern, dass er den Zwerg mit in den Keller genommen hatte.

„Du lebst!“

Jemand fiel ihm um den Hals. Seine Schulter protestierte. Es war Morna. Ihr Gesicht war sorgenvoll und fröhlich zugleich. Er nickte ihr zu und löste sich von der Wand. Die Verwirrung wich aus seinem Geist und er erinnerte sich an den Grund, der ihn hier her geführt hatte.

„Kümmere dich um ihn“, bat er und deutete auf Ortosch. Ohne abzuwarten, ob Morna seiner Weisung folgte, drehte er sich um und setzte sich humpelnd in Bewegung.

Er betrat die Kammer.

Sie war erfüllt von hellem Licht und ein seltsames Summen lag in der Luft. Die unbekannte Magierin stand noch immer vor dem Tor und hielt das Buch in Händen. Rudonatus starrte in das gleißende Wabern des Tores und rührte sich nicht.

Garlon fasste den Rabenschnabel fester. Als er einen Schritt auf die beiden Gestalten zutrat, lösten sie sich in einem Ruck.

„Nun ist es gleich vollbracht!“, rief Danutorus. „Ihr müsst nur noch einen Schritt wagen! Berührt das Tor! Denkt an den Ort und die Zeit, die Ihr zu erreichen wünscht und der Weg wird Euch geöffnet!“

Noraja lachte.

Sie überhörte die Worte, die er leiser hinzufügte und die Schritte, die hinter ihr erklangen. Ihr Verstand begann sich in den Wirren der Sphären zu verlieren, doch noch war ihr Wille wach. Der letzte klare Gedanke trug sie an die Trollzacken. Jener Tag im Ingerimm vor drei Jahren hatte nicht nur ihr Leben verändert. Nun konnte sie in den Lauf der Dinge eingreifen. Sie starrte auf das helle Wabern. Langsam begann sich ein Bild abzuzeichnen. Bäume waren zu sehen, dann ein Abhang. Das war es! Der Weg durch die Zeit schien frei.

Sie hielt das Buch fest in der Linken und trat vor. Ohne Vorsicht griff sie nach der wallenden Masse. Ihre Finger verließen bereits das Hier und Jetzt, als plötzlich Danuto-

rus Stimme erklang. Er brüllte Worte auf Bosparano. Was er sagte, hatte sie nicht verstehen können.

Ohne es zu wollen, hob sie das Buch in die Höhe und trat wieder zurück. Es öffnete sich. Die Seiten begannen zu zittern, als wehe ein starker Wind. Ein Glimmen erfüllte die Lettern und schwarzer Rauch tanzte aus dem Pergament.

Fasziniert starrte sie auf das Schauspiel. Nur ein Augenblick verstrich, bis sie erneut Danutorus Stimme vernahm.

„Jetzt ist es aus, meine Liebe!“ Er klang um ein vielfaches lauter und näher, als je zuvor. „Macht Platz!“

Ein überirdisches Kreischen erklang. Das Buch sprang aus der Hand und schwebte in der Luft, während die Magierin sich heulend den Kopf hielt. Garlon verstand nicht, was hier vorging, doch er hatte das tiefe Bedürfnis dem Zauber ein Ende zu setzen.

Ein Blick zur Seite verriet, dass Rudonatus noch immer mit Fassung rang. Er sah aus, als erwache er gerade aus einem tiefen Traum.

Plötzlich sackte die Zauberin in sich zusammen. Über ihrem Kopf stieg etwas auf. Fäden, wie dunkler Nebel, zogen sich in die Länge und trieben auf das Tor zu. Zugleich löste sich aus dem Buch eine Wolke purer Finsternis. Während der Foliant wie ein Stein zu Boden fiel, schwebte sie langsam herab und wurde größer. Von einem Augenblick auf den nächsten, änderte sie ihre Form, sah beinahe menschlich aus, doch ohne eine klare Gestalt anzunehmen. Dort, wo der Kopf hätte sitzen müssen, zuckten winzige Blitze durch den schwarzen Nebel. Garlon meinte in dem Spiel der Lichter ein Antlitz zu erkennen. Es sah aus, wie ein bärtiges Gesicht, voller Zufriedenheit.

Rudonatus?

Auch Rudonatus war diese Erscheinung nicht entgangen und erneut überfielen ihn Erinnerungen. Er stand seinem finsternen Selbst gegenüber, wie es schon einmal gewesen war. Das letzte Puzzlestück.

Die Kammer.

Zorn. Trauer. Hass.

Das Dorf.

Tagelang hatte er die Ruine und das Tor in den Bergen erforscht. Nun kehrte er nach Dunkelbach zurück. Doch schon von Weitem sah er dichten Rauch über der Siedlung.

Tot.

Sie hatten jeden umgebracht, der nicht geflohen war. Er stand neben dem Brunnen, umgeben von Leichen. Ein grausames Gemetzel, schon Tage her.

Der Junge.

Auch Arlin lag auf dem Platz. Er war ihm wie ein Sohn gewesen. Vor Jahren hatte er einen Funken magischen Talents bei ihm entdeckt und begonnen ihn zu unterrichten.

Zurück.

Wie von allen Dämonen verfolgt galoppierte er zurück in die Berge. Er musste ungeschehen machen, was passiert war!

Sie warnen, sollte reichen und würde Satinav nicht aufschrecken.

Die Kammer.

Hastig öffnete er das Buch. Er würde das Dorf nicht nur warnen, sondern die Schwarzpelze vernichten, bevor sie ihre dreckigen Hände danach ausstrecken konnten.

Das Tor.

Es begann! Der Weg durch die Sphären öffnete sich. Warum nur diese Orks töten? Er hatte die Macht ihr ganzes, verdammtes Volk auszulöschen!

Ein Fehler.

Mit unbändiger Gewalt riss das Portal an seiner Seele. Wie ein schwarzer Nebel löste sich der Teil seines Selbst von ihm, der ihn an diesen Punkt gebracht hatte und in den Lauf der Zeit eingreifen wollte. Plötzlich flackerte das Tor auf und brach zusammen. Sofort stürzte sich der schwarze Schemen auf ihn. Die Berührung war tödlich kalt. Hass und Zorn bedrängten seinen Geist.

Mit letzter Kraft griff er nach dem Buch und schlug nach dem Angreifer. Der Nebel wirbelte durcheinander. Die magischen Seiten verfangen sich in den feinen Fäden und zogen sie in Windeseile hinein. Zurück blieb nichts als Dunkelheit.

Verbergen.

Mit zerrissener Robe schloss er die geheime Tür in seinem Keller. Hier sollte es sicher sein. Er war es nicht. Die Orks waren noch überall.

Überleben.

Er musste fort. Irgendwie fort von hier.

Wieder fühlte Rudonatus, wie der schwarze Teil seiner Selbst die kalten Finger nach seinem Geist ausstreckte. Doch dieses Mal war er nicht zu schwach, um sich zu wehren. Seine Vergangenheit würde hier und jetzt enden.

Garlon versuchte noch sich einen Reim auf dieses Schauspiel zu machen, da erklang die Stimme des Magiers. „*Ignifaxius!*“, donnerte er mit noch nie gehörter Kraft. Ein

mächtiger Flammenstrahl schoss heran und bohrte sich in den schattenhaften Leib. Das magische Feuer ging in seinem Ziel auf, bis zur letzten Flamme. Die Glut fraß sich durch den Nebel, wie der Funke durch den Zunderschwamm.

Ein grässlich verzerrter Schrei erfüllte die Kammer. Er wurde lauter und heller, bis er schließlich mit einem Schlag verstummte. Der Magier brach zusammen.

Federleichte, graue Fetzen tanzten durch die Luft. Sie waren alles, was von der unheimlichen Erscheinung geblieben war. Es wurde still.

Das Summen, das vom Tor auszugehen schien, blieb als letztes Geräusch. Garlon trat an die bewusstlose Zauberin heran und drehte sie auf den Rücken. Als er ihr Gesicht sah, erschrak er. Das konnte nicht sein!

War denn die ganze Welt verrückt geworden? Er schüttelte den Kopf. Vor ihm lag Isinde, die Heilerin aus Dunkelbach, die vor Wochen in Rudonatus Haus gestorben war. Er selbst hatte noch versucht ihr das Leben zu retten, aber sie hatten sie einfach nicht erreichen können.

Welch dunkler Zauber ging hier vor?

Er legte ihr die Hand an den Hals. Sie lebte noch, war aber sehr schwach. Er war gespannt, was sie ihm erzählen würde, wenn sie wieder erwachte. Doch zuerst musste dieser unheilige Zauber beendet werden. Er drehte sich zum Tor.

„Vorsicht!“, kam Rudonatus Stimme von der Seite. Der Magier lag am Boden. Er sah blass aus. „Ihr dürft es nicht berühren! Tretet nicht hindurch! Es wird Euch Bilder zeigen, Bilder aus Eurer Vergangenheit. Dinge, die Ihr zu ändern trachtet!“ Er hustete. Als er weitersprach hatte sein Stimme noch mehr an Kraft verloren. „Lasst Euch nicht täuschen.

Das Gefüge darf nicht in Unordnung geraten! Zerstört das verdamnte Tor! Ein für alle Mal!“

Garlon trat vor. Er hob die Waffe und suchte sein Ziel. Sofort verlor sich sein Blick in dem gleichmäßigen Rhythmus der Wellen, die von der Mitte des Tores aus zum Rahmen liefen. In dem hellen Nebel konnte er zunächst nichts erkennen, doch der Anblick faszinierte ihn. Ohne es zu merken senkte er den Streitkolben. Warum sollte er etwas zerstören, dass so schön war?

Plötzlich zog eine Welle, schneller als die anderen, über das Wabern. Sie schluckte jede Unebenheit und hinterließ eine spiegelglatte Fläche.

Garlon sah sich selbst. Die schwarzen Haare, der Bart und dazwischen die dunklen Augen. Sein Gesicht war von Anstrengung und Schmerz gezeichnet, seine Kleidung blutverschmiert und zerrissen. Es war alles andere, als ein schöner Anblick.

Er sah wieder nach oben. Als er seinen eigenen Blick traf, verharnte er. Es war ewig her, dass er sich in einem Spiegel betrachtet hatte. Er sah sich selbst lange an, bis das Bild vor ihm plötzlich verschwand.

Mit einem Mal dachte er an seine Kindheit im Tempel zu Trallop. Er sah sich selbst als jungen Novizen durch die kalten Flure laufen. Das war keine schlechte Zeit gewesen. Doch dann spürte eine kalte Leere in seinem Gemüt. Er hatte nie erfahren, wer seine Eltern waren oder woher er stammte. Plötzlich erschien ihm dies als unerträglich, obwohl er sich zuvor selten darüber Gedanken gemacht hatte.

Die Bilder änderten sich.

Es war Nacht.

Ein mächtiger Sturm rüttelte an der Welt und am Dach des Tempels. Regen prasselte hinab, als sollte es kein Morgen geben und Blitze zuckten über das Firmament.

Die Stufen vor dem Portal.

Jemand schlich heran. In seinem Arm lag ein Bündel. Es war der Alte, der Garlon einst zum Tempel gebracht hatte. Ein Schauer lief dem Geweihten über den Rücken. Nur dieser Mann konnte das Geheimnis seiner Vergangenheit lüften, doch war er gewiss schon seit vielen Jahren zu Boron gefahren. Dort lebte er.

Garlon schossen die Worte des Magiers durch den Kopf. Er hatte ihn davor gewarnt, das Gefüge nicht in Unordnung zu bringen. Was hatte er damit gemeint? Waren diese Bilder am Ende mehr, als nur Schein?

Konnte es sein, dass er vor einem Weg in das Vergangene stand? Seine Gedanken überschlugen sich. Eine Reise in die Vergangenheit konnte es nicht geben. Oder doch? Müsste jemand, der dies konnte, nicht unglaublich mächtig sein?

Ein Schauer überfiel ihn. Unbeschreiblich mächtig wäre man, fürwahr. Weit mehr könnte getan werden, als nur die eignen Herkunft zu klären.

Das Bild im Spiegel veränderte sich erneut. Ein Wald erschien. Gerüstete Gestalten huschten durch die Büsche und pirschten sich an einen Hof an. Er kannte das Anwesen. Es lag in Tobrien, in den Schwarzen Landen. Vor nicht allzu langer Zeit, hatte er selbst dort gefochten.

Wären sie damals nur früher gekommen! Die Menschen waren ohne jede Warnung überfallen und grausam getötet worden. Ein Ruf, ein Zeichen zur rechten Zeit hätte gereicht, um ihnen das Leben zu retten.

Die Bilder begann immer schneller zu wechseln.

Er könnte dorthin zurückgehen, sie retten und einen kleinen Teil der Gräuel verhindern. Plötzlich sah er sich selbst und seine Rotte. Sie lagerten. Es war der Tag, bevor sie den Hof erreicht hatten. Ja! Genau dorthin müsste er zurück. Doch halt!

Das Bild löste sich gedankenschnell.

Warum nur diese Menschen retten? Warum nicht gleich den ganzen Krieg aus dem Lauf der Geschichte tilgen? Wäre das Reich zur rechten Zeit gewarnt worden, es wäre nie so weit gekommen. Warum nicht die Verräter in Ketten werfen lassen, bevor sie ihren Verrat begehen können? Garlons Herz schlug immer schneller. Er konnte tausende Menschen retten. Nein, sogar zehntausende! Aufgeregt trat er einen Schritt vor. Ihn trennten nur noch wenige Fingerbreit von dem glänzenden Spiegel.

Gerade suchte er nach dem perfekten Moment der Geschichte, um möglichst viel Gutes bewirken zu können, da brach sich ein Geräusch Bahn in seinem Geist. Er vermeinte die Schwingen eines Vogels zu hören. Kam Golgari, um ihn zu holen? Waren seine Verletzungen so schwer gewesen? Wenn es so sein sollte, würde er ohne Angst folgen. Der Tod war nichts, wovon man sich fürchten musste.

Garlon hielt inne und wiederholte den Gedanken. Der Tod musste nicht gefürchtet werden. Für die Rechtgläubigen, war er der erste Schritt in die Paradiese der Zwölf. Konnte es im Sinne Borons sein, Menschenleben zu retten, deren Ende vom Schicksal bereits bestimmt war? Die schon gestorben waren?

Während er noch mit seinen Gedanken haderte, drang eine leise Stimme an sein Ohr. Erst kaum zu vernehmen, gewann sie schnell an Kraft. Sie sprach ein Wort, wiederholte es immer und immer wieder, doch er konnte sie nicht verstehen. Irritiert sah er sich um.

„Garlon!“, rief jemand. Unscharf erkannte er eine Frau. Morna? „Was machst du denn da? Warum starrst du dort hinein?“ Sie kam näher und stieß ihn an.

Sofort brandete der Schmerz in seiner Schulter wieder auf und riss ihn endgültig aus seinen Gedanken. Er schüttelte sich. Mit dem Blick am Boden versuchte er Ordnung in seinen Kopf zu bringen. Was sollte er tun?

Alles ist, wie es ist, weil es kam, wie es kam.

Alles wird sein, wie es soll, weil es ist, wie es ist.

Du musst den Weg nicht verstehen.

Du musst nur lernen, ihn zu akzeptieren.

Das hier war schwarze Magie. Niemals konnte es in Borons Sinne sein, dass er sich gegen die Gesetze der Götter selbst erhob. Der Lauf der Dinge war gewollt. Alles hatte einen Sinn, so wie es geschah, auch wenn die Sterblichen es nicht erkennen konnten.

Die Ruhe, die er in den Tagen im Tempel der Peraine gespürte hatte, kehrte zu ihm zurück. Boron führte ihn weise. Nicht die Zeit zu ändern, war seine Aufgabe, sondern zu verhindern, dass jemand andere es tat. Das allein war der Grund, aus dem er hier war.

Der erste Schritt dazu war getan, Reonar und seine Komplizen besiegt. Doch solange dieses Tor existierte, war Satinavs Fahrt nicht sicher. Entschlossen hob er seinen Rabenschnabel.

Vermutlich hätte es ohnehin nicht funktioniert. Ein Zeitsprung? Das war etwas für die Märchen der Ammen, Barden und Gaukler.

Er sandte ein Stoßgebet an Boron und holte aus. Der Hammerkopf fuhr herab und zerschmetterte einen der Steine im Torbogen. Die glimmende Rune zerplatzte in einer Wolke aus beißendem Dampf und die spiegelnde Fläche begann zu zittern.

Garlon hob zum nächsten Schlag an. Er traf den Bogen mit übermenschlicher Gewalt. Die ganze Kammer erbehte, als die Steine, einer nach dem anderen, von ihrem Platz herabstürzten und auf dem Boden zersplitterten. Der spiegelnde Nebel jedoch hielt sich noch an der Wand.

Garlon sah hinein. Gerade wollte er ein dritte Mal zuschlagen, da erahnte er ein neues Bild. Es war ein Rabe. Das Tier sah ihn aus glänzenden Augen an. Es breitete die Schwingen aus und flog davon. Sein Schrei erklang und hallte hundertfach in Garlons Geist wieder. Die letzten Reste der dunklen Magie verflogen, wie der Ruf des Raben.

Es war getan.

Kapitel 21 – *Bei Xolgarim*, 23. Efferd 1024 B.F.

Es war nass und kalt. Dicke Regentropfen fielen schnurgrade vom Himmel. Das Wasser verhüllte die Welt wie ein Vorhang und hatte es den ganzen Tag über nicht richtig hell werden lassen. Wer nicht musste, vermied es vor die Tür zu gehen und niemand würde es ihm verdenken. Jeder der sich auf Reisen begeben musste, konnte einem leidtun.

Garlon war einer von ihnen. Er hatte versprochen an diesem Abend einen Freund zu besuchen und würde sich von Efferd nicht davon abhalten lassen. In einen langen Ledermantel gehüllt, den Kopf fest zwischen die Schultern gezogen, ritt er die Straße entlang, die zu Ortoschs Gasthaus führte. Trotz des Regens war es schon von Weitem zu erkennen. Die Fenster leuchteten in warmem Gelb und die Umrisse des Gebäudes hoben sich gegen das graue Nass ab.

Garlon ritt heran und stieg ab. Aus der Schankstube wehte ihm Gelächter und das Klacken von aneinandergestoßenen Humpen entgegen. Die Tür und die Läden, die die Fenster schützten, waren nur angelehnt, manche auch geöffnet.

Er führte sein Pferd um das Haus herum zur Scheune. Auch sonst war niemand auf die Idee gekommen sein Tier bei diesem Wetter an dem Balken vor dem Haus anzubinden und so traf er eine sehr beschäftigte Magd. Nachdem alles geregelt und die Zügel übergeben waren, kehrte er zurück.

Vor der Tür angekommen, fiel ihm eine Veränderung auf. Oberhalb des Einganges hingen noch immer die beiden hölzernen Drachen, doch der Schriftzug darunter war ein

anderer. *Bei Xolgarim.* Garlon lächelte und nickte. Dieser Name schien ihm mehr als passend. Er trat ein.

Angenehme Wärme umfing ihn. Die Luft war erfüllt von dem Geruch nach Bier und gebratenem Fleisch. Etliche dicke Kerzen spendeten schummriges Licht und ließen den Schankraum viel kleiner erscheinen, als er eigentlich war. Gut zwei Dutzend Gäste hatten hier Platz gefunden und sich auf die Tische verteilt. Die Stimmung war ausgelassen, die Gesichter gerötet von Freude und Wein. Man scherzte und lachte ausgelassen. Irgendwo rollten Würfel über Holz und jemand applaudierte.

Garlon blieb einen Moment in der Tür stehen und ließ das Wasser von sich herablaufen. Dann zog er den Mantel aus und legte ihn über einen der wenigen freien Stühle. Hier, direkt am Eingang war nicht alles belegt, was sicher an dem kalten Zug lag, dem man sich hier aussetzte. Der Golgarit, jetzt wieder als solcher zu erkennen, sah in die Runde. Niemand schien groß Notiz von ihm zu nehmen.

„Garlon!“, brach sich eine Stimme durch das Gemurmel. Es war Morna. Sie saß mitten in einer Traube von Gästen und sah mit freudigem Gesicht zu ihm herüber. „Komm her und spiel' mit uns!“ Sie winkte ihn heran. „Die Würfel sind mir heute gewogen. Das musst du sehen!“

Garlon lächelte und winkte dankend ab.

„Wie du willst“, antwortete sie, „aber lauf nicht weg, bevor wir zusammen etwas getrunken haben! Ich weiß, wo du dein Quartier hast!“ Sie grinste schelmisch und tauchte wieder in der Menge der Spieler unter.

Weiter hinten im Raum schlug eine Tür. Garlon sah auf und entdeckte Ortosch, der zusammen mit seinem Schankknecht aus der Küche kam. Er Trug ein Tablett mit offensichtlich leeren Humpen, aus denen es dampfte.

„Merk dir das, mein Junge“, sagte der Zwerg väterlich und stellte das Tablett auf dem Tresen ab. „Es kommt darauf an, dass man die Humpen gut in Ordnung hält. Sonst können die Gäste die Güte deiner Waren überhaupt nicht würdigen.“

Jurik nickte und begann die Gefäße in dem Regal hinter ihm zu verstauen.

„Gut, gut.“ Ortosch wischte sich die Hände an seiner Schürze ab. Ihm stand der Schweiß auf der Stirn und seine Wangen waren gerötet. Der Zwerg sah angestrengt, aber glücklich aus. Er trug weder Rüstung noch Waffen und ohne seinen langen, roten Bart, hätte Garlon vielleicht Probleme gehabt ihn wiederzuerkennen.

Als sich ihre Blicke trafen, wurde das Lächeln auf Ortoschs Gesicht noch breiter. Er öffnete die Arme und trat hinter dem Tresen vor.

„Garlon!“, rief er. „Komm her!“

Sie schlossen sich in die Arme, was für einen Moment ein fast groteskes Bild ergab, so unterschiedlich, wie sie waren.

„Schön, dass du gekommen bist!“ Er schüttelte Garlons Hand. „Los, wir bringen deine Sachen aufs Zimmer und dann setzen wir uns ab.“ Ortosch zwinkerte verschwörerisch. „So gut ich meine Gäste auch bewirte, gewissen Dinge behalte ich mir für Freunde vor.“

Wenig später saß Garlon in einem kleinen Kaminzimmer, das sich direkt an den Schankraum anschloss. Seit seinem letzten Besuch, hatte sich hier wenig verändert. Es sah noch immer aus, als würde es selten genutzt.

Ein breiter Tisch mit niedrigen Stühlen füllte das Zimmer beinahe komplett aus. An der Decke hing ein Wagenrad, das als Kerzenhalter diente und in der Zeit seiner Existenz wohl schon so manchen Tropfen Wachs hatte fallen las-

sen. Vor den gemauerten Wände standen ringsherum niedrige Regale. Der Tür gegenüber lag der Kamin. An der Mauer darüber hingen Grimin und Gremon. Überkreuzt, wie Garlon sie das erste Mal gesehen hatte, ruhten die Äxte in der eisernen Halterung.

Ortosch hatte eine alte Flasche, sowie zwei Becher auf den Tisch gestellt und war gerade damit beschäftigt im Kamin ein Feuer zu entfachen. Alles was dazu nötig war, förderte er aus einer Truhe an der Wand hervor. Genug trockenes Holz hielt ein kleiner Stoß direkt daneben bereit. Es dauerte nicht lange, bis der Zwerg sein Ziel erreichte. Lautes Knistern und der charakteristische Geruch von brennendem Zunder breitet sich aus. Als Ortosch zum Tisch zurückkehrte, folgte ihm ein Schwall angenehmer Wärme. Die Flammen erfassten mehr und mehr Holz. Bald schon tauchten sie das Zimmer in einen rötlich goldenen Schein.

„Tja“, begann Ortosch und setzte sich. Er zog die Becher heran, entkorkte die Flasche und goss ein. Einen schob er zu Garlon. „Auf die Zukunft!“, er hob seinen Becher. „Möge sie uns nur Gutes bringen!“

„Auf die Vergangenheit“, gab Garlon zurück. „Denn sie hat uns hier her gebracht.“

Ortosch nickte und beide tranken. Der Zwerg sah nachdenklich aus, doch nicht so wie es früher der Fall gewesen war. Er wirkte zufriedener.

„Ein guter Name“, sagte Garlon, nachdem er getrunken hatte.

„Was?“

„Du hast einen guten neuen Namen für dein Wirtshaus gewählt“, erklärte der Golgarit.

Ortosch begann zu lächeln. Eine Spur von Trauer lag in seinen Augen, doch es war die Wehmut, mit der man ei-

nem geliebten Menschen gedenkt und nicht die Verzweiflung, die der Verlust auslösen konnte.

„Ich fand ihn sehr passend.“ Er stellte seinen Becher ab. „Meine Zeiten als Abenteurer sind vorüber, Garlon. Ich bin sehr dankbar, dass ich mich mit dir noch einmal ins Unheil stürzen durfte, aber ich werde langsam zu alt dafür. Außerdem bin ich zu alt, um mich mit Sorgen zu plagen.“ Er schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Jedem, der mich danach fragt, werde ich ab heute die Geschichte des heldenhaften Xolgarim erzählen und so sein Andenken ehren. Und sie werden danach fragen!“ Er grinste. „Mein Bruder hat Geschichten immer geliebt. Ihm hätte das gefallen.“ Eine einsame Träne sollte Ortoschs bärtige Wange hinab. „Und er hätte nicht gewollt, dass ich mir seinetwegen das Gemüt zermürbe.“ Er rieb sich das Gesicht und begann zu lachen. „So hat alles ein gutes Ende gefunden, da hast du wohl Recht. Wobei ich nicht weiß, ob ich dafür so oft hätte zu Boden gehen müssen.“ Er hob den Zeigefinger. „Du bist deinem Herren auch einmal zu oft von der Schippe gesprungen. Pass auf, dass sich das nicht rächt!“ Garlon schüttelte den Kopf.

„Wird es nicht. Wir haben den Willen Borons erfüllt. Er hat uns dorthin geführt und uns befähigt zu tun, was getan werden musste. Wenn mein Tod Teil seines Plans gewesen wäre, säße ich jetzt nicht hier bei dir.“

„Wohl wahr“, gab Ortosch zurück. „Obwohl die anderen elf uns sicher auch zur Seite standen. Sonst wäre keiner von uns dort lebendig herausgekommen.“

Damit hatte der Zwerg nicht Unrecht. Nach dem Kampf im Keller und der Zerstörung des Tores war Garlon von Ohnmacht übermannt worden. Seine Erinnerung setzte erst wieder ein, als er in einem Lager erwachte.

Man kümmerte sich um die Verletzten. Rudonatus erwies sich wiederum als ausgezeichnete Heiler. Da Hilma noch immer mit dem Tod rang, konnte sie keinen Protest gegen die Zauberei einlegen und der Magier versorgte einen nach dem anderen. Schließlich konnte sie wenige Stunden später den Rückweg wagen.

Ihre Feinde waren fast ausnahmslos tot oder geflohen, das Buch in Händen der Bannstrahler. Nur zwei Gefangene wurden mitgeführt. Es war eine Kämpferin aus Reonars Gefolge und Isinde. Leider hatte Garlon feststellen müssen, dass die junge Frau kaum noch mehr als eine geistlose Hülle war und sich an nichts erinnerte. Aus ihr konnte man kein vernünftiges Wort herausbekommen und so würde sich das Geheimnis um ihre Beteiligung an diesen Dingen wohl nie völlig klären lassen. Das sie schuldig war, schien außer Frage. Dennoch protestierte Garlon heftig, als die Bannstrahler sie mit nach Greifenfurt nehmen wollten, um ihr den Prozess zu machen. Jemand in diesem Zustand gehörte nicht in eine Zelle oder auf ein Schafott.

Nach einem kurzen, aber intensiven Wortwechsel, war es ihm gelungen Hilma davon zu überzeugen. Das mochte auch daran gelegen haben, dass die Bannstrahlerin alles andere als auf dem Höhepunkt ihrer Kräfte gewesen war. Wahrscheinlich hatte Rudonatus ihr gerade so viel magische Heilung angedeihen lassen, wie ihm absolut nötig schien. So jedenfalls überließ man ihm die Obhut über die Gefangene.

In Dunkelbach trennten sich dann die Wege. Die Bannstrahler ritten nach kurzer Rast nach Greifenfurt zurück, während Garlon, Rudonatus, Morna und Ortosch sich um die Bewohner des Dorfes kümmerten.

Glücklicher Weise erwies sich Baradar von Plaue als sehr hilfsbereit und dankbar. Er fühlte sich offenbar noch im-

mer ein wenig Schuldig wegen der falschen Anschuldigungen und half bei einer raschen Rückkehr der Dörfler zu ihrem normalen Leben.

Es dauerte etwa zwei Wochen, bis alles wieder seinen gewohnten Gang ging. Ortosch war mittlerweile zusammen mit Morna zu seinem Gasthaus zurückgekehrt, doch nicht ohne Garlon vorher ein Besuchsversprechen zu entlocken. Der Golgarit selbst machte sich derweil auf den Weg nach Greifenfurt, um dort die noch immer verwirrte Isinde dem Orden der Heiligen Noiona zu übergeben. Wenn sich ihr Zustand überhaupt je wieder besser sollte, würde es sicher viele Jahre brauchen.

Auch Rudonatus hatte das Dorf vorerst verlassen, um einige Besorgungen zu machen. Bis zu Garlons Abreise war der Magier nicht wieder zurückgekehrt. Ob er das je tun würde, blieb abzuwarten. Schließlich wurden auf Befehl der Bannstrahler sowohl die Reste des Turmes, als auch die Ruine von Rudonatus altem Haus dem Erdboden gleich gemacht. Bei letzterem war Hilma offenbar einer Eingebung gefolgt oder sie wollte den Zauberer für seine Taten bestrafen.

In der Zeit, die sie nach dem Kampf im Turm in Dunkelbach verbracht hatten, war der Magier Garlon sehr verschlossen vorgekommen. Jeden Tag hatte er den Boronsanger besucht und dort mehrere Stunden verbracht. Darüber sprechen hatte er nicht wollen und so blieben Garlon nur Vermutungen. Wahrscheinlich holten dunkle Geheimnisse der Vergangenheit den Alten ein. Garlon betete dafür, dass er dort wo es ihn hinzog, Frieden finden konnte. Plötzlich schlug Ortosch mit der Faust auf den Tisch. „Zu schade, dass wir diesen vermaledeiten Zauberer nicht gefangen haben!“

Garlon nickte. Von Ission fehlte in der Tat jede Spur. Er war ein Meister seines Faches, das musste man ihm neidlos zugestehen.

„Ist schwerer zu fassen, als Nebel mit bloßen Händen!“ Der Zwerg lehnte sich zurück und faltete die Hände auf dem Bauch. „Fast wie die Hexe. Ich wette das geht der lieben Hilma mächtig an den Hochmut, dass ausgerechnet Rudonatus ihre Flucht verhinderte und ihre Krieger sie dann noch nicht einmal am Leben ließen. Aber als Morna sie uns in die Arme trieb, war das wilde Weib nicht anders zu stoppen gewesen.“ Er sah über seine Schulter zum Kamin hin. „Wenn einer der Spitzbuben noch nicht genug haben sollte, kann er sich gerne bei mir melden. Grimin und Gremon bleiben scharf, egal wie lange sie ruhen.“

Plötzlich schwang die Tür auf und der Lärm der Schankstube schwappte in das Zimmer. Morna schlüpfte herein und sah vorwurfsvoll auf Garlon und Ortosch.

„Hier seid ihr also!“ Sie stemmte die Hände in die Hüfte. „Trink einfach ohne mich! Das ihr euch nicht in Grund und Boden schämt!“

„Du hattest doch deinen Spaß!“, antwortete Ortosch, ohne sich aus seinem Stuhl zu erheben. „Kann ja keiner ahnen, dass du dich von den Würfeln lösen wolltest.“

„Noch nicht einmal einen Becher habt ihr für mich! Alles muss man hier selber machen!“ Sie drehte sich auf dem Absatz um und huschte wieder in den Schankraum.

„Sie bleibt hier?“, fragte Garlon. Er hatte versucht nicht wieder an sie zu denken und ganz für Boron da zu sein. Als er verletzt war konnte er das. Als das Dorf seine Hilfe benötigte, konnte er es auch. Aber jetzt, fiel es ihm unheimlich schwer.

„Sie wollte. Außerdem macht sie sich ganz gut darin, die Gäste zu unterhalten. Hat ein Talent für Würfel und Kar-

ten. Ich glaube sogar, dass sie dabei nicht falschspielt.“ Ortosch grinste. „Hier draußen muss ich kaum damit rechnen, dass mich jemand deshalb in Ketten werfen will. Der Baron schon gar nicht.“

Wenig später kehrte Morna mit einem Becher und einer zweiten Flasche Brantwein zurück. Die drei tranken und lachten bis tief in die Nacht. Als schließlich beide Flaschen ihr Ende gefunden hatten, begann Boron sie in sein Reich zu rufen. Von einem Moment auf den nächsten war Ortosch im Sitzen eingeschlafen. Mit dem Kopf auf der breiten Brust schnarchte er vor sich hin, als gäbe es kein gemütlicheres Nachtlager. Es war ein friedlicher Anblick.

Garlon und Morna verließen das Kaminzimmer, um sich ebenfalls zur Ruhe zu begeben. Der Schankraum war schon lange verwaist, die Türen nach draußen, sowie die Läden verriegelt.

Vorsichtig schlichen sie die Treppe hinauf. Vor Garlons Kammer angelangt, drehte er sich um. Morna sah in lächelnd an. Ihr Gesicht war gerötet und ihre grünen Augen leuchteten geheimnisvoll. Garlon, sonst so mutig, wusste nicht, was er tun sollte. Eigentlich hatte er sich nur für die Nacht von ihr verabschieden wollen, doch nun hielt ihn etwas zurück. Eine unbeschreibliche Kraft ließ den Augenblick unendlich lang erscheinen.

Plötzlich schlang Morna ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn. Voller Leidenschaft schmiegte sie ihren Körper an den seinen. Es fühlte sich unglaublich an. Ihre Wärme, der sanfte Druck der seidigen Lippen und die Umarmung verwirrten den Golgariten zutiefst. Gleichzeitig überflutete pures Glück sein Herz. Es schlug ihm bis zum Hals.

Lag es am Rausch? War er deshalb nicht mehr Herr seiner Sinne?

Kein Kampf hatte ihn je so aufgeregt, ihm je so den Schweiß auf Hände und Stirn getrieben, wie diese Lage. Nach kurzem Zögern legte er die Arme um Morna und drückte sie fest an sich. Sein Körper zitterte noch immer wie in Firuns Nacht, doch was er tat, fühlte sich richtig an. Nein, es war nicht nur die Wirkung von Ortoschs geheimen Schätzen. Er hatte einen Moment wie diesen herbeigesehnt, seitdem er ihr das erste Mal begegnet war.

Garlon löste einen seiner Arme, griff nach hinten und öffnete die Tür. Boron konnte sich seiner Gefolgschaft sicher sein, jetzt und für immerdar, doch in dieser Nacht sollte er einer seiner göttlichen Schwestern das Feld überlassen. So war es, so ist es und so sei es.

Epilog – In den Trollzacken, 23. Ingerimm 1021 B.F.

Goran rannte um sein Leben. Als säße ihm der Dreizehnte selbst im Nacken, trieb er sich den Hang hinauf. Äste peitschten ihm ins Gesicht und rissen blutige Striemen, doch er spürte nichts davon. Das Rauschen des eigenen Blutes wurde zu einem alles übertönenden Gebrüll und sein Herz hämmerte wie von Sinnen.

Sie waren hier. Irgendwo hinter ihm. Er wusste das ganz genau. Sie suchten nach ihm, würden ihm die Seele aus dem Leib reißen und seinen Körper zerfetzen. Entkommen! Er musste um jeden Preis entkommen!

Das alles war der reine Wahnsinn. Diese Armee konnten sie nicht schlagen! Ein Heerführer, der über Dämonen gebot und unzählige Untote in die Schlacht führte, war nicht zu bezwingen! Er hatte den Ogerwall selbst verderbt und zu einer schrecklichen Waffe gemacht. Die Götter schienen machtlos gegen diese unglaublichen Frevel, was sollten da die Sterblichen ausrichten?

Goran duckte sich unter einem dicke Ast hindurch und stolperte auf eine Lichtung. Er wusste nicht, wie weit er schon gelaufen war, doch es konnte nicht weit genug sein. Gehetzt sah er sich um. Niemand war zu sehen. Um ihn lag nur dichtes, grünes Nadelgehölz.

Plötzlich überfiel ihn Husten. Er keuchte und schmeckte Blut. Schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen und er musste sich an einen Baum lehnen, um nicht zu stürzen. Seine Brust brannte wie Feuer und er hatte das Gefühl nicht so schnell atmen zu können, wie es ihn nach Luft verlangte. Er senkte den Kopf und versuchte zur Ruhe zu kommen.

Niemand würde das überleben. Hätte er in der Formation nicht ganz außen gestanden, auch er wäre sicher nicht entkommen. Die ganze Landwehr, dahin.

Er nahm ein Geräusch wahr. Blitzschnell fuhr er herum, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den weichen Waldboden. Etwas zischte und fauchte wie Dampf, der aus einem kochenden Kessel zu entkommen versucht.

Noch bevor er sich wieder aufrappeln konnte, erhellte ein gleißender Lichtschein den Wald. Wie aus dem Nichts erschien eine Wolke von dunklem Violett. Sie schwebte etwa einen Schritt über dem Boden und dehnte sich rasch aus.

So hatten sie ihn also gefunden. Was auch immer das für eine neue Machenschaft des Dreizehnten sein mochte, er hatte ihr nichts entgegenzusetzen. Schicksalsergeben drehte er sich auf die Knie, faltete er die Hände und begann die Zwölf anzurufen. Wenn er schon sterben musste, so wollte wenigstens seine Seele vor der Verdammnis retten.

Die Wolke zog sich derweil in die Höhe. Sie würde immer länger, bis sie schließlich gut zwei Schritt hoch, aber nur etwa einen breit war. Ein perfektes Oval.

Goran erwartete jederzeit das Auftauchen einer dämonischen Kreatur, einer grässlichen Fratze oder eines tödlichen Fangarmes, doch es geschah nichts. Nachdem der Nebel seine Form angenommen hatte, war das Zischen verklungen. Lediglich ein leises Summen blieb und begleitete das rhythmische Wabern.

Vorsichtig stand der Söldner auf. Was war das? Eine Innere Stimme riet ihm, die Beine in die Hand zu nehmen und das Weite zu suchen, solange es noch ging. Gerade wollte er diesem Rat folgen, da hellte der Nebel sich plötzlich auf. Goran vermeinte ein Bild auf den flacher werdenden Wellen zu erkennen. Schemenhaft sah er eine Frau.

Gehüllt in eine Robe stand sie mit dem Gesicht zu ihm und hielt einen Gegenstand in den Händen. War das ein Buch? Die Erscheinung wirkte unheimlich lebensecht.

Fasziniert blieb Goran stehen und beobachtet, wie die Frau sich zu bewegen begann. Sie kam auf ihn zu! Ihre Hand streckte sich in seine Richtung. Plötzlich durchbrach sie den Nebel. Fingerspitzen kamen zum Vorschein und Goran rang nach Atem. Er griff nach seinem Schwert, doch die Klinge war fort, verloren auf der Flucht.

Panik bahnte sich erneut ihren Weg in seinen Geist. Er wollte davonlaufen und wollte es doch nicht. Die Augen von dem Nebel loszureißen, schien unmöglich. Mit zitternden Knien stand er da und erwartete sein Ende.

Doch es kam anders.

Mit einem Mal zog sich die Hand zurück. Die Frau sackte zusammen. Sofort verschwamm das Bild. Der Nebel schlug hohe Wellen und wurde wieder dunkler. Wie von starkem Wind bedrängt, begann er sich aufzulösen. Wenige Augenblicke später war nichts mehr von der unheimlichen Erscheinung geblieben.

Goran konnte sich wieder rühren. Von weit unten drang der Lärm der Schlacht zu ihm hinauf. Menschen schrien und Pferde wieherten. Das Klirren von Waffen mischte sich mit einem grausamen, unwirklichen Geschrei.

Er war noch lange nicht in Sicherheit. Mit einem Ruck riss er sich los und rannte davon.